ÖSTERREICHISCHE
NATIONALBIBLIOTHEK
242.506-C
ALT-

ÖSTERREICHISCHE
NATIONALBIBLIOTHEK

242.506-C

Der Abendsegen.

The evening prayer | La [illegible] de la noche

Der Telegraph.

Illustrirte Monatsschrift

für

das

gemüthliche

Deutschland.

II. Band.

Dresden, H. M. Grimm & Comp.

Druck von L. W. L. Kämpfer.

242,506-C

WIEN

Mit Illustrationen von Dresdner Künstlern.

Telegraphische Depesche für die Bücherwelt.
Vom Telegraphen erscheint wöchentlich eine Lieferung von 2 Bogen mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten. — Preis jeder Lief. 3 Ngr. (12 kr. C.-M.) — Zwölf Lieferungen bilden einen Band, für welchen man sich durch Annahme der 1. Lieferung verpflichtet. — Als Prämie wird am Schlusse des Bandes ein prachtvoll gestochener großer Stahlstich gratis beigegeben, dessen Preis im Kunsthandel 2 Thlr. P. C. ist.

Band II. Liefr. 1.

He da, Publikum! auf ein Wörtchen!

Was giebt's? — Frohe Nachricht auf der Telegraphenlinie; ein Siegesgeschrei, eine Fanfare auf der Ventiltrompete ungeheurer Heiterkeit. Der „Telegraph" tritt seinen zweiten Gang an. Publikum! vielköpfiges Ungeheuer! laß ihn selbst sprechen.

Ich bin Jüngling noch an Jahren,
Dreizehn Monde zählt ich nur;
Doch ich bin mit mir im Klaren
Und verfolge meine Spur.
Frohsinn, Lust, Humor und Freude,
Sie gehör'n zu unserm Stamm,
Und mit Bildern im Geleite
Geht es vorwärts, keck und stramm.

So, verehrtes Publikum, singt der Telegraph und seine Idee, dem gemüthlichen harmlosen Deutschen in harmvoller Zeit in Wort und Bild die Falten von der Stirn zu glätten, sie ist nicht auf steinigen Acker gefallen. Namhafte Schriftsteller, die ihm so manch electrischen Funken ihres Geistes in Witz, Humor und Satyre verliehen, die Illustrationen in Holz und Stahl, sie haben dem Unternehmen einen glänzenden Erfolg gesichert. Trotz aller Concurrenz in Süd und Nord hat er sich emporgearbeitet und wenn auch Etliche aus Neid die Kassandra spielten und ihm ein böses Horoscop stellten, Nichts da, er hat sich Grundrechte im Publikum erworben, er hat seine Existenz gesichert.

Er steht auf seines Daches Zinnen
Und schaut jetzt mit vergnügten Sinnen
Auf die beherrschten Leser hin.
Zwölf Tausend sind ihm unterthänig,
Von Hamburg bis nach Cöln und Wenig,
Von Danzig bis nach Grätz und Wien.

In 12,000 Exemplaren! wer uns dies vor Jahr und Tag gesagt. „Geh' in ein Kloster!" hätten wir mit Hamlet ausgerufen und ihm die Stelle gezeigt, wo der „Czaar und Zimmermann" das Loch gelassen. Dieser Liebe und Anhänglichkeit wird aber auch unser Telegraph eingedenk sein. Die besten Zeichner in Dresden hat er aufgesucht und für seine Zwecke gewonnen, da er die kühne Idee hat, jetzt seine Illustrationen um das Doppelte zu vermehren. Zu Literaten von Ruf trat er hin und rief: „Komm Ritter, kehre bei mir ein!" sie reichten ihm die Hand und sangen durchaus nicht: „Schöne Minka, ich muß scheiden!" Nein! sie sind da, sie kommen eben so fest und sicher wie die neuen holländischen Heringe im Juni und dereinst die „Schandauer Muhme" zum Dresdener Vogelschießen.

Was bei so Vollendetem den Preis des Blattes anbelangt, so würde eine andere Verlagshandlung den Saug anstimmen: „Es kann ja nicht immer so bleiben!" aber solch eines Attentates ist der Telegraph nicht fähig; nein, es bleibt beim Alten, die Lieferung

3 Neugroschen.

Als Prämie kommt zu diesem Band eine Beilage, von welcher Berliner Anoncenmacher sagen würden: „Noch nicht dagewesen!" — „So Etwas kommt nicht wieder!" oder dergleichen Redensarten mehr. Und dennoch ist's so. Es kommt am Schluß des zweiten Bandes als Prämie das lieblichste Bild der Dresdener Gemäldegallerie hinzu:

Amor, von **Raphael Mengs,**

(prachtvoll in Stahl gestochen von Felix Backenberg), dessen Preis im Kunsthandel zwei Thaler beträgt.

So weit, verehrter Leser, das Programm. — „Ich hab' das Meinige gethan!" sagt König Philipp im „Don Carlos", jetzt Publikum, thu' das Deinige.

Der heilige Abend.

Weihnachtsbild aus dem wirklichen Leben von Ed. Kauffer.

(Hierzu ein Stahlstich.)

I.

Zwei Tage vor dem heiligen Weihnachtsfeste des Jahres 1846 herrschte auf Dresdens Altmarkte reges Leben und Bewegen. Schaulustige aus allen Ständen wogten zwischen den Buden, Jeder wollte Etwas sehen, Jeder Etwas kaufen. Reich und elegant gekleidete Damen drängten neben den bleichwangigen Frauen des Proletariats vorwärts, wohlbeleibte Bürger neben heimathlosen Handwerksburschen, hübsche junge Akademiker neben straffen Liniensoldaten. Dieses Meer von Hüten, Mützen, Hauben, erfrorenen Nasen und klappernden Zähnen rollte, brandete, zuckte, lärmte, tobte, ebbte und flutete ohne Aufhören; denn hatten die in den Altmarkt einmündenden Straßen und Gassen einige Wellen dieser Menschensee aufgeschluckt, so warfen umgekehrt eben dieselben Gassen und Straßen auch mit jedem Augenblicke frische Truppen auf den merkantilischen Kampfplatz.

Der Himmel war an diesem Tage schwermüthig trübe. Graue Nebelstreifen lagerten über der Elbe und schleuderten wahre Wolkenbrüche von Flocken herab zur entschlafenen Erde. In der Natur verkörperte sich jene träumerische Melancholie, jene stille Trauer oder trauernde Stille,

Licht pinx. Nadenberg sc.

Der heilige Mond

welche dem Winter eigenthümlich ist und es rechtfertigt, wenn man ihn die todte Jahreszeit nennt.

Der kurze Nachmittag neigte sich jetzt seinem Ende zu.

An einem auf zwei sogenannten Böcken ruhenden Brete, unter den fliegenden Verkaufslokalen der Heringsweiber und Citronenhändlerinnen, standen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen. Sie waren nur leicht bekleidet und ohne allen Schutz gegen die rauhe Witterung des Dezembers. Die kleinen lieblichen Gesichter waren geröthet von dem schneidenden Luftzuge, der von der Kreuzkirche her den Platz fegte; die Lippen halb erstarrt, die Hände blau. Auf dem Brete, an dem sie standen, waren eine Menge kunstgerecht zusammengesetzter Rosinen- und Pflaumenmänner aufgestellt, welche die Geschwister verfertigt hatten, um sie zu verkaufen. Aber die Nachfrage blieb weit hinter ihrer Erwartung, selbst der bescheidensten, zurück. Nur selten begehrte man von ihrem sonst so gangbaren Artikel und der Beutel, der die eingenommenen Schätze aufnahm, wies außer einem blanken Zweinegroschenstück nur einige Kupferdreier und diverse blinde Pfennige ohne Wappen und Inschrift auf.

Das war hart für die Kinder; denn die Holzkammer daheim war leer und die Weihnachtszeit mit dem fälligen Hauszins vor der Thür. Die armen Waisen! Die Mutter nähte wohl von früh bis spät in die Nacht hinein; aber ihr geringes Einkommen reichte nicht hin für die Ausgaben des kleinen Hauswesens und mehr als einen Tag in der Woche bestand ihre und ihrer Kinder Nahrung einzig aus einer dünnen Suppe von heißem Wasser und eingeschnittenem Brot, welcher beigemischtes Salz Wohlgeschmack geben sollte.

Eben wollten die Geschwister ihre kostbaren Rosinenmänner zusammenpacken, als noch ein Käufer erschien und vor dem Brete stehen blieb. Es war ein kleiner kugelrunder Herr mit vollen rothen Wangen, aus denen zwei freundliche Augen gutmüthig hervorsahen. Auf seinem Kopfe thronte eine stattliche Mütze von feinem Tuche. Ein weiter Ueberrock, mit Pelz gefüttert, umhüllte Rumpf und Beine, und Stiefeln mit Korksohlen beschützten die Füße vor der nassen Kälte des Schnees. Der kleine runde Mann trug ein großes spanisches Rohr in der Hand, an dem oben eine runde Kugel, die das Aussehen eines Billardballes hatte, befestigt war.

— Kaufen Sie, guter Herr! sagte Ferdinand, der Knabe. Wir haben heute noch wenig eingenommen.

Der Mann lächelte und blies dabei seine rothen Backen auf.

— So billige und schöne Rosinenmänner finden Sie auf dem ganzen Markte nicht mehr, ergänzte Lorchen, das kleine Mädchen, ihren Bruder. Wir wollen nur wenig daran verdienen und haben uns doch große Mühe gegeben, sie recht hübsch herauszuputzen.

Der Mann nahm einen der angepriesenen Männer in die Hand.

— In der That saubre Arbeit! sagte er. Was kostet das Stück?

— Nur zehn Pfennige, werther Herr!

— Hm, hm, das läßt sich hören, schmunzelte der Dicke. Gib mir noch Einen her, mein Sohn. Dabei griff er in die Tasche und legte ein Zwanzigpfennigstück auf die Bank.

Ferdinand reichte ihm das Verlangte und der runde Herr schob beide Rosinenmänner in die weite Seitentasche seines Ueberrocks, dann schwenkte er sein spanisches Rohr mit dem Billardballe und verließ die Kinder mit freundlichem Gruß.

Kaum war der kleine Herr mit dem vollen runden Gesicht einige Schritte gegangen, als die Kinder anfingen, ihre unschätzbaren Rosinenmänner in einen mitgenommenen Korb zu packen; denn die Nacht war im Hereinbrechen und es für sie hohe Zeit, den Verkauf für heute einzustellen. Eben hatte Ferdinand den ersten seiner Hast übergeben, da gewahrte er eine Brieftasche, die neben der Bank im Schnee lag. Niemand anders konnte sie verloren haben, als der runde Herr und spornstreichs lief ihm der gefällige Knabe nach, um ihm das Gefundene zurückzugeben; aber, wie oft er auch nach ihm fragte, wohin er auch blickte, er fand ihn nirgend.

Als er zu Lorchen zurückkam, hatte diese den Korb gefüllt. Ferdinand nahm ihn auf den Rücken und sein Schwesterchen an die Hand und so ging es nach Hause. Die Brieftasche hatte der Knabe in sein Taschentuch gewickelt und unter seinen Hosenbändern auf der Brust sorgfältig verwahrt.

Frau Eva, ihre Mutter, mußte heute viel geweint haben; ihre Lider waren geröthet, ihre Augen trüb und wolkig. Als ihre Kinder eintraten, erheiterte sich ihr trauriges Gesicht, sie ging den lieben Kleinen entgegen und küßte sie.

Die Mutter Ferdinand's und Lorchen's war eine hübsche junge Frau von kaum siebenundzwanzig Jahren. Gram, Kummer und Entbehrung hatten wohl vermocht, ihre Wange zu bleichen, aber nicht ihrer rührenden Schönheit Eintrag zu thun. Ihr Haar war blond; hätte sie das

Gefesselte gelöst, so würde eine reiche Fluth von goldenen Wellen sie vom Scheitel bis zur Ferse eingehüllt haben. Ihr Auge glich einem träumenden Frühlingsveilchen, die Hände waren klein und außerordentlich weiß. Sie trug heute ein Kleid von dünnem Kattun, eine saubre Schürze und ein blendendweißes Häubchen, dessen Bänder unter dem Kinne zusammen liefen.

— Mutter! riefen die Kinder beim Eintreten und hingen sich an den Hals der blonden jungen Frau.

— Lorchen! Ferdinand! Habe ich Euch wieder? Ihr guten Schäfchen, wie kalt seid Ihr!

— Ich friere nicht, sagte der Knabe, seit ich wieder bei Dir bin.

— Ich auch nicht, stimmte Lorchen bei.

— Und jetzt will ich Holz holen. Wir haben Geld eingenommen, wenn auch nicht viel, sagte Ferdinand weiter und übergab der Mutter die gelöste Summe.

— Und wir kochen Kartoffeln, nicht wahr? fragte Lorchen.

Ueber der Mutter bleiche Wange rollte eine bittre Thräne. Ihre Kinder waren heute reicher als sie. Seit vierzehn Tagen hatte sie für eine vornehme Dame gearbeitet und heute Nachmittag die Näherei abgeliefert, aber kein Geld erhalten. Sie sollte morgen wiederkommen, neue Arbeit abholen und Zahlung empfangen. Die junge Frau war vor Rührung und Betrübniß keines Wortes mächtig, sie umarmte ihre Kinder und gab Ferdinand Geld, das für den Augenblick Nöthigste herbeizuholen.

Die Mansarde, wo die arme Familie wohnte, war klein, aber nicht unfreundlich. An den weißen, oben mit gemalten Weinlaubkränzen gezierten Wänden hingen einige alte Kupferstiche in braunen Rahmen, zwischen den zwei kleinen Fenstern, welche die Stube hatte, ein Spiegel. Den Spiegel und den Raum zu beiden Seiten darüber umflossen die Ranken eines Epheustockes. Neben der Thür stand ein eiserner Ofen, ihm zur Rechten eine Kommode von Nußbaumholz, in der Mitte der Stube ein alter Tisch, mit einem Tuche von Linnen bedeckt. Außer drei Stühlen und einigen Bänken enthielt die Mansarde noch in einer Ecke eine kleine Schwarzwälder Uhr, deren Ticktack traulich den kalten Raum durchdrang. Neben der Uhr führte eine ziemlich roh gearbeitete Thür in eine dunkle Kammer, der Mutter und ihrer Kinder Schlafgemach.

Als Ferdinand zurückkehrte, machte Frau Eva Feuer an und setzte einen Topf mit Kartoffeln daran. Das helllodernde Feuer verbreitete bald liebliche Wärme und das Eis an den gefrorenen Fenstern fing an zu schmelzen.

Jetzt erzählte Ferdinand die Geschichte seines glücklichen Fundes und übergab seiner Mutter die Brieftasche.

— Sie ist schwer, sagte er.

— Hast Du sie schon geöffnet?

— Nein, aber ich vermuthe, daß sie Geld enthält.

— Laß sehen!

— Hier ist sie!

Frau Eva öffnete die Brieftasche. Wirklich fand sie eine ansehnliche Summe in ihr nebst Papieren, die für den Besitzer vielleicht noch werthvoller sein mochten als das Geld selbst. Zugleich entdeckte sie aber auch eine Visitenkarte mit dem Namen: Jeremias Seidenhase, nebst Straße und Hausnummer. Wahrscheinlich war dies der Name des Besitzers.

— Meine Kinder, sagte Frau Eva, diese Brieftasche gehört uns nicht, es ist unsre Pflicht, sie dem Eigenthümer zurückzugeben.

— So laß mich morgen selbst zu dem Herrn gehen, dessen Name hier steht, und mich erkundigen, ob ihm das Portefeuille gehört, bat Ferdinand.

— Ich erlaube es Dir gern.

— Vielleicht schenkt er mir eine Kleinigkeit und dann kaufe ich Dir Etwas zum heiligen Christ.

Die junge Frau seufzte.

— Wir müssen bei der Zurückgabe mit Vorsicht verfahren, damit wir nicht hintergangen werden, sprach sie. Gehe also morgen zu dem Herrn und ziehe Erkundigungen ein. Hat er das Portefeuille wirklich verloren, so wird er sich die kleine Mühe gewiß nicht verdrießen lassen, zu mir hierher zu kommen und mir sein verlorenes Eigenthum genau zu beschreiben. Weiß er die Summe, die sich in der Brieftasche befindet, richtig anzugeben, so steht deren Zurückgabe ja nichts entgegen.

Mit diesen Worten legte Frau Eva das schwere Portefeuille in die Kommode von Nußbaumholz, dann nahm sie die unterdeß gar gekochten Kartoffeln vom Feuer und schüttete sie in eine irdene Schüssel. Jedes Kind erhielt ein wenig Butter und ein Stückchen Brod und Beider Appetit ließ nichts zu wünschen übrig.

II.

Am andern Morgen machte sich Ferdinand, von seiner Mutter genau über sein Verhalten unterrichtet, auf den Weg und hatte bald das

Haus erreicht, in welchem Herr Seidenhase wohnte.

Während der schüchterne Knabe noch einige Minuten vor dem Hause auf- und abgeht und überlegt, wie er sich dem fremden Herrn gegenüber benehmen will, begeben wir uns, ihm vorauseilend, in das Innere dieses Hauses, um Herrn Jeremias, der eine wichtige Person in unserer Erzählung ist, persönlich kennen zu lernen.

Wir gehen zwei Treppen hinauf und treten, nachdem wir einen langen Korridor passirt haben, in ein geräumiges, mit Geschmack und Kostenaufwand eingerichtetes Zimmer. Die offenstehende Thür des Kabinets gestattet unserm Blick die Aussicht in die heiligen Hallen, wo Herr Seidenhase sein sorgenvolles Haupt in den Schooß des Morpheus zu versenken pflegt.

Es ist neun Uhr Vormittags.

Herr Jeremias schläft und erfüllt die Luft mit einem unaussprechlich erhabenem Schnarchen, dem unzweideutigen Beweise seiner vortrefflichen Lungen. Wir glauben einen schwachen Widerhall der Posaunen von Jericho zu vernehmen, oder das Echo vom Trompetengeschmetter aus Meister Giacomo's „Prophet" zu hören.

Der Schlaf der Gerechten und der Dummköpfe ist merkwürdig sanft und süß!

Die Thür, durch welche wir eingetreten, öffnet sich zum zweiten Male und mit bedächtigem Schritt der Wichsier in's Zimmer tritt und sieht sich stumm ringsum und schüttelt die Glieder und legt eine Menge Kleidungsstücke auf einen Stuhl nieder. Schiller's Manen mögen uns diese Travestie vergeben: der Anblick des nützlichen Staatsbürgers, der unsern prosaischen Stiefeln poetischen Glanz verleiht, erfüllt uns immer mit Ehrfurcht und Bewunderung. Wir achten den Stiefelputzer nicht allein, sondern wir glauben an ihn: er ist für uns ein religiöser Gegenstand, ein Stückchen Kultus, das menschgewordene Dogma des Fleißes und der Verschwiegenheit.

Nachdem der Wichsier das Zimmer sorgfältig in Ordnung gebracht und Feuer angemacht hat, begibt er sich in das Schlafzimmer, wo er einen Tisch an das Bett des noch immer selig schlafenden Herrn Jeremias schiebt, auf den Tisch eine Kaffeemaschine nebst Wasserflasche und Trinkglas stellt und mehre mit lebhaftem Geräusche verbundenen Beschäftigungen vornimmt.

Herr Seidenhase schläft trotzdem weiter.

Der Wichsier, welcher strengen Befehl hat, seinen Herrn um neun Uhr zu wecken, hustet wiederholt mit einer Geschicklichkeit, welche auf sein jahrelanges Studium in diesem Zweige der Tonkunst schließen läßt.

Unbegreiflicher Weise schläft Herr Seidenhase nichts desto weniger fort.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer und Heldenthaten Barthels aus Constappel.

Es war ein kühler, jedoch heiterer Frühlingsmorgen des Jahres 1849. Die Nacht war dem eben angebrochenen Tage gewichen; im Osten verkündete ein heller, goldener Schein den Sonnenaufgang. Alles rings umher lag in feierlicher Stille und nur der Gesang der hoch in den Lüften schwebenden Lerchen und der in den nächsten Dörfern krähenden Haushähne unterbrachen dieselbe.

Wohlgemuth und im Selbstgespräch begriffen schritt rüstig ein Wanderer auf einem schmalen Fußpfade seitwärts von der breiten Fahrstraße, die das von ihm verlassene Dorf durchschnitt, und die deshalb von selbigem der vielen Krümmungen wegen vermieden ward, der naheliegenden Stadt zu. Sein Aeußeres verrieth einen wohlhabenden Bauer; seine Gestalt war groß und stark, fast kolossal zu nennen und auf dem ersten Blick mußte man gewahr werden, daß derselbe eine Hantirung betrieb, welche seine Kräfte ausschließlich in Anspruch nahm, was sich auch durch seine unverhältnißmäßig großen Fäuste, die einem Ochsen den Garaus machen konnten, kund gab. Es war der Schmied aus Constappel, der seinen Weg zur Stadt nahm, um mancherlei Einkäufe darin zu machen und, hätte man sein Selbstgespräch belauschen können, in demselben die vorläufige Berechnung der verschiedenen Ausgaben, wozu die Finger dem fehlenden Gedächtniß zu Hülfe kommen mußten, gefunden haben würde.

Seine Eile verdoppelnd, würde er auch bald

in der Stadt angekommen sein, wenn er nicht die Thore derselben wider alles Erwarten verschlossen und von bewaffneten Bürgern besetzt gefunden hätte. Die schon seit einigen Tagen stattgefundenen Unruhen hatten eine solche Sicherheitsmaßregel nöthig gemacht, um das Eindringen der Neugierigen von auswärts soviel als möglich zu verhindern. Auch heute herrschte darin eine dumpfe Gährung und das Volk, deren Gemüther durch mehrere Veranlassungen auf's Höchste aufgeregt waren, wogte unruhig auf den Straßen und verkündete einen unheilvollen Tag.

Nach verschiedenen Hin- und Herfragen von Seiten der Bürger und den genügenden Antworten seinerseits gelang es endlich Barthelm, — so hieß der Schmied — sich die Erlaubniß in die Stadt zu verschaffen und wandelte nun dem ihm von jeher bekannten und oft besuchten Wirthshause zu. Alle Straßen waren von Bewaffneten gesperrt; in denselben begegnete er zahlreichen Patrouillen, von welchen er examinirt und dadurch so aufgehalten wurde, daß er erst gegen zehn Uhr des Morgens in demselben ankam, obgleich die Entfernung der Stadt von dem Dorfe, in welchem er wohnte, nur wenige Stunden betrug, welches er jedoch schon in der vierten Morgenstunde verlassen hatte.

„Na, das nähm nr adder Keener übel! Is denn nu hoite ganz un goor dr Toiwel bei oich Schtädtern lus? — Ich habbe wenigstens à Poor Schtunden gebraucht, ehb ich nun Thure bes hiehär gekumm'n bin! Was hadt-'r denn nurr vuhr? Das is ju zun närrsch war'n!

Durch solche und ähnliche Fragen an den Wirth, der, diesmal ohne Gäste, an seinem Schenktische stand, suchte sich Barthel Luft zu machen und setzte sich bequem an einen der in der Schenkstube befindlichen Tische, um sich mit Speise und Trank gütlich zu thun.

„J, guten Morgen Herr Barthel! Habt Ihr denn so nothwendig, daß Ihr grade heute zur Stadt kommen mußtet? So gern ich Euch bei mir sehe, denn Ihr seid ein guter Kunde, so thut es mir doch leid, Euch sagen zu müssen, daß Ihr heute schlechte Geschäfte machen werdet, denn fast alle Läden sind geschlossen und namentlich alle Eisenhandlungen, in welche Euch doch nur Euer Geschäft führt. Ihr hättet besser gethan, dieses Geschäft auf ein ander Mal zu verschieben, heute seid Ihr gradezu ganz umsonst gekommen. Die Revolution ist im vollen Gange und wer weiß, was die nächste Stunde bringt. 's ist um aus der Haut zu fahren mit der Revolution; die könnte bleiben, wo der Pfeffer wäre, denn sie hält mir alle meine Gäste in den Straßen fest, so daß ich meinen Vorrath von Bier und Branntwein selber saufen möchte. Die Republik soll eingeführt werden; meinetwegen könnten sie machen, was sie wollten, wenn mir nur mein Bier nicht sauer würde. — Soll ich Euch Lagerbier bringen?"

„Ihrscht ön Schnaps, härnacher Bier, Härr Weise! — Da kann ich also hoite, wie's schoint, goor nischt hie hinne abmachen? — Nu ha ich duch de schöne Zoit verloofen un de Gesellen machen heeme oh nischt, denn da heeßt's: Wenn de Katze furt is, da hat de Maus freien Loof!"

„Alle Hagel, jetzt wurde geschossen! Habt Ihr's nicht gehört, Barthel? Ach, Gott erbarme sich, was soll noch da draus werden!"

„Geschussen? Wu denn? — Na, wenn das is, da will ich mich nurr glei wedder uff de Beene machen. Denn mir fällt das Sprichwurt ei: Weit drount is gut fär'n Schuß! — Hie is Gäld; wenn Ruhe is, kumm ich wedder! Hatjees!

So herzhaft nun auch Barthel war, so war ihm doch nicht wohl zu Muthe, sich den Kugeln ausgesetzt zu sehen, die auch den Beherzesten nicht verschonen, und er trollte still den Weg nach dem fernen Thore zu, um baldigst wieder in seiner Schmiede die nöthigen Anordnungen treffen zu können. Allein der Mensch denkt und Gott lenkt! Sein sehnlichster Wunsch, bald zu Hause zu sein, schien nicht in Erfüllung gehen zu sollen. In einer breiten Straße, welche er passiren mußte, hatte sich eine solche Menschenmasse gesammelt, die mit jedem Augenblicke zunahm, daß an ein Fortkommen nicht zu denken war. Er konnte weder vor- noch rückwärts, welches letztere er gern vorgezogen hätte, und er sah sich unwillkührlich mit in den Strudel des Tumults hineingerissen. Mit aller Gewalt strengte er sich an, um sich Platz und einen Ausweg zu verschaffen, was er zu jeder andern Zeit mit Leichtigkeit gethan haben würde und wenn er sich gegen zehn zu vertheidigen gehabt hätte;

> doch mit des Geschickes Mächten
> ist kein ew'ger Bund zu flechten,
> und das Unglück schreitet schnell!

Mit hochrothem Gesicht, triefend von Schweiß, strengte Barthel seine Riesenkräfte an, doch umsonst! Nicht ein Haarbreit gewann er Raum, als mit einem Male von den Dächern der Häuser ein Hagel Steine auf die Köpfe der Unstehenden herabregnete und gleichzeitig eine starke Abtheilung Militär mit gefälltem Bajonett

die Menschenmenge auseinander trieb. Barthel, aus einer starken und schmerzhaften Kopfwunde blutend, folgte der wogenden Menge, und trotz allen Rufen: seine Hühneraugen zu schonen, wurde er unwillkührlich mit fortgerissen. Auf einem freien Platze angekommen, konnte sich die Menschenmasse einigermaßen zertheilen und Barthel, um fernern Mißhandlungen zu entgehen, wählte zu seinem Asyl einen Platz unter einem Wagen, um darunter eine günstige Gelegenheit zur Flucht abzuwarten. Allein auch hier ereilt ihn des Schicksals dunkle Macht; ein Haufen Betrunkener gönnte ihn seinen von ihm so sicher geglaubten Zufluchtsort nicht, er wurde hervorgezogen und, da man ihn für einen Spion hielt, mit seinem eigenen Reisestocke wacker durchgebläuet, daß er die Besinnung verlor und halb todt liegen blieb.

Und von den Stößen, von den Kenlen
Hat wohl sein Körper hundert Beulen.

Als er wieder zur Besinnung gelangte, fing es an dunkel zu werden. Er raffte sich auf und wankte mühsam weiter. Vor allem suchte er das Thor, das nach seinem Wohnorte führte, zu erreichen; in allen Straßen zeigte sich die Verheerung, überall Tumult, fernes Schießen machte sein Blut zu Eis. An dem Thore endlich angelangt, und aus demselben zu gehen, bot ihm diesmal weniger Schwierigkeit, als am Morgen hineinzugelangen. Jetzt war er im Freien; er fiel auf die Knie und dankte Gott inbrünstig für die Erhaltung seines Lebens, als er von Weitem eine Stimme hörte, die einen Besuch bei den reichen Bauern ankündigte. Gefoltert von Angst und Schrecken für die Zukunft, eilte er, soweit sein Zustand es vermochte, seiner Heimath zu. —

In seinem Wohnzimmer saß der Richter Jobst und berechnete eifrig das ungefähre Ergebniß der heurigen Aussaat. Nach seinem Dafürhalten konnte eine reichliche Erndte nicht fehlen, denn alle seine Fluren befanden sich in einem ausgezeichneten Zustande. Sommer- und Wintergetreide prangte im üppigsten Wuchse; die vor einigen Wochen in die Erde gebrachten Kartoffeln zeigten hier und da schon junge Sprößlinge und das Obst, wenn sonst kein Unwetter dasselbe bedrohte, war schon im Voraus als gerathen anzusehen. Kein Geräusch störte ihn in seinem Kalkule; nichts unterbrach die Stille des Abends, selbst die Hofhunde ruheten aus von ihrem Tagewerk, nur der eintönige Schlag des Perpendikels seiner großen Wanduhr ließ sich deutlich hören. Es war gegen ½ 10 Uhr an derselben, als Jobst aufstand, um ebenfalls der Ruhe zu pflegen. Er ging hierauf noch eine Weile auf und ab, der Kleidungsstücke langsam sich entledigend. Jetzt, die Schlafmütze tief in die Augen gezogen, in der rechten Hand, die zugleich den großgeblumten Schlafrock zusammenhielt, den Schlüssel zu seiner Schlafkammer haltend; in der Linken eine kupferne Oellampe, war er eben im Begriff, sich in seine Schlafkammer zu begeben, als es draußen mit gewaltigen Schlägen ungestüm an das Hofthor pochte. Die Schläge wiederholten sich in kurzen Zwischenräumen mit verstärktem Pochen und es mußte ohne Zweifel etwas Außerordentliches obwalten, den Rath der einzigen im Dorfe befindlichen Gerichtsperson in Anspruch zu nehmen.

So wie kurz vorher Alles noch in feierlicher Stille lag, so lebhaft wurde es jetzt, nachdem die verhängnißvollen Schläge am Thore erklangen; dieselben hätten aber auch Todte erwecken können. Die drei Hofhunde, vor wenigen Minuten noch so ruhig, fingen nun plötzlich an, unausgesetzt zu bellen, und jeder suchte es dem andern darin zuvor zu thun. Auf's Neue ließen sich die Schläge mit verdoppelter Stärke hören. Dies Ereigniß geschah in einem Zeitraum von wenig Minuten. Jobst stellte zitternd die Lampe wieder auf den Tisch und öffnete das Schiebfenchen eines der Stubenfenster, um zu hören, ob Niemand von seinen Untergebenen nach der Ursache des Lärmes frage. Eben taumelte der Pferdeknecht schlaftrunken mit brennender Laterne über den Hof; auch er war in seinem ersten Schlafe gestört worden, was jedoch viel sagen wollte, und Jobst rief ihm zu, nachzusehen, wer wohl der unverschämte Grobian sei, der auf solche Weise den Einlaß sich erzwingen wolle. Allein, es war nicht mehr nöthig, das Thor öffnen zu lassen, der ungestüme Störenfried hatte bereits dasselbe aus seinen Angeln gehoben und dem zurückweichenden Knechte auf den Rücken geworfen, so daß derselbe, diese unvorhergesehene Last nicht vermuthend, von derselben zu Boden sank und unter selbiger mit dem Kopfe, wie eine Schildkröte hervorsah. In einem Nu war der nächtliche Besucher an der Thür von Jobst's Hause und dieselbe, sowie die Stubenthür aufreißend, war das Werk eines Augenblicks, während der Knecht sich von seinem Rückenschilde mühsam befreite und dasselbe unter Fluchen und Brummen in seinen früheren Zustand versetzte.

„Um Gotteswillen, Jobst, de wärscht duch alleweilt nich in's Bette wullen, da vielleicht in

kurzer Zoit bei Haus un wuhl goor das ganze Durf vun dän Hallunken wäckgebrannt wär'n kann!"

„Nu, mei Jeses, Barthel — denn Niemand anderes war es — was willst de nurr? Wu kimmst de denn här? Was hast de nur vurr? Wie siehst de denn aus?"

Barthel, der, da er sich an seinem Ziele sah, allmählig wieder zu kälterem Blute gelangt war, erzählte nun ausführlich alle Umstände und Begebenheiten, welche ihm am heutigen Tage in der Stadt so unverhofft und unverschuldet wiederfahren waren, und die er allerdings nicht zu beschwören nöthig hatte, denn seine Stirn, Augen, Nase und das ganze Gesicht lieferten den treffendsten Beweis seiner Aussage. Er schloß mit den Worten:

„Nu wärscht de duch, mei Sihle, nich in's Bette ziehn. Mache lieber Anstalten, das Unglück zu verhüten, ich will dr nach Kräften gährne hälfen."

Richter Jobst, womöglich dem Unglück abzuhelfen, war zwar gleich dazu bereit, allein ihm war jetzt vor aller Angst die Ueberlegung gewichen und konnte keinen Ausweg finden, welche Mittel am sichersten anzuwenden wären, Barthel kam ihm zu Hülfe und schlug vor, es sei jetzt am vortheilhaftesten und dringend nöthig, daß unvorzüglich die Bauern im Dorfe Kenntniß von der nahen Gefahr erhalten müßten, um mittelst kurzer Berathung die Meinung derselben zu hören und darnach zu handeln. Diese Versammlung könne jedoch bei so später Abendzeit nur durch Sturmläuten erzielt werden und während Jobst dies ausführe, werde er nach der Schenke eilen und die dort ankommenden Bauern vorläufig von dem Geschehenen unterrichten, bis der Richter ebenfalls, sobald er den Thurm verlassen habe, sich zur weitern Berathung daselbst einfinden würde.

Die beiden Freunde trennten sich jetzt und Barthel verließ das Gehöfte ruhiger, als er es vor einer Viertelstunde betreten hatte.

Die Uhr in Constappel verkündete die elfte Stunde der Nacht. Außerhalb des Dorfes herrschte die tiefste Stille; nichts regte sich, nur im Innern des Dorfes bemerkte man ein ungewöhnliches Treiben von Jung und Alt, welches kund gab, daß etwas Außerordentliches zu Grunde liegen mußte, da man zu solch später Zeit einer ähnlichen Lebendigkeit sich nicht zu entsinnen wußte. Und so war es auch! Kaum waren die Schläge der Sturmglocke verhallt, so hatte sich auch bald die wehr- und mannhafte Bevölkerung des Dorfs in der der Kirche schräg über liegenden Schenke versammelt, deren Inneres einen förmlichen Kriegsschauplatz darbot, da eine Anzahl von mindestens 60 bewehrten Männern sich daselbst eingefunden hatten, die mit Sensen, Dreschflegeln, Heugabeln, Knüppeln u. s. w. bewaffnet waren und der Dinge warteten, die da kommen sollten. Die Bauern hatten sich in verschiedene Gruppen zusammengestellt; auf allen Gesichtern zeigte sich Bestürzung, Ingrimm und Erwartung; der Held des Tages, Schmied Barthel, war unablässig beschäftigt, die Rachegluth immer mehr aufzuschüren, indem er, wie eine Biene auf die Blumen, von einer Gruppe zur andern eilte und die Ereignisse des Tages, sowie seine eigenen in der Stadt erlittenen Mißhandlungen mit den grellsten Farben ausmalte und bedeutend vergrößerte.

Wie schon gesagt, in allen Gesichtern zeigte sich der Durst nach Rache, die ihren höchsten Gipfel erreicht zu haben schien, indem sie es vorzogen, ohne vorher den Richter Jobst zu erwarten, dem heranziehenden Feinde kühn entgegen zu gehen. Barthel bot seinen ganzen Einfluß auf und suchte die Leute zu überreden, ohne Befehl ihres Oberen Nichts zu unternehmen, weil dies nur schlimme Folgen nach sich ziehen könne und versicherte denselben, daß er jeden Augenblick hier eintreffen müsse, indem er gleich nach vollogenem Sturmläuten die Berathung anfangen wolle. Als der Schmied seine Bauern so ziemlich von der Triftigkeit des Grundes überzeugt hatte, trat eben der Richter Jobst zu den in der Schenkstube versammelten Bauern und redete zu denselben in folgenden Worten:

„Hihrt Kinger, ich habde, wie ihr wärdt värnumm'n hab'n, Sturm gelitten, weil ich oich gährne in dr Schenke zusammen hab'n wullte, um oich das zu berichten, wie 's Vulk drinne in dr Schtadt hie unsen Barthel metgespält hat. Nu hat Ener von dän Vulge gemeent, daß se ooch raus uf's Durf kummen un uns nich ungeschuhrn lassen wullten! Na sätt, ich meene su, daß es duch gewiß nich schlächt is, wenn mr alle zsamm'n wachsam bleibn thun, denn 's is um Läbn un Schtärbn willen. Nu dächt ich su, wenn ja was kumm'n sullte, was unser Härr Gutt verhüten wullte, daß ihr da nich klei zu in's Zoik drei nei looft, sundern wählt oich lieber än Anführer, där oier Hauptmann sein thut, un daß där oich äbberall henführt, wu er oich hen habn will. Da glob' ich nu, daß es gut wihre, wenn dr Bartheln wählen thut, der

weeß, wu Barthel Must hult und där wärd oich schnut gut anführen, weil hä hoite sälber Keile genung gefriegt hat. Sitt ihr dos zufrieden?"

Auf diese energische Anrede erscholl aus jedem Munde ein feierliches „Jua!" — Sie gelobten auszuharren bis auf den letzten Mann. Alle für Einen und Einer für Alle! Barthel vernahm nun aus dem Munde seines tapferen Chefs das Hauptmannsdiplom; er versicherte: nicht zurückzuweichen in jeglicher Gefahr und wandte sich an seine Streiter, sprechend:

„Laßt uns nich ihrscht wahrten, bes dr Feind vär unsen Thuren stieht; alloh kommt met!" und statt des Säbels den gewaltigen Schmiedehammer schwingend, stürzte Barthel wie ein angeschossener Eber aus der Schenke und in's Freie.

Im Dunkeln zogen nun die verbündeten Rächer dem Feinde entgegen, um selbigen von der Erde zu vertilgen, wie wenn man Gras mähet. Barthel ließ es an Ermahnungen nicht fehlen und rief aus:

„Ruch is de Schtraße meine! spricht Wilhelm, und wenn se sich ärnd eifallen ließen, än eenzges Haus vun oich wäckzebrennen, da könnt 'r oich druff verlahsen, ich lahs ä ganzes Durf värbrennen! sagt Wrangel, un ehb dr Feind in's Durf kimmt, da muß hä ihrscht öbber meine Leiche, spricht Donai! Alles uff demekrahtscher Unterlage!"

Jetzt, o Himmel, nahte sich der Feind, schwarz, in gedrängten Haufen und schien die Ankommenden ruhig zu erwarten. Jedoch in ihrer blinden Angst und Wuth, und getäuscht vom Dunkel der Nacht, unterschieden sie nicht, daß sie vor einem Gehölz von Tannen standen; die Bauern stutzen; allein jeder Zoll an ihnen ist ein Held! Der Hauptmann kommandirt: „Vürwärts un druff, wie Blücher!"

Wuthentbrannt, mit grimmiger Geberde, die Augen furchtbar rollend, sich für die angethane Schmach rächend und seinen Schmiedehammer erhebend, ras'te er fort; was ihm in den Weg kam, wurde eine Beute des Todes.

Niemand war ihm gefolgt, die tapfere Schaar hatte es vorgezogen, das Hasenpanier zu ergreifen, während er, er ganz allein den Feind zum Weichen brachte und Manchem den Garaus gemacht hatte. Triumphirend und siegestrunken zog er heim und ruhte sanft aus auf den Lorbeern seines Ruhms.

Am nächsten Morgen zählt' er die Häupter seiner Lieben, und sieh, es fehlten — sieben!

Nämlich sieben junge Bäume, die er kurz und klein gehackt hatte. Außerdem zeigte sich bei Besichtigung des Schlachtfeldes, daß der Feind seine Todten vermuthlich schon hinweggeschafft hatte, denn es fand sich Niemand als eine umgerissene Vogelscheuche!

Brief des Fleeschermeistes Hackemann aus Dippelswalde, zur Zeit in London.

London, den 30. August 1851.

Liebe Anverwandte!

Schonst wieder ein Brief aus Londen, wo ich immer noch den Glaspalast besuche. Gott Strahler nimmermehr! man kann sich hier gar nicht sattsehen, liebe Anverwandte. Aber ich habe Euch meine Kenntnisse als Fleescher beräuchert, das ist ohne Grenzen. Ich sahte es ja immer: nur die Nase in die Welt gesteckt. Ich habe hier, gar nich weit von Londen, ein Wettrennen mit angesehen. Na! solche Vsere. Die Schockeys saßen Euch doch druff wie angenagelt. Na! und ausstraßen konnten die Biesters, daß mir ordentlich der Verstand stille stand. Der Erste, der den Preis gewann, das war Euch, liebe Anverwandte, ein dünner Kerl, für dessen Leben ich nich einen Neugroschen gegeben hätte. Er sah aus, wie der kranke Leinertsfriede in Rimrich. Aber ein Gesäße mußte der Menschе haben, ich sage Euch, gummisoh.

Ich wißt's nicht, wenn ich einmal auf so einem Vsere nach Dippelswalde geritten käme, Meester Sommerlich ärgerte sich närr'sch. Erstens ein Köppchen, das man nur seine Frode hat. Zweetens den Schwanz, liebe Anverwandte, ich sage Euch, wie ein Schwippbogen auf dem Kärchhofe. Dann ein Fell, ein Fell wie Allas, wo's Fleechen 1 Thaler 8 Groschen kosten thut. Um wieder auf den Kopp zu kommen, von hellbrauner Farbe, wahrhaftig, nicht größer als eine Bunzlauer Kaffekanne. Ein Hufeisen konnte ich bequem in die Westentasche stecken.

Im Glaspalast sah ich auch Goldstaub aus Kahleforngen, den sie im Flusse ausgewaschen hatten. Ein Schnitthändler aus Leipzig sahte, das wäre ordentlich haltbare Waare, weil sie im Waschen nicht ausgänge.

Liebe Anverwandte! ich bin auch mit in dem Balleh gewesen, wo der Friedenskongreß abgehalten wurde. Nee! gings da zu. Da traten Euch Redner auf, die das Maul auf dem rechten Flecke hatten. Einer sahte, mer solle schon den Kindern Frieden einimpfen und gar nischt von Krieg vorpapeln. Man solle ihnen keine höltzernen Säbel, keine Trommel und bleierne Soldaten geben, wie man sie bei uns auf dem Lorenzkirchner Jahrmarkte hat.

Endlich trat so ein dicker Kerl hin, der meente, man solle, um allen Blutdurst zu vermeiden, sich des Genusses von Rindfleisch enthalten. — Jetzt aber, liebe Anverwandte, da kochte es in mir, jetzt konnte ich mich nicht länger halten, ich sprang auf eine Bank und schrie: Solch dummen Quatsch kann nur ein Brummochse reden. Verstehen Se mich? das sag ich, Fleeschermeister Hackemann aus Dippelswalde.

Härre! das schlug ein. Alles guckte uf mich und machte mir Kuhraasche. Da ich einmal im Zuge war, so ließ ich nich locker. Ich sahte: waa? so viel Steuern zahlen für einen Ochsen und dann soll er nich gefressen wär'n? I, da soll doch glei ein Donnerwetter 'neinschlagen!

Nun erst, liebe Anverwandte, ging der Spektakel los. Ein vornehmer Engländer, der neben mir stand, der sahte: Hackemann, weeß Gott! Du bist á Luder! — Denkt Euch, wer dieser Mann war? der Minister Lord Palmerschton. Na! da ich nun erst den Minister auf meiner Seite hatte, nu futterte ich los und redte, wie mer der Schnabel gewachsen war. Viele Engländer sahten: Ja, wir halten's mit dem Ochsen und traten deshalb auf meine Seite. Wie

mich das erquickte, liebe Anverwandte, das läßt sich gar nicht mit Worten wiedergeben, so was muß man selber erleben. Endlich kamen so zehn bis zwölf Stück Londner Bürger, wahrscheinlich Fleescher, Kollegen, die sackten mich auf ihre Schultern und trugen mich im Triumphe im Saale herum. Abends war ein großes Festessen, wo mich ein Lord, weil ich das Rindvieh in Schutz genommen, oben an setzte. Der erste Toast galt der Königin Victoria, der zweite wurde mir ausgebracht und zwar in englischer Sprache, wo die Stunde bei uns zwee und einen halben Neugroschen kostet. Ein Fabrikant, der auch den Schmaus mitmachte und aus Crimmitschau gebürtig, hat mir das Ding in's Deutsche übersetzt. Liebe Anverwandte, seid jetzt ruhig und hört. Der Toast heißt:

Es lebe Meester Hackemann,
Der sich der Ochsen genommen an,
Es glänzen seines Ruhmes Sterne
Hell von Manschester bis nach Pärne.

Das Wort Manschester hatte ich an der Tafel verstanden, ich dachte erst, es wäre von meinen Hosen die Rede. Als ich Abschied genommen, gaben sie sich diesen Abend die Losung: Orford.

Nu! liebe Anverwandte, daß ich in Londen sollte so fettirt werden, das hab' ich mir nicht gedacht. Es stehen mir dicke Thränen in den Augen. Aber — mein Geld ist alle, ich bin ausgeputzt bis auf den letzten Dreier. Ich ging schon deshalb in die englische Bank, da fragten sie mich, mit welchem Bankier in Dippelswalde ich zu thun hätte und wie das Haus hieße. Ich nannte alle Häuser von der Herren- bis in die Wassergasse, nicht eins thaten die Esel kennen. Also, liebe, theuere Anverwandte, laßt mich nicht in der Dinte sitzen. Schreibt auf den Brief: commandirt und: für abzugeben.

Auf Wiedersehen! Euer geliebter Schwager, Vetter, Bruder und Muhme

Tobias Hackemann.

Mißverständniß an allen Ecken.

Betrachtungen durch den Tubus der Empfindsamkeit.

Niedergeschrieben am Tage der großen Sonnenfinsterniß, am 28. Juli 1851.

Also noch mehr Versinsterung in Deutschland? Es wird alle Tage schlimmer und diesmal vorzüglich heute am Tage Pantaleon. O du geprüftes Deutschland! mitten in den Hundstagen noch so eine Finsterniß. —

Zeit! Zeit! nicht nur von all den Errungenschaften kneipst du uns etwas ab, nein! sogar von der Sonnenscheibe, daß ihr nur eine 1 Zoll breite Sichel übrig bleibt. Leugne da Einer, daß sich nicht die Erde immer mehr an dem Himmlischen vergreift. Die Erde, die von der Sonne seit Jahrtausenden Licht und Wärme empfängt, sie spielt heute den Staatsanwalt und schwärzt die Sonne an, daß kein gutes Stück an ihr bleibt.

Ich sehe schon, was heute hier und aller Orten in Deutschland für ein Wirrwarr geschieht. — Finsterniß von drei bis fünf Uhr, die besten Nachmittags- und Geschäftsstunden.

Am Besten steht sich die Schuljugend dabei, denn da man mitten im Sommer doch in der Schulstube kein Licht brennen kann, so wird diesen Nachmittag die Schule geschlossen. Was dieser Umstand für Jubel unter der unmündigen Christenheit erregt, kann man hier im Bilde erschauen.

Sogar der Glaser hat dabei seinen Verdienst, denn da die Finsterniß durch ein schwarzgemach-

tes Fensterglas gar hübsch zu beobachten ist, so haben die Buben etliche Fensterscheiben eingeschlagen, um sich ohne allen Kostenaufwand einen platten Tubus zu verschaffen.

Zweitens gewinnen heute alle Kneipen, wo sich ein Billard befindet. Bei Tage kostet die Partie sechs Pfennige, bei Lampenlicht einen Groschen. In der Stunde lassen sich wenigstens vier Partieen machen, also bringt dem Wirth die Sonnenfinsterniß vier Groschen mehr ein.

Aber auch welche Nachtheile bietet das heutige Ereigniß! Welche Gelegenheit für die Lips Tulliane, um ihrem Diebeshandwerk nachzugehen! Während aller Augen nach dem Himmel gerichtet sind, machen sich diese Langfingerigen mit Nachschlüsseln und Dietrichen auf den Weg und benutzen die allgemeine Finsterniß zu Einsammlungen für ihren Schubsack.

Aber nur aufgepaßt, es geschieht soeben noch mehr des Ernstes wie der Heiterkeit.

Ein Bauer, der sich weder um die Finsterniß am Mond noch an der Sonne bekümmert, legt sich nach der Mittagsmahlzeit ein wenig auf das frischgemähte Heu, das auf dem Oberboden aufgeschichtet ist. Der Dunst benebelt ihn dergestalt, daß er erst erwacht, als die Sonnenfinsterniß im Gange; Michel tappt in der Finsterniß umher, jetzt sieht er am Himmel die bleiche Sichel, welche er für den Mond hält. — Donnerwetter! ruft er aus, wo ist denn meine Arzneibulle? ich soll ja nach der Vorschrift des Dukters bei abnehmendem Monde die Medizin einnehmen. Er läuft herunter und — gießt die Brühe hinunter.

Jetzt, verehrter Leser, Nummer drei, ein Bild aus der Musikwelt. — In einem Gartenkonzert, welches Nachmittags um drei Uhr anfängt, beginnen sie mit einer Beethoven'schen Simphonie, welche beinahe fünfviertel Stunden spielt. Gegen vier Uhr, die Höhe der Sonnenfinsterniß, wird es den Musikern ganz schwarz vor den Augen: die Musik friert ein und das Publikum verliert den letzten Satz. Dies möchte gehen, aber die Musiker verlieren noch mehr. Während der kolossalen Dunkelheit geht der Einsammler der Konzertgroschen mit dem Notenblatt herum. Als die Sonnenfinsterniß vorüber, schaut er auf das gesammelte Geld: Herr des Lebens! nichts wie blinde Sechser und böse Groschen. Einer hat sogar einen bleiernen Hosenknopf aufgelegt.

Der Mann ist der Verzweiflung nah.

Die liebe Sonnenfinsterniß richtet aber noch mehr Unheil an.

Ein Anzünder der Gaslaternen, der Mittagsruhe gehalten, erwacht gegen vier Uhr und erblickt die große Finsterniß. Was? Wie? — Er reibt sich die Augen, als wenn ihm Einer Salmiakgeist hineingestrichen. — Wahrhaftig, Striezelberg, du hast die Zeit verschlafen, du bist eingedusselt. Im Nu ergreift er seine Leiter und zündet sämmtliche Laternen seines Viertels an.

Erst, als ihm der Inspektor der Gasbeleuchtungs-Anstalt, ergrimmt über die Gasverschwendung zu unrechter Zeit, ein Licht aufsteckt, erhält er Aufklärung, wie viel es geschlagen hat.

Aber das Anzünden zu unrechter Zeit hat schon böse Frucht getragen. Der Schein der hellen Gaslaterne fällt in das Kämmerlein eines Nachtwächters, welcher der Gewohnheit nach acht Stunden des Tages dem Gott des Schlafes widmet. Dudelmann reibt sich die Augen, er glaubt, es ist ihm etwas hineingeflogen, ihm ist, als wenn sich die Pupille verschoben. Jetzt blickt er nach der Wanduhr. Seine Ehegattin hat solche vergessen heute aufzuziehen, der Weiser der alten Schwarzwälder zeigt auf zehn Uhr.

„Rasch von seiner Lagerstatt,
Die ihn sanft gewieget hat,
Springt der Wächter schnell empor."

Er macht jetzt einen Bettsprung, der das Haus in allen seinen Fugen erschüttert. Er wirft den alten Mantel um, stülpt seine Pelzmütze auf das heute ganz bedudelte Haupt, ergreift das Horn und stürzt wie besessen auf die Straße, wo er Nachmittags um vier Uhr singt:

„Hört ihr Herren! laßt euch sagen,
die Glocke hat Zehn geschlagen!"

Aus einer nahen Bierstube ertönt großer Spektakel an Nachtwächters Ohr, was gar nicht in einer Zeit zu verwundern, wo Alles schwarz ist. Er stürmt hinein und gebietet Feierabend, weil die Polizeistunde vorüber. Etliche handfeste Gäste wollen sich dies nicht gefallen lassen, sagen laut: es müsse bei dem Kerl ein wenig rappeln und machen Miene, ihn auf nicht gerade feine Art zu beseitigen. Da winken aber an einem Tische mehre fidele Zecher dem Nachtwächter mit der gefüllten Bierkanne. Diesen Wink des Schicksals läßt er nicht unbemerkt vorübergehen, das Bier kitzelt seine Zunge und so trinkt er bis gegen fünf Uhr. Da aber macht er sich auf, stürzt fort, um die eilfte Stunde abzurufen.

Kreuzwetter! als er zur Thür herauskommt, scheint hell die liebe Sonne in sein gerötheten Angesicht, er blickt nach der Thurmuhr, fünf Uhr fünf Minuten. Tut! bläst er in's Horn und singt:

Der Tag vertreibt die finstre Nacht,
Ihr lieben Christen seid munter und wacht.

Den Hornstoß des Nachtwächters in ungewohnter Stunde hält ein Tambour der Kommunalgarde für Feuerlärm. In aller Eile ergreift er sein Kalbfell und raunt jetzt fürchterlich durch die Gassen.

Was Beine hat, stürzt heraus. Der Nachtwächter sieht jetzt eine Spritze ankommen. Er — jetzt selbst wie eine Spritze — bläst noch schrecklicher in seine Röhre und so bringt ein Mißverständniß über das am Himmel stattgefundene Ereigniß die halbe Stadt auf die Beine. Das einzige Gute, was die Finsterniß mitbringt, ist: daß es in diesem Augenblicke in ganz Deutschland nicht einen Menschen gibt, der — einen Sonnenstich hat. **Theodor Drobisch.**

Einige Tage später.

Was bei der Sonnenfinsterniß überall für närrisches Zeug vorgegangen sein mag, das geht in's Aschgraue. Aus einer benachbarten großen Stadt gehen uns soeben merkwürdige Sachen zu.

So hielt bei hereinbrechender Dunkelheit ein junger feingebildeter Herr in einem Gasthause eine fremde goldne Uhr für die seinige und wollte sich eben mit ihr unsichtbar machen, als man den neuen Greifswalder beim Mickel nahm und nach Nummer Sicher transportirte. Er führt seit der Zeit ein eingezogenes Leben.

Ein andrer junger Herr, der etwas furchtsam war, wollte sich in's Bett legen, um dort den Untergang der Welt abzuwarten. Die Finsterniß war aber schon so groß, daß er nichts mehr erkennen konnte, und so geschah es, daß er seine Hosen in's Bett legte, sich selbst aber an einen Nagel neben dem Bett hing, was auf seine Gesundheit überraschend nachtheilig einwirkte; denn er zappelte schon halb im himmlischen Jenseits, als er abgeschnitten und in's irdische Diesseits zurückrottirt wurde. Er leidet noch heute an Halsschmerzen.

Zum Verwundern komisch findet man es auch, daß während der Finsterniß ein bekannter Bankier die Kammerjungfer seiner Frau für seine Gemahlin selbst hielt. Irren ist menschlich und dennoch klagt die eifersüchtige Gattin jetzt auf Scheidung. Schändlich! mehr als schändlich!

Auch mit Briefen sind merkwürdige Verwechselungen vorgekommen. Ein Kaufmann z. B. schrieb an seine junge liebenswürdige Braut und an eine ehemalige Freundin, deren Söhnchen sein eigenes ist. Die Finsterniß kommt, die Couverts werden vertauscht. Schöne Geschichte das! Die Braut erhält fünf Thaler Ziehgeld und die ehemalige Freundin die zärtlichsten Versicherungen immerwährender Liebe. Da muß doch eine alte Wand wackelu!

Unstreitig das Unangenehmste und zugleich Lächerlichste passirte aber einem Studenten. Bruder Studio hatte den Tag vorher flott geschwiemelt und litt noch an einem fürchterlichen Katzenjammer. Er saß jetzt in seinem Stübchen, vier Treppen unterm Dach neben Giebeln und Feueressen und beschäftigte sich angelegentlich mit einem Briefe an einen Comilito und einem Schreiben an den akademischen Senat, den er gar kläglich und demüthiglich um gütige Berücksichtigung bei Vertheilung von Stipendien anging. Punktum. Beide Schreiben wurden couvertirt und vom Wichster an ihre Adressen abgegeben. Aber grundgütiger Himmel, Studio schnitt Gesichter, als hätte er Würmer im Leibe, als ihm der Comilito am andern Morgen seinen Brief zurückschickte, mit dem Bemerken, er wisse nichts damit anzufangen! Auch hier waren bei der egyptischen Finsterniß die Adressen verwechselt worden. Der Brief, den der Student erhielt, lautete:

„An einen hohen akademischen Senat. Ergebenst Untergezeichneter, der ohne alle Unterstützung von Seiten seiner Eltern oder andrer Anverwandten, nur im Vertrauen auf die Gönnerschaft edler Menschenfreunde die Universität bezog, befindet sich in äußerster Noth und tiefster Bekümmerniß und bittet deshalb, unter Beibringung seines testimonii paupertatis, einen hohen Senat, ihn bei Vertheilung von Stipendien gütigst berücksichtigen zu wollen, welcher Wohlthat durch fortgesetztes sittliches Wohlverhalten, Fleiß und Ausübung jeder akademischen Tugend sich immer würdiger zu machen sein unabläßiges Bestreben sein wird. Ergebenst verharrend eines hohen akademischen Senates u. s. w."

Die gelehrten Herren des akademischen Senates ihrerseits werden die Köpfe auch nicht schlecht geschüttelt haben, als folgender Brief in ihren Händen sich befand:

„Fideles Haus! Mir ist von dem gestrigen Commers noch zu Muthe, als wenn eine Armee von hunderttausend Katzen in meinem Leibe rumorte. Ich habe schon wenigstens zwölf Heringe vertilgt und ein ganzes Sauergurkenfaß ausgeleert. Kirschkuchen! der verdammte Katzenjammer will nicht wanken und weichen. Und dabei büffle ich hier an einem Bittschreiben um akademische Stipendien. Ich sage Dir unter uns, wenn diese Zopfmagister dumm genug sind und mir ein Stipendium geben, so setze ich Dich und unsre ganze Kneipgesellschaft auf eine halbe Tonne Baiersches. Schicke mir morgen meine Kanonen. Ich habe keinen Pfennig Moos und will bei den Vettern einen Pump anlegen. Ist das eine Wirthschaft! Das Bett verkeilt, die Uhr versetzt, sechs Hemden versetzt, vom Schneider verklagt, vom Schuhmacher verklagt, vom

Pferdephilister zitirt! Meinetwegen! Mein Vater hat's auch flott getrieben und ist doch ein vortrefflicher Pastor geworden. Valeas!

Dein
Titus Sausewind, stud. theol.

Es ist leider nicht bekannt, ob der Herr Student Sausewind in Folge dieses Anhaltschreibens Stipendien erhalten hat oder nicht.

Und Jeder findet, was sein Herz erfreut.

Von Ed. Kauffer.

Ich mag nicht leiden jene Qualgesichter,
Die nichts als todte Frömmigkeit ergötzt,
Die unausstehlich finstern Splitterrichter,
Die sündig nennen, das, was menschlich letzt.
Ich lieb' es, mich in anderm Licht zu sonnen
Und niemals hat mein Thun mich noch gereut ...
Das Leben ist ein reicher Quell von Wonnen
Und Jeder findet, was sein Herz erfreut!

Der Mai beginnt, die jungen Blüthen springen,
Die Blume bohrt sich durch den Wiesengrund
Und Alles thut mit Klingen und mit Singen
Das Auferstehungsfest des Frühlings kund.
O dieser Lenz, wie oft hat er begonnen
Und strahlt wie früher lieb und licht noch heut',
Das Leben ist ein reicher Quell von Wonnen
Und Jeder findet, was sein Herz erfreut!

Ein Schenkhaus winkt von dort aus grünem Laube,
Aus seinem Fenster eine weiße Hand ...
Wie, sollt' ich fliehn den Wundersohn der Traube,
Der, hätt' ich Sorgen, sie im Nu mir bannt?
O nein, ich schöpfe schon vom Feuerbronnen,
Vernehm' der Gläser lieblich Brautgeläut' ...
Das Leben ist ein reicher Quell von Wonnen
Und Jeder findet, was sein Herz erfreut!

Ich trink' und singe, sing' die kleinen Lieder,
Wie Béranger, Horaz, Hafis sie sang;
Trautliebchen füllt das Glas mir immer wieder
Und sträubt sich nicht, wenn sie mein Arm umschlang,
Und ist das Glas geleert, die Nacht verronnen,
Hat mich verlorne Zeit noch nie gereut ...
Das Leben ist ein reicher Quell von Wonnen
Und Jeder findet, was sein Herz erfreut!

Geschichte einer Semmel.

Wie sich bei jedem großen, öffentlichen Unglück einzelne großherzige Menschen finden, die der Noth ihrer Mitmenschen zu steuern bereit sind, so war es auch in Schlesien, bei der letzten großen Hungersnoth.

In einem von vielen Fabrikarbeitern bewohnten Orte ließ eine vermögende Frau in der schlimmsten Periode auf ihre Kosten gutes Brod und Semmeln backen, welche sie eigenhändig täglich an die Hilfsbedürftigen, von welchen ihre Wohnung bald förmlich belagert war, vertheilte. Daß sich die Zahl der Hungrigen täglich vermehrte, läßt sich denken, doch wurde die wohlthätige Frau nicht müde.

So fand sich auch eines Tages ein altes Mütterchen demüthig bei ihr ein, um ein Stückchen Brod bittend. Es war das erste Mal, daß sie unter der Zahl der Bittenden bemerkt wurde. Als sie ihr bescheidenes Theil empfangen hatte, fing sie, als ob ihr ein Leid widerfahren wäre, bitterlich und überlaut zu schluchzen an. Die Geberin, darob verwundert, rief sie zurück, nach der Ursache ihrer Betrübniß fragend.

„Ach du liebes Gottchen!" hob das Mütterchen an, „wenn Ihr mich anhören wollt, gute Dame, so geb' ich Euch gern Bescheid. Seht, mein Mann, der nun schon längst todt ist, war so brav und gut, und hielt mich so in Ehren, daß er mir nie ein böses Wort sagte. Wenn er in Geschäften ausging, kam er selten zurück, ohne mir aus Liebe was mitzubringen. So haben wir viele Jahre miteinander gelebt, bis er auch einmal spät aus der Stadt zurückkam und sehr krank und matt war. Ach du liebes Gottchen! noch in derselben Nacht starb er am Schlagfluß. Ich habe vier Wochen um meinen besten Freund geweint, und hatte alles gelassen, wie es bei seinem Tode war. Noch hing sein Rock und Hut am Nagel, der Stock von seinem letzten Gange stand in der Ecke, wo er ihn hingestellt. Der Anblick war mir schrecklich. Endlich nahm ich die Sachen von der Wand, sie in einem Schranke zu verwahren, wo ich sie für ewige Zeiten aufheben wollte. Als ich den Rock anfühlte, berührte meine Hand einen harten Gegenstand, und zog — eine Semmel aus der Tasche hervor. — Da weinte ich noch vielmehr, denn sicher hatte er mir diese Semmel, wie sonst oftmals, als ein Zeichen seiner Liebe, aus der Stadt mitgebracht. Nur hatte ihn der Tod ereilt, ehe er sie mir geben konnte. Deshalb gelobte ich heilig mir, daß diese Semmel bei mir wohl verwahrt werden sollte, bis es auch mit mir vorbei, und dann käme sie mit mir in den Sarg hinein!

Zwölf Jahre sind seitdem vorbei, und die Semmel lag stets unberührt bei mir als ein Heiligthum. Mit festem Sinn habe ich sie stets geschützt, um sie nicht zu verlieren, bis ich sie, ach du liebes Gottchen! gestern vor zu großem Hunger — essen mußte!"

Zeitdaguerreotypen.

Häusliche Sonntagsandacht des Herrn von Blauschild, während geschlossener Geschäftszeit.

Morgenconcert der Familie Lerche und Amsel, abgehalten bei günstiger Witterung, fortgesetzt auch während des Vormittags-Gottesdienstes.

Kind, Du hast soeben eine Butterbemme gegessen! Weißt Du nicht, daß Sonntags alle öffentliche Hantirung verboten ist?

Das Almosen.

Jüngst warf vom zweiten Stock die Schwester Grete,
Zwar geizig, doch stets frömmelnd im Gebete,
Herab, ein gar sehr dünnes Stückchen Brod,
Zu mildern eines alten Bettlers Noth.
„Ach, daß sich's," rief der Arme, „nicht verfliege!
Vergelt's der Himmel — wenn ich's kriege!" —

Avis.

Die Vermehrung unsrer Zeitschrift mit Illustrationen ist bereits im vorigen Bande, da wir im Verlaufe desselben mehr als anfänglich versprochen waren, lieferten, von dem größten Theile der Abnehmer mit ungetheiltem Beifall aufgenommen worden, wie aus der fortwährend steigenden Auflage ersichtlich. — Doch sind auch hin und wieder Stimmen laut geworden, welche über den dadurch verursachten Verlust an Text sich beklagt haben.

Um nun allen Theilen zu genügen, haben wir uns entschlossen, den durch die Vermehrung mit Abbildungen verursachten Textverlust am Schlusse des Bandes durch eine Extra-Textbeilage zu ergänzen, so daß demnach alle Leser zufriedengestellt werden.

Dresden: Verlag von H. H. Grimm & Comp. — Druck von C. H. R. Roempler.
Verantwortlicher Herausgeber: Hermann Grimm.

Mit Illustrationen von Dresdner Künstlern.

Telegraphische Depesche für die Lesewelt.

Band II. Vom Telegraphen erscheint monatlich eine Lieferung von 2 Bogen mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten. — Preis jeder Liefr. 3 Ngr. (12 kr. G.-W.) — Zwölf Lieferungen bilden einen Band, für welchen man sich durch Annahme der 1. Lieferung verpflichtet. — Als Prämie wird am Schlusse des Bandes ein prachtvoll gestochener großer Stahlstich gratis beigegeben, dessen Preis im Kunsthandel 2 Thlr. P. C. ist. Liefr. 2.

Der Leichenritt.

Durch die Haide sauset wie Sturmeswind
Ein Reiter auf fliegendem Rosse;
Die Verfolger ihm auf der Ferse sind,
Nachsendend die scharfen Geschosse.

Und es hält der Reiter wohl fest im Arm
Sein Liebchen, das kühn er geraubet;
An dem seinen schlägt ihm das Herz so warm,
Sein Roß dazu wiehert und schnaubet.

Und heran man näher und näher braust,
Den Reiter zu fangen sie hoffen;
Und es bangt der Maid und dem Ritter graust
Vor Angst, daß ein Pfeil sie getroffen.

Er deckt sie fester mit seinem Schild
Und bücket zu ihr sich hinunter —
Den kühnen Reiter durchzuckt es wild:
Schon todt er sie siehet darunter.

Da erfaßt ihn Grimm und erfaßt ihn Wuth,
Als so sein Glücke zerstoben,
Er küßt die Leiche mit stürmischer Gluth
Und schauet verwünschend nach oben.

Und hinter ihm donnert der wilde Ruf
Von feindlichen Mannen und Saffen,
Es stampft unzählicher Eisenhuf
Die Erde zu staubigen Massen.

Und hinter ihm zischet das Wurfgeschoß
Vom Bogen der wüthigen Reiter,
Von Blut und Schweiß dampft jegliches Roß,
Der Sporn stachelt's weiter und weiter.

Der Ritter treibet zu wilder Eil',
Als wollt' mit dem Sturme er jagen;
Wohl drohend umschwirrt ihn Pfeil an Pfeil,
Bis sicher zum Ziele getragen.

Hinsterbend sinket des Kühnen Haupt
Hinab zu der bräutlichen Leiche,
Die er vermegen zur Hochzeit geraubt,
Zur Hochzeit im nächtlichen Reiche.

Gewaltig umklammernd sein Lieb, durchwühlt
Und packt er die schweißigen Mähnen
Des Rosses, das nicht den Sporn mehr fühlt,
Nur Blut an erschlaffenden Sehnen.

Und immer näher ertönt Geschrei
Und wildes Gejauchze dem Rosse,
Das leichenrasend in banger Scheu
Erzittert und weicht dem Geschosse.

Wie rasend über den dunklen Plan
Jagt's grimmig gestachelt von Wunden,
Die andern folgen der Todenbahn
Vom Blute bezeichnet gefunden.

Und schon winkt in Nähe das rettende Schloß,
Schon hört man den Wächter erschallen,
Da stürzet zusammen das wackere Roß —
Drei Leichen dem Feinde verfallen.

O. H. Tiedemann.

Der heilige Abend.

Weihnachtsbild aus dem wirklichen Leben von Ed. Kauffer.

(Fortsetzung.)

Der Mann des Auskloppfestocks nimmt sich hierauf die Freiheit, einen Stuhl aus seinem Schwerpunkt zu bringen und der Anziehungskraft der Erde preiszugeben.

Alles umsonst! Herr Seidenhase läßt sich nicht stören, der leise Nachhall der Posaunen von Jericho erfüllt ohne Aufhören das Zimmer.

Da ergreift, von Besorgniß und Verzweiflung gepackt, der Stiefelputzer ein altes Horn, das an der Wand hängt, hält es an das Ohr des Schnarchenden und beginnt dem ehernen Bauche des spröden Instrumentes eine Reihe der schauerlichsten Töne zu entlocken.

— Was giebt's? brummt erwachend Herr Jeremias und wir bemerken, wie er mit Anstrengung erst das rechte, dann das linke Auge öffnet.

— Es ist neun Uhr! spricht der musikalische Wichsier, während er das verbrecherische Horn wieder an den Nagel hängt. Befehlen Sie Kaffee?

Statt der Antwort läßt sich ein melodischer Husten aus den Bettsäcken vernehmen, das der Mann des Auskloppfestockes für eine unverkennbare Zustimmung hält und sofort an seine Arbeit geht. Bald dampft der aromatische Mokka in der großen Meißner Tasse, Herr Seidenhase richtet sich im Bett in die Höh und fängt, nachdem sein dienstbarer Geist unter vielen Verbeugungen sich unsichtbar gemacht hat, mit Andacht an, den köstlichen Trank Arabiens zu genießen. Der Kaffee muß, einer bekannten Annahme zufolge, heiß wie die Hölle, süß wie die Liebe und schwarz wie der Teufel sein. Der Kaffee des Herrn Jeremias ist von solcher Beschaffenheit und läßt also nichts zu wünschen übrig.

Geben wir während der Zeit des Frühstücks eine kurze biographische Skizze des preiswürdigen Langschläfers.

III.

Es war vor länger als dreißig Jahren, als aus einem unansehnlichen Hause der Webergasse eines Abends ein Mann trat, der den Vorübergehenden zu mancherlei Betrachtungen und Vermuthungen Veranlassung gab. Er war mit einem weiten Schlafrock bekleidet, der bei der hastigen Bewegung des eiligen Fußgängers flügelartig sich ausbreitete und zwei zierliche, von schneeweißen Unterbeinkleidern umschlossene Dachsbeine erblicken ließ. An den Füßen klapperten ein Paar ehrwürdige Pantoffeln, die früher einmal zu den blendendsten Schönheiten ihrer Gattung gehört haben mochten; leider aber hatte die unerbittliche Zeit mit erstaunlichem Eifer die Schärfe ihres Gebisses an ihnen erprobt, und sowohl den soliden Sohlen als dem geschmeidigen rothen Oberleder empfindliche Niederlagen beigebracht. Das von keiner Person gebändigte Haar des Mannes flog wirr um eine sorgenschwere Stirn und bedeckte zum Theil zwei Ohren von Ehrfurcht gebietender Länge, die an das Witzwort erinnerten: Seine Ohren sind so lang, daß ihm vorkommenden Falls nicht sowohl das Fell über die Ohren, als vielmehr die Ohren über das Fell gezogen werden müßten.

Dieser sonderbare Mann mit dem weithin flatternden Schlafrock und den Ohren, deren Länge der nächste beste Schnittwaarenhändler hätte nach der Frankfurter Elle messen können, verschwand unter allgemeinem Kopfschütteln des lustwandelnden Publikums in einer engen Seitengasse, kam aber schon nach Verlauf weniger Minuten wieder zum Vorschein und zwar in Begleitung einer Dame von merkwürdigem Aeußeren, die einen ungeheuren Seidenhut auf dem Kopfe, einen gewichtigen Strickbeutel an der Seite und in der rechten Hand jenes unschätzbare Instrument von Zinn trug, das trotz seines unzweifelhaften Werthes den bescheidenen Namen einer Spritze nicht verschmäht. Alle drei, der Mann mit der sorgenschweren Stirn, die verdächtige Dame mit dem Strickbeutel und endlich das Instrument mit dem bescheidenen Namen wurden in dem schon erwähnten Hause unsichtbar, aus welchem der unfrisirte Pantoffelträger seinen geheimnißvollen Ausflug nach der engen Seitengasse unternommen.

— Kommen Sie schnell, beeilen Sie sich! rief der Mann seiner Begleiterin zu, als sie sich anschickten, eine dunkle Treppe zu erklimmen.

— Ich fliege ja! bemerkte dagegen sehr gelassen die korpulente Dame mit dem unschätzbaren Instrument, welche würdig und bedächtig, die Hand am Geländer, ihm folgte, aber sich durchaus nicht entschließen konnte, ihre Schritte zu beschleunigen.

So betraten sie die zweite, nicht weniger dunkle Treppe.

— Wie hoch wohnen Sie? keuchte die Korpulente, den Schlafrock erfassend, um an ihm und seinem Besitzer die ihr so nöthige Leitung und Unterstützung bei der nächtlichen Bergwanderung zu finden.

— Nur drei Treppen, drei kleine Treppen!

— Himmlischer Vater, drei Treppen! das wird mich umbringen.

— Aber es sind ja wahre Hühnersteigen. Sehen Sie, da haben wir schon die zweite hinter uns. Hier ist die dritte! Halten Sie sich nur fest an meinen Schlafrock. Es macht mir Vergnügen, Sie zu unterstützen.

Sie stiegen weiter; aber schon nach einigen Schritten riß der Schlafrock und die Dame stürzte fünf Stufen hinab, über sie der würdige Staatsbürger mit den Pantoffeln, den der Schreck über das unerwartete Ereigniß aus dem Gleichgewicht gebracht.

Während dieses Gepolters wurde unser Freund Jeremias geboren und als sein Vater, dessen rechtes Schienbein beschunden war, und die Hebamme, deren Nase blutete, in's Zimmer traten, war er bereits in die sündige Welt eingetreten.

Nach acht Tagen wurde der kleine Heide getauft und der Teufel durch den Geistlichen aus seinem unschuldigen Fleische ausgetrieben. Wahrscheinlich in Folge des Exorcismus nahm er darauf zu, an Alter und Weisheit vor Gott und den Menschen, bekam fast alle Kinderkrankheiten und im dritten Jahre die ersten Höslein, die später von seinem theuren Papa regelmäßig alle Wochen sammt dem edlen Körpertheile unter dem Rücken ausgeklopft wurden. Solche schmerzensreiche Mißverständnisse abgerechnet, verfloß seine Kindheit in ungetrübter Heiterkeit. Sein Körper entwickelte sich mit überraschender Schnelligkeit und als er im vierzehnten Jahre nach erfolgter Konfirmation in die große Welt oder vielmehr als Lehrling in den bescheidenen Laden eines Gewürzkrämers eintrat, durfte er für einen hübschen kräftigen Burschen gelten.

Um diese Zeit nahmen seine Eltern Abschied vom irdischen Jammerthal und ihrem einzigen Häuslein, um im himmlischen Jenseits die Freuden des Paradieses kennen zu lernen und die Beschwerden der Erbsünde und ihres glücklichen Ehestandes zu vergessen. Jeremias weinte trotz des unvergeßlichen Rohrstockes, der so oft die innigste Bekanntschaft mit seinem Sitzfleisch gemacht, als guter Sohn einen Ocean von Thränen auf ihre Gruft und kehrte mit rothgeschwollenen Augenlidern in die Einsamkeit seines Ladens zurück, wo er seinen pflichtgemäßen Schmerz bei der gemüthlichen Beschäftigung des Pfefferstampfens und Rosinenlesens in kurzer Zeit siegreich bewältigte.

Das Schicksal der zweibeinigen Thiere, so der Eigendünkel Menschen zu nennen pflegt, hängt oft von Kleinigkeiten, von unbedeutenden Umständen ab.

Freund Seidenhase weiß ein Lied davon zu singen; denn aller Wahrscheinlichkeit nach würde er jetzt als ehrbarer Bürger und Gewürzkrämer Zucker und Kaffee verkaufen, hätte nicht sein Leben durch einen an und für sich sehr wenig interessanten Gegenstand plötzlich eine andere Richtung genommen. Dieses Ding war nichts Anderes, als der Schwanz eines ausgestopften Krokodils.

Ueber der Ladenthür hing nämlich zum anlockenden Schauspiel für die Vorübergehenden ein ehemaliger Bewohner des Nil, den die mörderische Hand irgend eines afrikanischen Kriegers in der Blüthe seiner Jahre grausam hingeschlachtet und dann ausgestopft hatte. Wie

er in die Hände des Gewürzkrämers gekommen, ist nicht bekannt. Genug, er gelangte in den Besitz des Thieres und hing es an seiner Ladenthür auf, neben einer Schildkröte und einem Affen, von welchem letzteren die lügenhafte Welt behauptete, er sei dem Gewürzhändler, oder auch, der Gewürzhändler sei ihm wie aus den Augen geschnitten.

Schon lange hatte Jeremias gewünscht, das Schuppenthier in der Nähe zu sehen. Er rückte daher eines Tages, als sein Prinzipal anwesend war, eine Leiter an die Ladenthür und stieg zum Gegenstande seiner Neugierde hinauf. Ein ungeschickter Tritt brachte die Leiter zum Fallen, in wahrhafter Seelenangst klammerte sich Jeremias an den Schwanz des egyptischen Ungeheuers, die Leiter fiel, der Schwanz brach und sowohl er als der junge Herr Seidenhase stürzte auf den Boden.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke öffnete Herr Morchel, so hieß der Gewürzkrämer, die Thür, unter der er, ob des unerwarteten Anblicks, wie versteinert stehen blieb. Als er aber den Greuel der Verwüstung überschaute, und den Schwanz seines theuren Schuppenthieres in der Hand seines zitternden Lehrlings erblickte, da kam Leben in seine Fäuste, da faßte er mit der einen Hand das Haar des unglücklichen Jeremias, während er mit der andern dessen Wangen rechts und links bearbeitete.

— Schurke und mehr als Schurke! schrie dabei der kleine Herr Morchel mit schrecklicher Stimme. Meinen Krokodil, den Stolz meines Herzens, die Wonne meiner Seele zu verunstalten! Abscheulich! die Bestie kostet mich eine unmenschliche Summe, ich kaufte sie eigens, um meine Kollegen damit zu ärgern. Und da muß es mir in den Sinn kommen, diesen neunhäutigen Seehund von einem Seidenhasen in mein Haus zu nehmen, diese menschgewordene Kinnlade, die täglich mehr Rosinen verzehrt, als ich in drei Tagen verkaufe, diesen langgeöhrten Kobold, der meinen Krokodil um die Schattenseite seines Daseins bringt!

Nach diesem Ausbruch des Zornes und der Verzweiflung stieß Herr Morchel den arg zerbläuten Jeremias mit einem kräftigen Tritt zur Ladenthür hinaus auf die Straße. Es war im Winter und schneidend kalt. Der arme Seidenhase schlich in blauer Ladenschürze, ohne Kopfbedeckung, mit blutender Nase, angeschwollenen Wangen und in Filzschuhen, wie er war, zu seinem Vormund, dem er mit den rührendsten Worten die fatale Geschichte mit dem Krokodilsschwanze mittheilte.

Der Vormund, ein leberleidender Schuhmacher, hörte die klägliche Erzählung mit ernster Ruhe an, griff dann mit ebenso ernster Ruhe nach dem Knieriemen und begann, immer mit derselben ernsten Ruhe, eine für den Betreffenden keineswegs angenehme, aber trotzdem lange anhaltende Execution.

Jeremias war aus dem Regen in die Traufe gekommen. Nach vollzähliger Tracht wurde er vom Vormund, der seiner Pflicht gewissenhaft genügt zu haben meinte, in Gnaden entlassen und einem Buchbinder anvertraut, der ihm die Geheimnisse seiner Kunst beibringen sollte.

Vom Eintritt in das Atelier des Buchbinders fehlen alle Nachrichten über das Jünglingsalter des Herrn Jeremias Seidenhase. Dunkle Gerüchte melden, er sei auch hier mit Fußtritten entlassen worden und habe dann bei einem Advokaten ohne Klienten als interimistischer Aktuar und Kopist eine Anstellung gefunden. Doch das sind alles Mythen! Gewiß ist nur, daß er später, durch einen bedeutenden Gewinn in der Lotterie, in sehr gute Umstände kam, die ihm gestatteten, ein sorgenfreies beschauliches Leben zu führen.

IV.

Eben war Herr Seidenhase nach beendigtem Frühstück in seinen großblumigen Schlafrock geschlüpft und hatte sich in das wohlgeheizte Wohnzimmer begeben, als leise an der Thür geklopft wurde.

— Herein!

Ferdinand erschien, machte eine ziemlich linkische Verbeugung und blieb nicht weit von der Thür stehen.

— Mein Sohn, was führt Dich zu mir? fragte Herr Jeremias freundlich.

— Ich komme, um mich zu erkundigen, ob Sie irgend Etwas vermissen, stammelte der Knabe, verlegen seine Mütze in der Hand drehend.

— Vermissen . . . ich? . . .

— Sie selbst, wenn Sie Herr Seidenhase sind.

Herr Jeremias dachte einen Augenblick nach, dann verstärkte er sich und ging mit raschen Schritten in sein Schlafkabinet. Schneller jedoch, als ich dies niederschreibe, kehrte er zurück, sichtlich erschrocken.

— Meine Brieftasche! Meine Brieftasche! wehklagte er und dicke Thränen rollten über seine apfelrunden Wangen.

— Beruhigen Sie sich, mein Herr . . .

— Dieser Schlag giebt mir einen Knax auf zeitlebens!

— So hören Sie doch, Herr Seidenhase! . . .

— Ich bin ein ruinirter Mann!

— Ich bitte Sie nochmals, sich zu beruhigen. Wenn die Brieftasche, die ich gefunden, und in welcher Ihr Name stand, die Ihrige ist, woran ich nicht zweifle, so wird sie in einer Stunde sich wieder in Ihrem Besitz befinden. Sie haben nur nöthig, mir zu meiner Mutter zu folgen.

— Junge! Mensch! Engel! rief der kleine dicke Mann, dann versagte ihm die Stimme, was ihn jedoch nicht abhielt, sich sogleich anzukleiden, einen Hut aufzusetzen und den Stock mit dem Billardball in die Hand zu nehmen.

Zehn Minuten später war er bei Frau Eva. Die Beschreibung, die er von dem in Frage stehenden Portefeuille machte, die Summe, die er angab, die Notizen, die er bezeichnete, Alles setzte außer Zweifel, daß die Brieftasche ihm gehöre und so wurde sie ihm denn auf der Stelle ausgehändigt.

— Meine gute Frau, sagte Herr Seidenhase nach den ersten stürmischen Ausbrüchen des Dankes und der Freude, meine gute Frau, erlauben Sie mir, mich ein wenig auszuruhen. Der plötzliche Schreck und die jetzige Freude haben mich angegriffen, ich bin alterirt.

Dabei hatte er auch schon einen Stuhl ergriffen und sich ohne weitere Umstände niedergelassen.

— Wie großen Dank bin ich Ihnen schuldig! sagte er jetzt und fixirte die junge Frau, die ihm gegenüber saß.

— Sprechen Sie nicht davon! Mein Ferdinand und ich haben nichts gethan, als was jeder ehrliche Mensch an unsrer Stelle ebenfalls gethan hätte.

— Sie sind sehr bescheiden! bemerkte Herr Seidenhase, den die hübsche blonde Frau zu interessiren anfing.

— Wir sind arm; aber nichts hätte uns bewegen können, Ihr Portefeuille zu behalten.

— Also sie ist arm! dachte Jeremias. Wie oft vielleicht haben diese frommen blauen Augen in schlummerloser Nacht geweint! Hm! Wie viele Thränen mögen über diese zarten Wangen gelaufen sein! Hm! dieses Ohrläppchen ist wirklich reizend und diese kleine weiße Hand . . .

Das Gespräch stockte, Jeremias wurde verlegen und von ganz eigenthümlichen Gefühlen und Gedanken überwältigt, von denen er selbst sich kaum Rechenschaft ablegen konnte; aber das wußte der vierunddreißigjährige Hagestolz, daß er solche Gefühle in seinem Leben noch nicht empfunden. Er wagte endlich nicht mehr, die hübsche Frau anzublicken, sprach auch nicht mehr, sondern stieß nur tiefe Seufzer aus.

— Mein Herr, was fehlt Ihnen? fragte Frau Eva theilnehmend. Fühlen Sie sich unwohl?

— Ich möchte . . . stotterte Jeremias.

— Befehlen Sie!

— Geben Sie mir ein Glas Wasser, wenn ich bitten darf.

— Mit Vergnügen!

Frau Eva beeilte sich, den Wunsch des dicken Herrn zu erfüllen und brachte das Verlangte. Als sie ihm das Glas reichte, berührte ihr Finger seine Hand; dem armen fugelrunden Seidenhasen war es, als durchzucke ihn ein elektrischer Schlag.

— Kurios! dachte er und vergaß zu danken, trank aber das Glas bis auf den Boden leer, natürlich aus Zerstreuung. Er bat um ein zweites Glas und glaubte gewiß, den elektrischen Schlag wieder zu empfinden, aber etsch! ihr Finger berührte ihn diesmal nicht und das war ihm — er mußte sich's gestehn — eben nicht angenehm.

— Ein seltsamer Mann! dachte ihrerseits Frau Eva. Die Gutmüthigkeit sieht ihm aus dem Gesicht. Er wird uns sicher ein reiches Geschenk machen.

Darin aber hatte sie sich getäuscht; denn plötzlich stand ihr Gast vom Stuhl auf, stammelte Etwas von Erkenntlichkeit und purzelte mit einer tiefen Verbeugung zur Thür hinaus.

— Mutter! rief Ferdinand schmerzlich und eine Thräne der Täuschung schwamm in seinen Augen.

— So sind die Menschen! Herzlos, kalt, undankbar, eigennützig, ohne Mitgefühl!

Sie drehte sich um und zerdrückte mit leisem Seufzer eine Perle, die aus der Tiefe ihres Auges quoll.

V.

Der heilige Abend war angebrochen, die Zeit, wo der sinnende Geist es liebt, nach Palästina zu pilgern und ihn umschauern alte süße Legenden von dem Sterne über Bethlehem und dem göttlichen Kinde in der Krippe, von den wachenden Hirten auf dem Felde und den singenden Engeln bei ihnen, von den schlanken Zedern des sagenreichen Libanon und den heiligen Fluthen des leise wogenden baumumsäumten Jordanflusses.

Der Himmel hatte sich aufgeklärt. Die Sichel des Mondes glitt durch den unermeßlichen Raum. Der Schnee auf den Dächern, vom

erstarrenden Frost zu Eis krystallisirt, blitzte und glitzerte, kein Lüftchen regte die Flügel, die Natur schien in Andacht versunken unter dem Eindrucke der großen welterlösenden Begebenheit, deren Andenken das dankbare Menschenherz heute erneuete.

Es war sechs Uhr Abends.

Lorchen und Ferdinand befanden sich wieder auf dem Markte und verkauften den Rest ihrer Rosinenmänner. Eine Laterne auf ihrem einfachen Verkaufstische beleuchtete ihren kostbaren Bazar. Ihre ärmliche, keinen Schutz gegen die Kälte gewährende Kleidung stach grell ab gegen die warmen Winteranzüge der Einkaufenden und den Kindern mochte es wohl recht wehmüthig um's Herz werden, wenn bald eine pelzgeschmückte Dame der haute volée, bald ein hübsch gekleidetes Mädchen der dienenden Klasse, bald wiederum ein dicht in seinen Mantel gehüllter Herr an ihnen vorüberging oder bei ihnen kaufte. Ein Gamin hatte an Ferdinand's Seite Posto gefaßt und beobachtete neugierig den Verkauf. Lorchen saß auf einer kleinen Bank und erwärmte eine Hand um die andere an der Laterne.

Jetzt war der Verkauf beendet und die Geschwister gingen nach Hause in ihre Wohnung unter dem Dache, wo kein Christbaum ihrer harrte, keine vergoldete Nuß, kein rothwangiger Apfel; denn ihre arme Mutter hatte auch heute kein Geld erhalten. Sie war Nachmittags bei der Dame gewesen, für die sie gearbeitet hatte, aber nicht vorgelassen worden. Alle Bitten blieben bei dem groben Bedienten ohne Erfolg; sie sollte nach den Feiertagen wiederkommen, sagte er, dann werde der Bettel sogleich bezahlt werden; jetzt habe die gnädige Frau keine Zeit.

Herr Seidenhase, um von diesem zu sprechen, hatte einen, mit seinem Ausdruck zu reden, furiosen Tag verlebt. Gegen seine Gewohnheit hatte er vergangene Nacht schlecht geschlafen und war schon zeitig aufgestanden. Als der Wichsier um acht Uhr Vormittags in's Zimmer trat, fand er es bereits geheizt: Herr Jeremias hatte selbst Feuer angemacht. Das hatte ohne Widerrede Etwas zu bedeuten! das war unerhört! Dazu sah Jeremias so nachdenkend, fast philosophisch aus, daß der Stiefelputzer beinahe in Bestürzung gerieth.

— Nicht wahr, Kellerwurm, Ihr wundert Euch über die Dinge, die geschehen, sagte Herr Seidenhase. Ich seh's Euch an der Nase an, daß Euer Verstand anfängt stille zu stehen, ob des Ungewöhnlichen, das Ihr schaut.

— Auf Ehre! betheuerte das menschgewordene Dogma des Fleißes und der Verschwiegenheit. Eher hätte ich geglaubt, daß ein Holzapfelbaum Aprikosen trägt, als dieser Veränderung Ihrer Lebensweise zu begegnen.

— 's steckt auch Etwas dahinter, Kellerwurm, ich will's Euch nur gestehn.

— Sie wollen doch nicht etwa Bücher schreiben, wie der Literat da drüben, den ich schon seit einem halben Jahre umsonst putze?

— Nein, Kellerwurm!

— Oder eine Kleinkinderbewahr-Anstalt errichten?

— Auch nicht!

— Oder gar heirathen?

— Eben das! Heirathen will ich.

Dem Stiefelputzer fiel vor Schreck und Erstaunen der Rohrstock aus der Hand.

— Heirathen! sagte er tonlos und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

— Nicht wahr, das ist kurios?

— Auf Ehre, sehr kurios!

— Nun seht einmal, sagte Herr Jeremias schmeichelnd und ergriff die Hand seines alten Dieners, es ist doch am Ende nicht gut, daß der Mensch immer allein bleibt.

— Da mögen Sie wohl Recht haben! Wenn sich Zwei so recht von Herzen gut sind, da ist's eine wahre Lust, mit einander zu leben. Ich weiß es. Meine Selige hat mich auf den Händen getragen und mir Alles gethan, was sie mir an den Augen absehen konnte. Ich kann sie auch nicht vergessen und sie ist doch schon seit zwanzig Jahren todt.

Der Stiefelputzer wischte sich die übervollen Augen und Herr Seidenhase that aus Gutmüthigkeit das Gleiche, obschon er keinen Grund hatte, um die selige Frau Stiefelputzerin zu weinen.

— Gut! sagte er jetzt. Das Heirathen verstände sich also von selbst. Aber sagt mir, Kellerwurm, ob ich glücklich gewählt. Ihr seid ein grader vielerfahrener Mann. Nehmt Euch kein Blatt vor das Maul. Vor allen Dingen: Ich heirathe eine Wittwe . . . .

— Eine Wittwe! repetirte Kellerwurm.

— Und diese Wittwe hat zwei Kinder.

— Zwei Kinder!

— Und ist ungefähr siebenundzwanzig Jahre!

— Siebenundzwanzig Jahre!

— Dabei arm!

— Arm!

— Und sieht meiner seligen Mutter wie aus den Augen geschnitten, hat die kleinsten Wachs-

händchen von der Welt und wunderschöne Ohrläppchen.

Der Wichsier nickte mit dem Kopfe.

— Sie wollen also, sprach er, Ihre Angebetete deswegen heirathen, weil sie Wittwe ist, zwei Kinder hat, siebenundzwanzig Jahre zählt, nichts zu beißen und zu brocken hat, Ihrer seligen Mutter wie aus den Augen geschnitten sieht und die kleinsten Hände nebst wunderschönen Ohrläppchen hat . . . .

— Was ist dabei zu verwundern, Kellerwurm!

— Ich meine nur so!

— Die Partie ist in jeder Beziehung passend. Ich brauche eine Frau und bekomme eine, sie braucht einen Mann und bekommt ebenfalls einen. Sie hat zwei Kinder, ich werde deren Vater, was auch sein Gutes hat; denn wer mag wissen, ob mir der Himmel eigene Kinder bescheert. Meine Braut ist arm, ich mache sie reich. Ihre siebenundzwanzig Jahre harmoniren mit meinen vierunddreißig. Nur Eins wünschte ich noch . . . .

Jeremias sah dem Stiefelputzer treuherzig in's Gesicht.

— Lassen sie doch hören! sagte dieser.

— Ich habe mich an Euch gewöhnt, Kellerwurm, sprach Herr Seidenhase. Wie wäre es, wenn Ihr bei mir bliebt. Eure alten Unterthanen werden mürbe und wacklig und wollen nicht mehr fort. Ihr müßt Euch abrackern von früh bis in die Nacht. Hier ist meine Hand, Kellerwurm, schlagt ein. Ihr bleibt bei mir, wenn ich heirathe, und so Gott will, sollt Ihr binnen einem Jahre mein erstes Söhnchen auf den Knien schaukeln.

(Schluß folgt.)

Der Verrath.

(Hierzu ein Stahlstich.)

Endlich war Rosette allein und hatte ein einsames Stündchen zu ihrer eignen Verfügung, denn ihre Tante hatte Hut und Shawl genommen, um einen Spaziergang zu machen. „Geschwind will ich nun ein Briefchen an ihn schreiben, an meinen geliebten Albert — o wie lange wird er schon sehnsüchtig darauf gehofft haben!“ so dachte Rosettchen, ein reizendes Kind von achtzehn Jahren, das in den Frühlingsträumen der ersten Liebe schwärmte, wie eine flatternde Libelle unter den jungen wilden Rosen am Rande des Baches. Das Herz Rosetten's klopfte stürmisch, als sie sich auf einen Sessel an ein niedliches mit Blumen verziertes Tischchen setzte, schnell die nöthigen Schreibmaterialien ordnete und ein feines, zartes Blättchen vor sich hinlegte. „Ach, daß nur die Tante nicht sobald zurückkommt und mich am Ende gar überrascht!“ seufzte sie, „ich wäre des Todes.“

Aber warum durfte Rosette nur im Geheimen ein Liebesbriefchen schreiben? — Sie war eine arme junge Waise, im Hause ihrer reichen Tante erzogen und streng beaufsichtigt, und sollte einen Mann heirathen, der genau zwanzig Jahr älter war als sie, einen Mann mit erschrecklich langer Nase und mit einem eben so erschrecklich langen Titel — er war nämlich Oberappellations-Gerichts Assessor. Zwar war dieser Mann höchst achtungswerth und sogar liebenswürdig und — was eine Hauptsache — auch sehr reich, aber Rosette vermochte es nicht, ihm gewogen zu sein, denn sie liebte ihren Vetter Albert, einen jungen Maler, der so schmuck und flott aussah, so leicht tanzte, sich so fein und nobel trug, immer munterer Laune und voll witziger Einfälle war, und der so bewundernswürdig dunkelblaue Augen hatte.

Es verstand sich von selbst, daß Albert ebenfalls sterblich verliebt in sein schönes Cousinchen war, doch der junge Maler weilte jetzt fern von Rosetten. Die beiden jungen Leute hatten sich unverbrüchliche Treue gelobt, aber ihr Liebesverhältniß mußte vor der Hand das tiefste Geheimniß bleiben, denn wenn Rosetten's Tante etwas davon erfahren hätte, so würde dies ihren höchsten Zorn erregt haben.

Die Tante war nämlich so sehr auf den fürchterlichen Oberappellations-Gerichts-Assessor versessen, daß sie ihrer Nichte nur unter der Bedingung eine reiche Aussteuer versprochen und ihr die Hoffnung gegeben hatte, sie einst zu ihrer Erbin einzusetzen, wenn Rosette sich mit jenem

respektablen, reichen Freier vermählen wolle. Die Letztere dachte indessen jetzt bloß an Albert und schrieb schnell und eifrig von Liebe und ewiger Treue und von ewiger Treue und Liebe — man kennt ja das unerschöpfliche Thema, um welches sich Liebesbriefe gewöhnlich bewegen. Endlich gerieth sie während des Schreibens so in Aufregung, daß sie sich sogar in Versen ergoß. Rosette machte wirklich zuweilen ganz artige Gedichte. Heute wollte es aber das Unglück, daß sie am Schluß jedes Verses bei der vierten Zeile allemal keinen Endreim finden konnte. Da sie aber jetzt nicht lange Zeit zum Nachdenken hatte, so machte sie jedesmal am Ende des unvollendeten Verses einen Gedankenstrich und ließ einen leeren Raum in der Hoffnung, daß ihr die fehlenden Endreime in dem Gedicht vielleicht nach dem Schluß des Briefes noch einfallen würden. Dabei verlor sie sich aber so tief in Träumereien, daß ihre wachen Träumereien am Ende in wirkliche übergingen und ohne sich dessen selbst bewußt zu sein, lehnte sie sich im Sessel zurück, ihr liebliches Haupt sank wie eine blühende Rose am zarten Stiel auf den Busen herab und sie nickte ein.

Mittlerweile kehrte die Tante von ihrem Spaziergange zurück und trat, zufällig ganz sacht und geräuschlos, in's Zimmer. Und was geschah nun? — Leise näherte sie sich der schlummernden Rosette, blickte über deren Schultern hinweg und las den verhängnißvollen Brief. Ganz leise nahm sie ihn hinweg, las denselben noch einmal durch und vervollständigte endlich nach einigem Besinnen mit einer eingerauchten Feder Rosetten's Gedicht. Es muß hier mitgetheilt werden, daß Rosettens Tante nicht nur eine strenge, wiewohl achtbare, sondern zugleich auch eine geistreiche und witzige Dame war. Nachdem nun das Gedicht vervollständigt war, legte die Tante den Brief wieder vor ihre schlummernde Nichte hin und erregte ein Geräusch, so daß das Mädchen erwachen mußte. Erschrocken fuhr Rosette auf und blickte auf ihren Brief. — Entsetzen! — Die leeren Räume nach den Gedankenstrichen in dem Gedicht waren mit passenden, für Rosette jedoch höchst ärgerlichen Endreimen ausgefüllt — und zwar von der eigenen Handschrift der Tante. Demnach lautete es nun folgendermaßen:

„Ich denk' an Dich mit ewig süßer Pein;
Geliebter! denkst Du meiner auch so innig? —
O könnte Deines Herzens würdig sein
Ein Mädchen, wie ich bin, jung und — leichtsinnig.

Ach! unser Leben wird ein Blumenreich,
Doch lang muß unsre Liebe sich gedulden,
Denn ich bin arm und nur an Hoffnung reich,
Und Du, mein süßer Freund, hast — nichts als Schulden.

Du sagtest mir: es schwebe stets mein Bild
Um Dich, wohin Du immer mögest wandern;
Noch tönen mir die lieben Worte mild,
Die Du wahrscheinlich sagtest — mancher Andern.

Auch sprachst Du, daß ich lieb' Begeisterung
Dir in der schönen Kunst, die Du erwerben;
Gewiß hast Du in Deiner Seele Schwung
Mit Bildern manche Leinewand — verdorben.

Wann werden wir uns Beide wiedersehn?
Wie viele Stunden werde ich noch messen,
Wo ich vor Liebessehnsucht muß vergehn? —
Doch hoffe ich, Du wirst mich bald — vergessen.

O schreibe nächstens mir; doch gieb wohl Acht,
Daß heimlich mir der Brief kommt, denn die Tante
Hält über all' mein Thun und Treiben Wacht,
Und mein verborgnes Glück ist — eine Schande.

Der reiche Freier ist mir unausstehlich;
Ich will ein Herz, will Liebe — nicht Ducaten —
Bei Dir, mein Theurer, bin allein ich selig
Und unser Liebesbündniß ist — verrathen."

Also die geheime Liebe Rosetten's war verrathen. — Arme, unglückliche Rosette! Wie wird es Dir ergehen? — Es gab einen harten Kampf mit der Tante auszufechten, und für Rosette für diesen Tag vielfaches Herzeleid.

Aber das Schicksal legte sich in's Mittel und führte ein überraschendes Resultat herbei. Der Oberappellationsgerichts-Assessor machte einen dummen Streich. In Gegenwart mehrerer Damen beging er die Uebereilung, sich über Rosetten's ältliche Tante lustig zu machen und da dieß die Tante natürlich brühwarm wiedererfuhr, hatte er es bei ihr für ewige Zeiten verschüttet.

Dagegen nahm sich das Schicksal des von Rosetten so überaus treu und heiß geliebten Albert's an. Er hatte in München fleißige Studien gemacht, eines seiner Bilder hatte den Preis gewonnen und er war mit vielen Bestellungen beehrt worden, so daß er also nicht, wie die Tante vorausgesagt hatte, manche Leinwand verdarb. Diese glücklichen Erfolge söhnten sie mit ihm allmälig aus; er fand Gnade vor ihren Augen, und endlich verlobte sie Rosetten mit ihm und vermachte Beiden ihr bedeutendes Vermögen.

G. Bernhard.

Der ſchlagende Beweis.

— Pfui Teufel, Gottlieb! Iſt das eine Aufführung für einen nobeln Leibzger? Eene Liebſchaft haſt De in Schloſſe und noch eene an der Thomaskerche! Schickt ſich das? Iſ das deitſche Treue? Am Ende muß ich gar glauben, was ich immer gehört habe, daß Du gar ke Leibzger, ſondern von Zwencke biſt! —

— Hanne, weeß Kott! daß De dieſe Beſchuldigungen kegen mir laut werden läßt, verachte ich; daß ich zwee Liebſten haben ſoll, ignorire ich; daß De aber den Leibzger in mir ankekriffen, heißt mir an die Ehre kreifen. Meine einz'ge Rache ſoll ſein, daß ich Dir den Leibzger ſchlagend beweiſe.

Seliger Tod.

Von

Eduard Kauffer.

Der Menſch verwelkt wie Gras und Blume,
Ein Blatt fällt nach dem andern ab;
Doch künd' ich's ſtolz zu meinem Ruhme,
Mich kümmert wenig Tod noch Grab.

Kommt einſt die Zeit, wo ich muß ſterben,
Wie ſchnell iſt da mein Haus beſtellt!...
Ich ſchlag das letzte Glas in Scherben
Und gehe lachend aus der Welt!

Leichtfertig nennt Ihr dieses Scherzen,
Doch ruht die vollste Weisheit drin:
Ich tausche fel'gen Trost für Schmerzen
Und zieh' selbst aus Verlust Gewinn.
Des Todes Nah'n mag Euch entfärben,
Mir bleiben Wang' und Aug' erhellt...
Ich schlag' das letzte Glas in Scherben
Und gehe lachend aus der Welt!

Ein reiches Gastmahl ist das Leben,
Die Freude schenkt vom besten Wein,
Und sinkt der Eine nachtumgeben,
Nimmt seinen Platz ein Andrer ein.
Euch meinen Gruß, Ihr wackern Erben,
Ihr findet Lieder, doch kein Geld...
Ich schlag' das letzte Glas in Scherben,
Und gehe lachend aus der Welt!

Auch frag' ich nicht, was wird dann werden,
Wenn mein Gebein den Staub vermehrt,
Wenn meinem Leib in kühlen Erden
Ein Grab die stillste Ruh' beschert;
Was uns der Himmel will erwerben,
Sei vor der Hand dahingestellt...
Ich schlag das letzte Glas in Scherben
Und gehe lachend aus der Welt!

Naht so mein Schiff der dunklen Klippe,
Des Todes kaltem Wogenbraus,
Pflück' ich von Liebchens rother Lippe
Von Küssen noch den schönsten Strauß.
Dann muthig vorwärts in's Verderben
Steur' ich den Kahn, bis er zerfällt...
Ich schlag' das letzte Glas in Scherben
Und gehe lachend aus der Welt!

Ein Duell in Warschau.

Lebensbild von C. Goehring.

Unter den dramatischen Künstlern Polens haben sich seit Anfang dieses Jahrhunderts vorzüglich die Herren Schulkowski (Sólkowski), Vater und Sohn, einen sehr bedeutenden Ruhm erworben. Sie waren Männer des höheren komischen Fachs und in diesem unübertrefflich. Der gegenwärtig auf der Warschauer Bühne glänzende Schulkowski möchte schwerlich in der ernsten Komik und im komischen Ernst — man dürfte es den wahren Humor nennen — seines Gleichen finden. Und doch erreichte er auch der Behauptung der Warschauer seinen Vater noch nicht einmal, den Schreiber dieses leider nicht kennen gelernt hat. Dieser bereits vor der Revolution von 1830 zur Himmelsbühne abberufene Künstler hatte einen Ruhm gewonnen, der seinen Namen selbst in den entlegensten Winkeln des Landes bekannt und zu einem Gegenstande der Bewunderung gemacht hatte. Der Bauer in seiner Chalupa, der Kleinbürger in seinem Holzhüttchen, der nie in seinem Leben ein Theater zu sehen bekommen, und von dramatischer Kunst nicht den niedrigsten Begriff hatte, kannte doch den großen Schulkowski und erzählte, daß derselbe oft durch eine einzige Armbewegung, durch eine einzige Miene ein ganzes Haus voll Menschen dermaßen in Lachconvulsionen versetzt habe, daß vielen Thränen aus den Augen gesprungen, andere ohnmächtig geworden und unter die Bänke gestürzt seien.

Unter den unzähligen Huldigungen, welche dem genialen Künstler dargebracht wurden, kamen natürlich viele auch von solchen Narren, welche sich an die Künstler drängen, um durch den Umgang mit ihnen selbst etwas von deren Ruhm zu erhaschen. — Wie Schulkowski aber diese so richtig zu würdigen und belohnen wußte, davon giebt folgendes schnurrige Factum einen Beweis:

Der Vorhang war eben gefallen nnd die Vorstellung des Freischütz beendet, als ein junger, höchst elegant gekleideter Mann in das Garderobezimmer der Akteurs stürzte.

„O meine Herren," rief er aus, „welchen von Ihnen muß ich umarmen, um den großen unerreichbaren Schulkowski an meinem Herzen zu fühlen?"

Obgleich Schulkowski beim Freischütz nichts zu thun gehabt, befand er sich in diesem Augenblicke doch zufällig in dem Garderobezimmer. Er erhob sich sogleich von seinem Stuhl und trat dem jungen Unbekannten nachlässig entgegen.

„Mein Herr," sagte er, „Sie sind für Schul-

kowski begeistert, allein Schulkowski hat ja heut gar nicht gespielt."

„Gleichviel, gleichviel! ohnehin habe ich dem Schauspiel nicht beigewohnt. Ich komme soeben aus dem Hotel und von meinem Reisewagen. Mein Name ist von Dwer — — ki. Ich bin der Grundherr von Ma — — ewo in der Augustowschen Wojewodschaft. Bin einzig und allein darum nach Warschau gereist, um den unerreichbaren Künstler Schulkowski kennen zu lernen und ihm mit der ungemessensten Verehrung brüderliche Freundschaft anzubieten."

„Bei Gott," bemerkte Schulkowski, „diese Geschichte ist desto großartiger und geistreicher, da Sie den Schulkowski auch als Künstler nicht einmal kennen."

„Leider, leider, war mir nie eine Gelegenheit geworden, das Glück dieser Bekanntschaft zu machen, und nun endlich habe ich mir diese Gelegenheit mit Gewalt verschafft," versetzte der junge Edelmann.

„Ha," entgegnete Schulkowski, „leider ist aber der unerreichbare Schulkowski hier nicht gegenwärtig. Aber fühlen Sie sich, mein Herr, allzusehr gedrängt, mit ihm ein Freundschaftsbündniß zu schließen, so gehen Sie gefälligst in die Weinkneipe des Jankowski am Krasinskischen Platze. In dieser pflegt sich der Unerreichbare alltäglich nach dem Schauspiel einzustellen und bis um die Zeit des Morgenroths zu verweilen."

Der junge Edelmann, brennend in der Begierde, der Freund eines berühmten Mannes zu werden, stürzte nun, als ob der hohle Kopf ihm brenne, in das bezeichnete Weinhaus. Sein Blick spähte nach dem Wirthe. Der dicke freundliche Mann ist sehr rasch in der reichen Menge von Gästen aufgefunden.

Mit sehr hochgetragener Nase — denn schon ist Herr von Dwer — — ki unendlich stolz auf den Ruhm, ein Freund des berühmten Schulkowski zu sein oder zu werden — tritt der junge Laffe zum Wirth und fragt:

„Herr Jankowski, haben Sie die Gefälligkeit, mir zu sagen, ob sich der große Schulkowski unter den Gästen hier befindet."

„Nein, Hochgeschätzer; allein um diese Zeit pflegt er zu erscheinen — ha, sehen Sie, da tritt er ja ein!"

„Wo, wo?"

„Nun dort in der Thür, durch die auch Sie eingetreten sind."

„Unmöglich! dieser Eintretende ist ein Schauspieler, mit dem ich kaum erst im Garderobezimmer des Theaters gesprochen habe, und der mich gerade wegen des Herrn Schulkowski hierher gewiesen hat."

„Dann hat er nach seiner Weise einen Scherz getrieben, denn er ist selbst Schulkowski."

„Bei Gott?"

„So gewiß als Schulkowski's Mutter bei der Geburt ihres großen Sohnes aus voller Brust gelacht hat."

„Das hat sie?" rief der junge Edelmann ganz erstaunt aus.

„Es wird behauptet."

Herr von D. hatte sich durch Schulkowski's Selbstverleugnung, in der er sich ohne Irrthum als Narr behandelt sah, ein wenig gekränkt gefühlt; allein das Wunder der Anekdote, welche der Wirth mitgetheilt, hatte dermaßen seine Begeisterung wieder gesteigert, daß er mit weit ausgebreiteten Armen dem kaum Eingetretenen entgegenstürzte. (Siehe die umstehende Abbildung.)

„Herr Schulkowski, Ihr feuriger Verehrer umarmt Sie, obschon er Ihnen zürnen sollte," rief er aus.

„Sehr beglückt; aber warum zürnen?" entgegnete Schulkowski.

„Weil Sie mich gewissermaßen zum Besten gehabt, indem Sie sich vor meinen offnen Augen verleugnet und mich hierhergeschickt haben; — denn Sie selbst sind Schulkowski."

„Letzteres wage ich nicht zu bestreiten. Uebrigens ist die ganze Sache höchst ehrlich und in bester Ordnung: Ich habe Sie hierher gewiesen, Sie haben richtig hier den Schulkowski gefunden und feiern nun den Triumph, mit dem Unerreichbaren ein Freundschaftsbündniß zu schließen."

„Ja? Sie nehmen meine Freundschaft an?" rief der junge Edelmann ganz entzückt aus.

„Donner, wie könnt' ich niedriger Mann die Hand eines Grundherrn zurückweisen!"

„Darüber keine Auseinandersetzungen, Herr Schulkowski! Meiner Meinung nach steht ein großer Künstler fast noch über dem Edelmann."

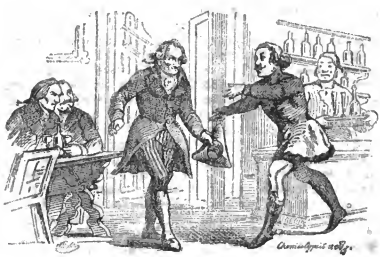
„Hm, insofern als es keine Kunst ist, ein Edelmann zu sein."

„Ja, ganz recht! Nun lassen Sie uns aber einen Platz suchen. Sehen Sie, dort ist ein leerer Tisch. Herr Wirth, Champagner!"

„Sogleich, mein Herr, sogleich!"

Puff! der Kork flog in die Lüfte, und in den beiden Gläsern schäumte es milchweiß und duftig.

„Herr Schulkowski," nahm D. das Wort, „ich bin siebenundzwanzig Meilen weit gereist, um das Glück Ihrer Bekanntschaft und Freundschaft zu gewinnen: nun sollten wir wahrhaftig aber auch mit den ersten Gläsern Wein, die wir mit einander leeren, Brüderschaft trinken."



„Köstlich, köstlich, diese Folgerung war äußerst richtig: und folglich müssen wir mit einander Brüderschaft trinken," rief Schulkowski aus, und die umsitzenden, Beobachter, welche Schulkowski's Manieren kannten und jede seiner Mienen verstanden, verbissen nur mit Mühe das Lachen.

Die Brüderschaft war rasch gemacht und eine neue Füllung schäumte in den Gläsern.

„Ohne Frage, mein Theuerster," sprach Schulkowski, „bist Du ein großer Kenner und Freund der dramatischen Kunst."

„Ich wäre es vielleicht, mein ruhmvoller Freund, allein — es ist ein verfluchtes Schicksal. Da habe ich nun bis zu meinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre auf meiner Grundherrschaft in der finstern Augustowschen Wojewodschaft gesessen; wo bekommt man da ein Theater zu sehen? Zufällig kam ich einmal nach Bigry, als Zigeuner dort ein Puppenspiel sehen ließen; das ist, um offenherzig zu sein, alles, was ich vom Theaterwesen zu sehen bekommen."

„Donner und Blitz, das ist großartig," versetzte Schulkowski unter argem Gelächter, „ich komischer Mann habe im Fache der Komik große Erfahrungen gemacht, das aber geht über meine Erfahrungen und die Komik. Herr Bruder, Du kennst also von der Theaterkunst, schlecht oder gut gerechnet, gar nichts. Wie hast Du nun aber in so wüthende Begierde gerathen können, meine geringe Bekanntschaft und Freundschaft zu erlangen?"

„Herrlichster Schulkowski, Dein Ruhm! . . ."

„Ei zum Donnerwetter, was kann mein Ruhm Dich interessiren, wenn Du ihn nicht verstehst?"

„Was kümmert mich das Verstehen, herrlicher Freund? Ich verstehe doch, daß Du berühmt bist. Ich sage Dir, wenn die Edelherren aus der Umgegend bei mir zu Gaste sind, so wird fast nur von Dir gesprochen, und man wird nicht fertig, von Dir zu sprechen, obschon Keiner vom Theater und der Kunst mehr als ich weiß und versteht. Du bist nun einmal berühmt, und es dünkt mich etwas Göttliches, einen berühmten Mann zum Freunde zu haben. Ich sage Dir, herrlicher Schulkowski, komme ich nach Haus und erzähle meinen Freunden, daß ich mit Dir, dem großen Schulkowski, Bekanntschaft, Freundschaft, Brüderschaft gemacht habe, bei allen Heiligen, sie werden mich mit ganz anderen Augen ansehen, sie werden einen förmlichen Respekt vor mir bekommen."

„Heilige Dreieinigkeit!", stöhnte Schulkowski mit jener zweideutigen Miene, welche abermals die umsitzenden Beobachter fast außer Kraft setzte, ihre convulsivischen Lachlustanfälle zu bezwingen.

„Herrlichster Schulkowski," fuhr der Krautjunker plötzlich ganz flammend auf, „wir haben Freundschaft geschlossen, wir haben Brüderschaft gemacht — ich bin, so wahr ich Gott liebe, ganz glücklich — aber noch eine Bitte mußt Du mir gewähren!"

„Hm, noch eine — und diese wäre?"

„Schenke mir ein Andenken, großer unerreichbarer Schulkowski!"

„Ein Andenken! wozu das?"

„Man wird mir nicht glauben, daß ich das Glück Deiner Bekanntschaft besitze, wenn ich nicht einen sichtbaren Beweis vorlegen kann. Mag es eine geringe Sache sein; ein Andenken von Schulkowski ist in jeder Gestalt etwas Köstliches."

„Bruder," versetzte Schulkowski, „das möchte ein ganz verteufelt schnurriges Andenken werden

müssen. Andenken müssen nämlich stets gewissen geistigen Würden und Motiven des Empfängers anpassen, ich möchte sagen, sie müssen in richtigem Verhältniß zur Sache stehen, wie der Orden zur Heldenthat, die Ohrfeige zur Unverschämtheit, der Nasenstüber zur Dummheit und so weiter. Vor einigen Wochen besuchte mich der junge Dichter Caudowski. Er hatte zwei Monate lang das Theater besucht und mein Spiel förmlich studirt. Nun bat er um Bekanntschaft und meine Freundschaft; aber nicht meiner Person wegen, sondern um durch meine Erfahrungen noch tiefer in das Geheimniß der dramatischen Wirkung einzudringen. Der junge eifrige Genius entzückte mich und ich habe ihn geherzt und gedrückt wie ein Kind und beim Scheiden noch mein Bild zum Andenken geschenkt . . ."

„Heiliger Gott, Schulkowski, Dein Bild, Dein Bild, ich hänge es in meinen Speisesaal," rief plötzlich der junge Herr von Dwer — — ki ganz entzückt aus.

„O, das paßt nicht, Verehrungswürdigster," versetzte Schulkowski, „Caudowski verehrte meine Kunst, Du dagegen verehrst meinen Ruhm. Das ist zweierlei, daher können die Andenken nicht gleicher Art sein. Aber habe Geduld, großer Geist, Du sollst von mir ein Andenken empfangen."

„Bei Gott, ruhmbekränzter Freund?"

„Bei Gott, bei Gott, Hochwohlgeborener. Vorläufig laß uns aber dem Glase die gebührende Hochachtung erweisen. Alles Andere wird sich finden, streng nach Recht und Gesetz der Welt."

Mehre Stunden verweilte Schulkowski noch mit dem jungen Edelmann in dem Weinhause und mochte von der faden Unterhaltung des albernen Menschen nicht wenig gequält werden. Nachdem er die zweite Fiasche Wein geleert und somit sein gewöhnliches Quantum genossen, war es gegen zwei Uhr des Nachts.

„Meine Tagezeit ist vorüber," sagte er.

„Vortrefflich," meinte Herr von D., „denn mich wollen gewisse Bedürfnisse nicht länger hier dulden, also haben wir Beide Grund zu gehen."

„Teufel, das muß eine große Bedeutung haben und zum wenigsten leben wir zwei Jahre lang mit einander, denn wir haben in einer Minute ein und dasselbe Bedürfniß."

„Wie so, herrlichster Freund?"

„Nun, es geht mir so wie Dir, mein Theurer — die Sache läßt sich nicht gut aussprechen . . ."

„Ah, ah! Also schnell laß uns gehen! — Ich bin glücklich heute, unendlich glücklich, der weltberühmte Schulkowski ist mein Freund geworden . . ."

„Pst, pst, beim Leibschneiden muß man nicht deklamiren, der Pathos wird unrichtig," bemerkte Schulkowski, faßte den Krautjunker unter dem Arme und zog ihn mit sich aus dem Hause.

„Wohin nun, um den nächsten Weg zu wählen?" fragte der junge Edelmann.

„Um den nächsten Ort zu finden, hier in den Krasinskischen Garten," antwortete Schulkowski und lenkte seine raschen Schritte dahin.

Dieser Volksgarten pflegte nicht wie der große sächsische Garten des Nachts verschlossen zu werden, dagegen wurden seine drei Thore mit Wachen von den Veteranen besetzt, und diese hatten zu verhindern, daß liederliches Gesindel von den schönen Anlagen unsanftern Gebrauch machte oder Diebe sich an dem Holzwerk vergriffen. Zu diesem Zwecke waren die Veteranen auch angewiesen, von Zeit zu Zeit durch die Gebüsche zu patrouilliren. Anständig gekleideten Personen aber durften sie zu keiner Zeit der Nacht den Durchgang oder das Lustwandeln in den Anlagen verwehren.

In der Mitte des Gartens glaubten die beiden Nothgedrängten einen passenden Ort gefunden zu haben, und es handelte sich nur noch darum, wie man am besten vor den Argusaugen der schleichenden Veteranpatrouillen gesichert sei.

„Keine kleinlichen Sorgen, theuerster Freund," meinte Schulkowski, „Noth macht die Geister erfindungsreich. Laß uns mit dem Rücken wacker gegen einander halten. Solchermaßen werden Deine Augen nach jenem Thore, meine nach diesem gerichtet sein. Naht uns nun die Wache von dort, so giebst Du das Signal, naht sie von da, so gebe ich es."

Dem Krautjunker machte die tolle Anstalt, als ein Geniestück des berühmten Schulkowski, wahres Vergnügen und er widmete dem Witze ein unerschöpfliches Gelächter, bevor es noch zur Ausführung desselben kam. Die Freude betäubte aber den armen Gecken so, daß er gar nicht gewahrte, weich' eine verrätherische Operation der durchtriebene Schulkowski leise in dem schilderungsunfähigen Hauptmomente des Aktes vornahm.

„Die Wache, die Wache!" rief Schulkowski plötzlich und sprang empor.

Gleiches that voller Schrecken der Herr von Dwer — — ki. Mit Hast sucht er seine Kle-

dung in Ordnung zu bringen, da empfindet er, daß er mit einem abscheulichen Geschenk bereichert worden ist, dessen sich zu entledigen ihm selbst Grauen verursacht. Von einem Veteran war nichts zu sehen, aber dies änderte an dem traurigen Zustande des jungen Gecken nicht viel. Anfangs vor Ekel und Enttäuschung starr, bleich und stumm, setzte ihn nun ein entsetzlicher Grimm in Bewegung.

„Schulkowski, Herr Schulkowski, Sie haben eine Niederträchtigkeit an mir begangen," — keuchte er — aus Rücksicht auf die nahe Veteranenwache halblaut.

„Ich?" staunte Schulkowski, als ob er sich der heiligsten Unschuld bewußt sei.

„Ja, Sie, Herr, Sie haben mich bestialisch beschimpft; verstellen Sie sich nicht, Herr, Sie haben in meine . . . . . "

„Ah," versetzt Schulkowski, „ganz recht. Ihre Bemerkung ist sehr richtig, aber die Sache ist in schönster Ordnung. Sie sind ein narrenhafter Verehrer meines Ruhms, und ich versprach Ihnen ein Andenken, welches den Motiven Ihrer Verehrung entspräche. Das habe ich mir also erlaubt, Ihnen zu Theil werden zu lassen."

„Herr, dieser Hohn, diese vichische Behandlung sollen Sie mir vollwichtig bezahlen. Ich bin Edelmann! O Lump von Schauspieler, diesen Schimpf sollst Du mir entgelten. Hast Du Ehre, so stellst Du Dich mir."

„Wozu, Hochherziger?"

„Zum Duell!"

„O vortrefflich! Wenngleich ich von Kampf und Mord nicht viel verstehe, so ist es mir doch höchst interessant, mich von einem geistreichen Anbeter ermorden zu lassen. Also wir werden uns duelliren —"

„Das werden wir, wenn Du Ehre besitzest, Du Bestie."

„Vortrefflich, mein Lieber! und wo?"

„Hinter der Gottesackermauer bei Pawonski, wo, wie ich gehört habe, stets die Duelle stattfinden."

„Vortrefflich, mein Lieber, und um welche Zeit?"

„Morgen um drei Uhr Nachmittags."

„Vortrefflich, mein Lieber, und —"

„Was denn, undankbare Kanaille?"

„Und — ich habe, glaube ich, die Waffen zu bestimmen," meinte Schulkowski.

„In des Teufels Namen," versetzte Herr von Dwer — — ck und wendete sich mit Verachtung, zugleich aber auch mit einer gewissen rücksichtsvollen Vorsicht, die jene stolze Geberde lächerlich machte, ab.

„Gute Nacht, lieber Bruder," sagte Schulkowski mit seiner komischen Unbefangenheit und ging, einen kriegerischen Monolog deklamirend und den unglücklichen Anbeter in der unangenehmsten Lage zurücklassend, ab.

Mit einem gefährlicheren Kämpfer hätte der junge Dwer — — ck in der That nicht anknüpfen können, wenngleich er nicht zu fürchten hatte, daß Schulkowski ihm auch nur einen einzigen Blutstropfen rauben werde.

Des Morgens gegen neun Uhr verließ Schulkowski im schwarzen Fracke seine Wohnung, bestieg einen Fiaker und fuhr nach Belvedere, dem Lustschlosse des Großfürsten Constantin. Schulkowski durfte nie lange in dem Vorzimmer des Großfürsten harren und auch diesmal wurde er gleich nach der Anmeldung zur Audienz gelassen.

Der Fürst trat dem berühmten Künstler mit seiner gewöhnlichen Familiarität entgegen und fragte mit seiner schnarrenden, aus übeln Ursachen sehr zerstörten Stimme, was er Neues bringe.

„Kaiserliche Hoheit," sagte Schulkowski, „ich flehe um Urlaub."

„Um Urlaub? gerade in dieser Zeit? das geht unmöglich, Schulkowski!"

„Kaiserliche Hoheit, nur um zwei Stunden Urlaub!"

„Um zwei Stunden Urlaub? Zu Privatgeschäften, die nur zwei Stunden Zeit in Anspruch nehmen, braucht Er keinen Urlaub, Schulkowski. Oder steckt vielleicht ein Witz dahinter? Aber ich habe heute gerade wenig Lust, mich auf Witze einzulassen. Also was hat die Sache zu bedeuten?"

„Kaiserliche Hoheit, ich befinde mich in der schrecklichen Lage, zum Zweikampf herausgefordert zu sein. Da ich mich nun als kaiserlicher Beamteter an keinem Duell betheiligen darf, so brauche ich Urlaub, um für einige Stunden meinen Verpflichtungen entbunden zu sein."

„Donner und Teufel, Er will sich duelliren, Schulkowski?"

„Gnädigster Herr, meine Ehre gestattet keine Weigerung."

„Das Duell möchte ich wohl sehen, alter Kommödiant. Nun gut, Er hat Urlaub; heut Abend aber wird Er mir in eigener Person Bericht über sein Duell abstatten."

„Ich bin Höchstdero niewidersprechender Diener. Aber, gnädigster Herr, ich habe noch eine demüthige Bitte —"

„So? und die ist?"

„Kaiserliche Hoheit, ein Mann der friedlichsten Kunst, besitze ich keine Waffen. Doch habe ich selbst die Waffen zu bestimmen. Wollten Sie, gnädigster Herr, den Befehl ertheilen, daß mir irgend eine Waffe, die ich mir im Arsenal auswählen würde, für zwei Stunden überlassen werden muß."

„Hm, hm," brummte der Großfürst und sann ein Weilchen. „Ich denke," sprach er dann, „Er wird wohl die Sache so blutig nicht werden lassen, Schulkowski."

Schulkowski zuckte mit den Achseln und machte eine sener ernsten und bedeutungsvollen Mienen, durch welche er mächtiger antwortete, als durch Worte und zugleich das Zwergfell der Beobachter in die Gefahr des Zerspringens versetzte.

„Na gut, Er soll auch eine Waffe bekommen," sagte der Großfürst und schrieb auf einen Zettel: „Der Inspektor des Arsenals ist angewiesen, dem Schauspieler Schulkowski irgend ein Waffenstück, welches er auswählt, zu mehrstündigem Gebrauch zu überlassen. — Constantin, Großfürst ꝛc. ꝛc."

Mit diesem Zettel kehrte Schulkowski nach Warschau zurück, begab sich nun zunächst in das Speisehaus und spielte die Rolle eines sich zum Tode Vorbereitenden mit solcher Kunstgewalt, daß keiner der Tischgenossen im Stande war, vor Lachen noch einen Bissen zu genießen, jeder dagegen sich beeilte, auf den Kampfplatz zu kommen, um das Schauspiel mit anzusehen.

Durch die Gäste des Speisehauses war Schulkowski's Abenteuer so schnell in dem ganzen Stadttheile, welchen die Langestraße durchschneidet, bekannt geworden, daß man zwischen ein und drei Uhr die Menschen haufenweise wie zu einem Volksfeste nach dem Arsenale und dem Gottesacker von Pawonski hinströmen sah.

Gegen drei Uhr erst fuhr Schulkowski nach dem Arsenal. Er befahl dem Fiaker, am Thore zu warten. Nach Ueberreichung des großfürstlichen Billets wurden ihm alle Räume geöffnet, und der seltsame Mann, der in seiner Kunst wie in seiner Natürlichkeit Komiker war, betrachtete wohl eine Stunde lang mit ernstestem Sinnen die ungeheuren Massen der verschiedenen Waffengattungen. Endlich kehrte er zu einer alten riesenhaften Schwedenkanone, welche gleich beim Eintritt sein Wohlgefallen erregt zu haben schien, zurück.

„Mein Herr," sagte er zum Arsenalinspektor, dem Hauptmann Kruszowski, „diese Waffe scheint mir die zuverlässigste und passendste, ich bitte mir also diese Kanone aus."

„Diese Kanone!" staunte hellauflachend der Kapitain.

„Allerdings, mein Herr. Aber halten Sie mich nicht auf; denn es ist schon ein Stündchen über die bestimmte Zeit."

Alsbald wurde die ungeheure Kanone aus dem Arsenal geschoben und hinten an dem Fiaker befestigt. Der Jubel der Menschenmenge, welche sich vor dem Arsenal versammelt hatte, war ungeheuer. Und der Zug, den Schulkowski im Fiaker mit seiner Kanone nach Pawonski hielt, war ohne Frage der wunderlichste, den es je auf Erden gegeben, denn die Begleiter befanden sich dermaßen in Lachkrämpfen, daß sie sich umarmten, die Hände über den Köpfen wanden, sich die Kleider zerrissen, zur Erde warfen, überhaupt wie die sinnlosesten Menschen sich geberdeten. Diese ungeheure Wirkung brachte ganz vorzüglich der tiefe Ernst hervor, mit welchem Schulkowski sein geniales Meisterstück behandelte. Ich habe ihn nur auf dem Bilde seinen Zug nach Pawonski halten sehen. Aber ich geithe, der Contrast zwischen der feierlichen Miene des Mannes im Fiaker und der großen Duell-Kanone hinter dem Fiaker hat auch mich fast außer Fassung gebracht.

Der junge Herr von Dwer — — ck hatte sich mit den Sekundanten sehr zeitig auf dem Kampfplatze eingestellt. Er hatte vier Paar verschiedene Waffen besorgt, nämlich Säbel, Degen und zweierlei Pistolen, um dem Gegner nicht Gelegenheit zu geben, mit dem Vorwand einer zu beschränkten Wahl das Duell abzuweisen.

Sein Grimm über die erlittene Beleidigung stand noch in voller Blüthe und er konnte den Augenblick kaum erwarten, da Schulkowski erscheinen sollte. Statt des Erwarteten fanden sich aber bald eine Menge fremder Personen ein, deren Mienen ganz auf eine theatralische Posse berechnet zu sein schienen und den jungen Edelmann sehr in Verlegenheit setzten. Es waren größtentheils Freunde des Schulkowski. Ihre Zahl vergrößerte sich nach und nach so, daß gegen drei Uhr der kleine Rasenplan ganz von Menschen erfüllt war.

Endlich nahete Schulkowski mit dem ungeheueren Schwarme von Begleitern. Gewiß mit Entsetzen sah der Herr von Dwer — — ck den ungeheueren Menschenzug in der Ferne und hätte er ohne Schimpf entspringen können, er würde es sicherlich gethan haben. Anfangs war die Kanone nicht zu sehen; jetzt aber, als der

Zug von der Chaussee in den Feldweg lenkte, wurde die ganze Riesengestalt der alten Schwe-

din sichtbar und das Gelächter der Menge fürchterlich.

Die Ueberraschung, der neue Hohn, die neue Beschimpfung durch so spöttische Behandlung raubte dem jungen Edelmann fast die Sinne. In förmlicher Verzweiflung stürzte er dem Schulkowski entgegen, der nunmehr mit seiner Kanone auf dem Platze anlangte.

„Herr," schrie Dwer — — ki, „Sie treiben Ihre höllische Chikane zu weit! was wollen Sie mit der Kanone? Wir schlagen uns, und so wahr Gott lebt, Sie kommen mir nicht davon."

„Hm," versetzte Schulkowski, indem er sich im Fiaker emporrichtete, „daran zweifelt Niemand, mein Herr! Um Sie zu schlagen, bin ich ja hergekommen; aber ich habe die Waffen zu bestimmen und ich habe meine Waffe mitgebracht."

„Mein Herr," brüllte Dwer — — ki vor Grimm fast weinend, „auf dieses Possenspiel lasse ich mich nicht ein. Ich bin Edelmann und meine Ehre ist zehnfach verletzt. Wir schlagen uns! Ich will Rache! O Hund, o Canaille! Herr, Sie kommen mir nicht so davon! Herr, das versichere ich Sie, einer von uns Beiden bleibt hier auf dem Platze! Von Gott will ich verflucht sein, aber einer von uns Beiden bleibt hier auf dem Platze!"

„Ha, gut, mein Herr, so bleiben Sie hier auf dem Platze," ruft Schulkowski plötzlich mit donnernder Stimme, ergreift selbst die Zügel der Fiakerpferde, lenkt um und fährt gemächlich mit seiner Kanone nach der Stadt zurück. In vollster Wahrheit war Herr von Dwer — — ki auf dem Platze geblieben; aber — als Gegenstand des entsetzlichsten Hohngelächters.

Ohne Frage war der junge unwissende Narr für die Sucht, in den Strahlen fremden Ruhmes zu glänzen, ein wenig zu stark gestraft worden; aber desto gewisser muß er zu Bescheidenheit und Vernunft gelangt sein. Eine gleiche Operation dürfte der gesammten zahllosen Menge von Narren zu wünschen sein, die es überhaupt auf der Welt giebt. Sie würde wenigstens zur Entwickelung der Civilisation bedeutend beitragen.

Dresden: Verlag von H. H. Grimm & Comp. — Druck von C. H. R. Roempler.
Verantwortlicher Herausgeber: Hermann Grimm.

Mit Illustrationen von Dresdner Künstlern.

Telegraphische Depesche für die Menschheit.
Vom Telegraphen erscheint wöchentlich eine Lieferung von 2 Bogen mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten. — Preis jeder Liefr. 5 Ngr. (12 kr. C.-M.). — Zwölf Lieferungen bilden einen Band, für welchen man sich durch Abnahme der 1. Lieferung verpflichtet. — Als Prämie wird am Schlusse des Bandes ein prachtvoll gedruckter großer Stahlstich gratis beigegeben, dessen Preis im Kunsthandel 2 Thlr. 20 Ngr. ist.

Band II. Liefr. 3.

An die Leser.

Da der zu dieser Lieferung bestimmte Stahlstich in seiner Vollendung verzögert wurde, so ist gegenwärtigem Hefte eine ausgezeichnet schöne Holzschnittbeilage beigegeben. Die hierzu gehörige Erzählung: **Eine dunkle That,** wird mit der nächsten Lieferung begonnen werden.

Herein!

Wer klopft an meine Thüre?
Ich lasse Niemand ein! —
„Ich bin an Deiner Thüre,
Laß die Geliebte rasch hinein!"
— In Thränen hat mein Herz gesprochen
Und treulos hast Du es gebrochen:
Ich lasse Niemand, Niemand ein! —

„Es harr'n die Freunde draußen,
Die Freunde lasse ein geschwind!
Schwer liegt es innen; außen
Ist's heiter, weht es leicht und lind!"
— Natur habt Ihr mir oft gelogen
Und Eure Freundschaft hat getrogen,
Ich lasse Niemand, Niemand ein! —

Und leise klopft es wieder
Und wartet ängstlich auf's Herein;
Es singet trübe Lieder
Von Menschentrug und eitlem Schein: —
Ein Bettler singt von einem König
Um eine Gabe noch so wenig.
— Du armer, armer Freund, herein! —

— Wer klopft an meine Thüre?
Ich lasse Niemand mehr herein! —
„Ich bin' an Deiner Thüre,
Laß Deine Mutter, laß sie ein!
Die Mutter, die in Schmerz geboren,
Hat sie Dich lebend schon verloren?"
— Herein! Herein! —

O. H. Tiedemann.

Der heilige Abend.

Weihnachtsbild aus dem wirklichen Leben von Ed. Kauffer.

(Schluß.)

Kellerwurm zwang seine halblahmen Knochen zu einem Freudensprunge und schlug ein.

— Sie wollen es, und ich bleibe bei Ihnen, Herr Seidenhase, sprach er, vor Rührung und Freude weinend. Der letzte Rest meines Lebens gehört Ihnen .... Sie sind ein braver lieber Herr!

Die wichtige Unterredung wurde noch lange fortgesetzt. Nach deren Beendigung verließen sowohl Herr Seidenhase als der preiswürdige Stiefelputzer das Haus, mit einander wispernd. Auf der Straße trennten sie sich; doch als sie einige Schritte von einander entfernt waren, nickten sie einander noch einmal zu.

— Es bleibt dabei, Kellerwurm! Setzt Euch in Bewegung! Marsch!

— Ich fliege! antwortete das Faktotum, vorwärtshinkend mit der Schnelligkeit eines lahmen mürben Gaules, der im Begriff steht, zu den Schatten seiner Väter zu gehen.

VI.

Es mochte jetzt Abends gegen acht Uhr sein. Ueber der Residenz lag eine sternenhelle Nacht, recht wie eine leuchtende Offenbarung, flammend schön wie sie der Dichter beschreibt:

Des Himmels dunkler Reifen
Entfaltet Licht und Pracht,
Der Sterne Phosphorstreifen
Glüh'n magisch durch die Nacht.

Verschönend und versöhnend
Glüh'n sie zum Traum der Flur,
Als sprach' aus ihnen tönend
Der Schutzgeist der Natur.

Der stumme Schimmer predigt,
Der Glanz, der todte, spricht;
Geheimes liegt erledigt,
Verborg'nes strahlt voll Licht.

Und aus den Sternen treten
Seh' ich den Geist der Welt —
Ein Schauern und ein Beten
Geht durch's entschlaf'ne Feld.

Frau Eva saß mit ihren Kindern bei einem frugalen Kartoffelgericht, dem Ferdinand's Kinnlade empfindliche Niederlagen beibrachte, als an die Thür gepocht und gleich darauf eine seltsame Gestalt auf der Schwelle sichtbar wurde.

Es war Kellerwurm, seinem neuen Stande gemäß gekleidet. Ein langer blauer Rock floß um sein Gebein, darunter sah eine ziegelrothe Weste mit blitzenden Metallknöpfen hervor. Schwarze Beinkleider und große weiße Lederhandschuh vollendeten den eleganten Anzug des preiswürdigen Dieners, dessen Stiefel heute im tiefsten Schwarz glänzten.

— Ich habe die Ehre, Frau Eva zu sprechen? fragte er mit einer tiefen Verbeugung und einer seltsamen Bewegung der rechten Hand, als gälte es, einen bestaubten Sommerrock auszuklopfen.

Die Kinder flüchteten erschreckt in einen Winkel der Stube.

— Ich heiße Eva! entgegnete die Angeredete aufstehend und der wunderlichen Gestalt entgegentretend. Was wünschen Sie?

Der lahmknochige Bediente warf sich in die Brust und sprach mit feierlicher Würde:

— Mein Herr, der Rentier Seidenhase läßt sich Ihnen bestens empfehlen und ....

Dabei bewegte er den rechten Arm wieder so eigenthümlich, als stünde er im Begriff, auf Jemanden loszuschlagen.

Frau Eva hielt es für gerathen, einen Schritt zurücktreten.

— Nichts für ungut! bat Kellerwurm. Sie müssen mir das — er machte die Bewegung des Ausklopfens — schon verzeihen; es ist eine alte üble Angewohnheit, noch von meinem früheren Metier her. Also hören Sie: Mein Herr läßt sich Ihnen empfehlen und bittet sie, ihm für den heutigen Abend Ihre Kinder zu schenken ....

— Wie? Herr Seidenhase wünscht meine Kinder geschenkt ....

— Pardon! verbesserte Kellerwurm. Mein Herr hat nicht gesagt, daß Sie ihm Ihre Kinder schenken sollen, sondern er läßt Sie bitten, daß Sie, ja Sie selbst ihm diesen Abend schenken möchten ....

— Sprechen Sie nicht weiter! zürnte Frau Eva, deren Wange erröthete.

— So lassen Sie mich doch ausreden! stammelte der gelnstigte Kellerwurm. Ich verstehe nicht, mich zierlich auszudrücken . . . . rund herausgesagt: mein Herr läßt Sie bitten, mit Ihren Kindern in seine Wohnung zu kommen, weil er Ihnen aus Erkenntlichkeit gern eine Kleinigkeit zum heiligen Christ bescheeren möchte.

Frau Eva überlegte eine Minute und bat bei sich dem gutem Seidenhase das Unrecht ab, das sie ihm gethan, als sie ihn hartherzig und geizig genannt hatte. Dann rief sie ihre Kinder, kleidete sie sorgfältig an und folgte dem Preiswürdigen in die Wohnung des Herrn Seidenhase.

Dieser Abend wird allen Betheiligten unvergeßlich bleiben.

Als die Wittwe mit ihren Kindern eintrat, strahlte ihr helles Kerzenlicht und ein reichverzierter Weihnachtsbaum entgegen. Jeremias empfing sie im schwarzen Frack und bat einmal über das andere um Entschuldigung, daß er sie noch so spät zu sich bemüht habe. Dann führte er seine Gäste an den Tisch.

Die Kinder erhielten reiche Geschenke, aber noch reichere deren Mutter. . . . .

Frau Eva wurde verlegen.

— Es ist zu viel! stammelte sie in reizender Verwirrung. Ich bin nimmer im Stande, es Ihnen zu vergelten.

— Und doch! seufzte der kleine bis über die Ohren verliebte Herr Seidenhase, die rothen Backen aufblasend und einen bedeutungsvollen Blick auf seinen Bedienten werfend, der heftiger als je mit den Armen arbeitete.

Kellerwurm bemerkte den Blick seines Herrn nicht oder that wenigstens so.

Da faßte Jeremias sich ein Herz, verbeugte sich vor Frau Eva und sprach, auf Ferdinand und Lorchen zeigend, die mit ihren Geschenken beschäftigt waren:

— Sehen Sie diese Kinder! Würden die verwaisten nicht noch glücklicher sein, als sie es heute in diesem Augenblicke sind, wenn ein zweiter Vater liebevoll ihre zarte Jugend beschützte?

— Ich verstehe Sie nicht!

— Deutlicher gesprochen: Würden Sie sich entschließen können, einem zweiten Manne Ihre Hand zu reichen, einem Manne, der entschlossen wäre, Sie und Ihre Kinder glücklich, recht glücklich zu machen?

— Herr Seidenhase!

— Und wenn ich der Mann wäre, der um Ihre Hand anhielte, würden Sie grausam genug sein, mir dieselbe zu verweigern?

— Sie spotten meiner!

— Zürnen Sie nicht! Ich wiederhole meine Frage: Würden Sie sich entschließen können, mir durch's Leben zu folgen?

Frau Eva antwortete nicht, sie hielt ihr Taschentuch vor die Augen und weinte heftig.

— Ich darf also keine Hoffnung hegen? rief da der kleine Herr Seidenhase, der seinen Bambusstock mit dem Billardknopfe ergriff und wie einen Dolch auf die Brust setzte.

— Keine Hoffnung? wiederholte mit fürchterlicher Stimme das menschgewordene Dogma des Fleißes und der Verschwiegenheit, da er es für Pflicht hielt die Werbung seines Herrn zu unterstützen und ebenfalls eine selbstmörderische Stellung einzunehmen.

Frau Eva zitterte vor Aufregung über den unerwarteten Antrag.

— Mein Herr, stammelte sie endlich, die Ehre, die Sie mir zugedacht, ist so groß . . . .

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen.

— So geben Sie mir den Korb? stöhnte Jeremias, dem ganze Bäche von Thränen anfingen über die dicken Wangen zu laufen.

— Sie wollen meinen guten Herrn umbringen? wehklagte Kellerwurm, einige Thränen mit dem Rockärmel aus den Augen wischend.

Eva faßte sich.

— Mein Herr, sagte sie ernst, aber sanft, schonen Sie meiner! Sie werden es begreiflich finden, daß eine so wichtige Angelegenheit nicht in einem Augenblicke überdacht und beschlossen werden kann. Geben Sie mir einige Wochen Bedenkzeit . . . .

— Einige Wochen! Und dann?

— Wir werden sehen! hauchte Eva, zu ihren Kindern tretend und sie zärtlich an das hochschlagende Herz drückend.

— Hurrah! Jetzt darf ich hoffen, rief Herr Seidenhase, seinen Bambusstock bei Seite werfend.

— Hurrah, wir dürfen hoffen! rief auch Kellerwurm und beide Männer tanzten laut jubelnd um den Christbaum.

VII.

Die Ehen werden im Himmel geschlossen. Nach einigen Monaten gab Eva Herrn Seidenhase, den sie wegen seines wahrhaft vortrefflichen Gemüths mit jedem Tage mehr schätzen gelernt hatte, ihr Jawort und der kleine runde Mann ist jetzt der glücklichste Ehegatte der ganzen Residenz.

Die beiden Rosinenmänner, bei deren Ein-

kauf er vor fünf Jahren seine Brieftasche verloren, werden von ihm als Heiligthümer aufbewahrt und stehen in seinem Zimmer zu beiden Seiten der Stutzuhr.

Seit zwei Jahren schaukelt Kellerwurm, dessen Unterthanen immer kontrakter werden, einen kleinen Seidenhasen auf seinen Knien und Ferdinand und Lorchen können sich nicht satt sehen an dem allerliebsten Stiefbrüderchen, das zwar nach seinem vortrefflichen Vater Jeremias heißt, aber von den Hausgenossen kurzweg Miezchen genannt wird.

Eva hat noch nie Ursache gehabt, ihre zweite Verheirathung zu bereuen. Eingedenk ihrer früheren so drückenden Lage kennt sie in ihrem jetzigen Glücke weder Stolz noch Verschwendung und thut im Verborgnen viel Gutes. Die Armen kennen sie alle und wenn Ihr wollt, könnt Ihr von diesen mit leichter Mühe den Namen der liebenswürdigen Frau erfahren.

Eine Beichte.

Aus den Papieren eines sächsischen Landgeistlichen.

Finstre Nacht deckte die Erde. Des Himmels brennende Blumenkelche, die Sterne, traten nur zuweilen mit ungewissem Schein aus dem gespenstischen Dunkel formloser Wolken, wenn der mächtig daher brausende Wind deren sich wechselseitig bekämpfende Geschwader auseinanderriß. Der zweigehörnte Mond glitt, ein leuchtendes Segel auf einsamem Ozean, durch die Unermeßlichkeit der Nacht und sandte matte Strahlentropfen zur entschlafenen Flur, zu den von der Sonne verbrannten Halmen, zur herbstlichen Oede der Felder und des Waldes. Ueber die gelben Stoppeln rollten kalte Luftströme, in kurzen Intervallen bald anschwellend bis zur Gewalt des Sturmes, bald in sich selbst zurücksinkend zum kaum vernehmbar leisen Flüstern, zum geheimnißvollen Lispeln und Wispern.

In den schauerlich erhabenen Wäldern, die den Herzschlag Sachsens und Böhmens zugleich belauschen, in den Schluchten des Gebirgskammes, unter welchem die Erde edles Metall in ihrem Eingeweide trägt, liegt an der Grenze auf sächsischer Seite ein kleines Dorf, wenig bekannt und selten genannt, abgeschieden von der Welt, eine Insel im grünen Meere von Tannen und Kiefern. Das Centrum dieses Dorfes wird von einer in altertümlichem Styl erbauten Kirche und von der Pfarrwohnung gebildet, deren erstes Stockwerk über den Rand der Kirchhofmauer die Aussicht auf die stillen Todtenhügel der Heimgegangenen gewährt.

In der Nacht, von der die Rede ist, schritt, oder wankte vielmehr, ein Wandrer den Weg entlang, der aus dem Walde zum Dorfe führt.

Die Glocke schlug eben elf. Des Nachtwächters Horn ertönte zwischen den Häusergruppen, dann wurde eine schnarrende Stimme laut, welche die Stunde absang, „Lobt Gott den Herrn!" und Alles war wieder still wie zuvor. Nur in einzelnen Bauerhöfen schlugen, einander antwortend, halbwilde Kettenhunde an, mit ihren eisernen Geschmeide klirrend und wüthend nach dem eigenen Schatten beißend.

Als der Wandrer das erste Haus des Dorfes erreicht hatte, blieb er stehen. Durch eine Spalte des geschlossenen Fensterladens schimmerte Licht.

Der Nachtgänger klopfte.

Eine Minute später wurde die mit Eisen beschlagene Thür der Bauerwohnung geöffnet und eine Frau, eine brennende Kienfackel in der Hand, erschien auf der Schwelle. Die Dame des erzgebirgischen Hochwaldes trug, obschon es noch nicht Winter war, eine der in jener Gegend so beliebten Pelzjacken, die ihr, ebenso wie ein um den Kopf geschlungenes, an der Stirn von zwei Schleifen zusammengehaltenes Baumwollen-Tuch ein behäbiges Aussehen verlieh. Eine zweite kleinere Thür, aus zusammengenagelten Bretern bestehend, war nicht geöffnet und bildete eine Scheidewand zwischen ihr und dem Fremdling. Ein wolfähnlicher Kettenhund sprang mit heulendem Gebell an der Umzäunung des Hauses in die Höhe, die funkelndverdrehten Augen auf die unbekannte nächtige Gestalt gerichtet.

— Entschuldigt, sagte der Fremde, als die Bäuerin unter dem Hausthor erschien. Dieses Dorf ist ein Kirchspiel?

— Es ist so, wie Ihr sagt. Biegt um jene Ecke und Ihr werdet nach einigen hundert Schritten bei der Kirche anlangen.

— Ich habe mit dem Pfarrer zu reden.

— Die Pfarrwohnung liegt unmittelbar neben der Kirche.

— Es ist schon spät, seufzte der Fremde. Wird der Pfarrer nicht Bedenken tragen, mich vor sich zu lassen?

Die Frau in der Pelzjacke streckte die Kienfackel weiter hinaus und betrachtete bei ihrem Flackerschein das kummervolle Gesicht des Aussenstehenden.

— Ihr habt ein Anliegen an den Pfarrer? fragte sie.

— Ja!

— So geht immerhin zu ihm. Der gute alte Herr weist Niemand von sich, der seines Rathes oder seines Trostes bedarf. Er ist der Vater unsers Dorfes, wir Alle lieben und verehren ihn.

Der Fremde dankte und setzte seinen Weg nach dem Dorfe fort. Die Bäuerin ihrerseits schloß kopfschüttelnd die schwere Thür, die sie zum Ueberfluß noch mit einem dreiten Riegel verwahrte.

— Der Reisende, soviel hatte sich bei dem rothen Scheine, den der brennende Kienspahn verbreitete, erkennen lassen, war hoch und schlank gewachsen. Sein Aeußeres glich dem eines wandernden Handwerkers. Eine rockähnliche Blouse von grobem Zeuge wurde an den Hüften von einem Ledergürtel zusammengehalten, während den Kopf ein alter grauer Filzhut bedeckte. In der Hand trug der Blousenmann einen gewichtigen Stock mit langer Eisenspitze, oben zur Form einer querliegenden Birne abgerundet; auf dem Rücken ein dem Anschein nach schweres Felleisen. Der Fremdling war nicht mehr jung oder früh gealtert. Ein schwarzer Bart umrahmte Wangen und Lippen, die Augen wurden von dunkeln Brauen beschattet. Auf dem hübschen Gesicht hatte tiefer Kummer sein Schmerzenslager aufgeschlagen, die Augen irrten unstät umher, an den Mundwinkeln zuckte es zuweilen convulsivisch. Der Mann war früher offenbar stark und kräftig gewesen; aber jetzt lag in seinem Wesen etwas so Schlaffes, ich möchte sagen Hinsterbendes, daß seine Erscheinung jenes Mitleid hervorrief, welches wir beim Anblicke hoffnungsloser Kranken empfinden. So viel war außer allem Zweifel, war sein Körper auch gesund, seine Seele war es gewiß nicht.

Der Reisende war unterdeß an dem Stein-Quadrat angekommen, welches die Kirchhofmauer bildete.

Inmitten des Quadrates stand die Kirche, grau, düster, unheimlich, eine echt protestantische

Kirche voll steinerner Wehmuth und starrer eiskalter Katechismus-Melancholie.

Die Wetterfahne oben auf dem Thurme schrillte und schickte seufzende Klagen nieder zum entlaubten Rosen- und Fliederstrauchwerk unten.

An der südlichen Seite der Kirchhofmauer lag das Pfarrhaus, eine einfache ländliche Wohnung, aus Granit aufgeführt, von einigen Bäumen umgeben. Schmucklos, wie es war, unterschied es sich wenig von den Häusern in seiner Nähe; nur die Bauart war von derjenigen der Bauerwohnungen verschieden, die Fenster größer als bei jenen, das Dach nicht mit Schindeln, sondern mit Ziegeln gedeckt.

Der Wandrer seufzte, als er an die Thür trat, und griff an die Brust. Einen Augenblick blieb er so stehen, dann zog er den Klingelzug.

Ein Fenster im obern Stock wurde geöffnet . . . .

— Was giebt es? rief eine männliche Stimme. Wer verlangt nach mir?

Es war der Pfarrer selbst, der so fragte.

— Wenn Sie der Seelenhirt dieser Gemeinde sind, sagte der Fremde bittend, so weisen Sie einen Unglücklichen, der Ihre Schwelle sucht, nicht zurück. Es ist ein armer lebensmüder Wandrer, der vor Ihnen steht und nach Ihrem geistlichen Trost verlangt.

— Sie wünschen also . . . .

— Zu beichten, Herr Pfarrer!

— Aber diese ungewöhnliche Zeit . . . Mitternacht ist nahe . . . .

— O, seien Sie großmüthig! flehte der Pilger. Schenken Sie mir nur eine halbe Stunde und geben Sie mir Ihren Segen. Der Himmel wird Ihnen vergelten, was Sie an einem gebrochenen Herzen thun. Ich fühle, daß ich sterbe.

Der Pfarrer, durch diese Worte bewegt, schloß das Fenster, kleidete sich an und ließ den Fremdling eintreten. Er führte ihn in eine Stube im ersten Stockwerk, wo über einem schwarzbehangenen Bettisch ein Kreuz mit dem Bilde des Weltheilandes angebracht war, und hieß ihn niedersitzen.

Erschöpft sank der geheimnißvolle Kommunikant auf einen Stuhl.

Des Pfarrers Auge heftete sich forschend auf seinen Gast.

— Ich sagte Ihnen schon, ich fühle, daß ich bald sterben muß, sagte dieser, den Blick zu Boden geschlagen. Wollen Sie die Beichte eines Verzweifelnden hören?

— Beichten Sie! Der Herr ist nahe allen Denen, die ihn anrufen, allen, die ihn mit Ernst anrufen.

— Ich habe schwer gefehlt.

— Und wenn Eure Sünden auch blutroth wären, sollen sie doch schneeweiß werden.

— Ich wage nicht zu hoffen . . . .

— In der Schrift heißt es: Siehe, um Trost war mir sehr bange. Du aber hast dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe; denn du wirfst alle meine Sünde hinter dich zurück.

— Wohlan, so hören Sie mein Bekenntniß, Herr Pfarrer!

Der Fremde hatte seinen Knotenstock in einen Winkel gestellt und sein Felleisen auf einen Stuhl niedergelegt. Er stand jetzt auf, öffnete den ledernen Reisesack und langte ein Kästchen von Ebenholz daraus hervor. Er schloß es auf und schlug den Deckel zurück.

— Sehen Sie, Herr Pfarrer!

Im Kästchen lag, von Spezereien umgeben, eine weibliche, unterhalb des Daumens vom Arm abgetrennte Hand. Sie war frisch und wohlerhalten, so daß es den Anschein hatte, als sei sie erst vor Kurzem amputirt worden.

Der Pfarrer schauderte . . . .

— Es ist noch nicht genug! stöhnte der Fremde. Sie sollen Alles sehen, Alles wissen.

Dabei knöpfte er den Rock auf und entblößte seine Brust. Der Pfarrer erblickte ein kleines Kreuz von Eisenblech darauf, das mit dünnen Nägeln an das Fleisch befestigt war. Das Fleisch um das Kreuz war blau, einige geronnene Blutstropfen lagen auf der geschwollenen Fläche.

— Hören Sie mich jetzt an, ehrwürdiger Herr! sagte der Fremde, indem er vor den Pfarrer niederkniete.

Schweigend blickte der Pfarrer auf den Unglücklichen zu seinen Füßen.

— Was und wer ich bin, sprach der Beichtende, bleibe für ewig ein Geheimniß. Ich übergehe eine glückliche Jugend, um sogleich die Ereignisse zu berühren, die mich so namenlos elend gemacht haben.

Es mag etwa zehn Jahre her sein, als ich in Wien, wo ich mich damals aufhielt, die Bekanntschaft eines jungen Mannes machte, der alle Vorzüge eines edlen vortrefflichen Herzens besaß. Antoine war jung, reich, liebenswürdig, aber häßlich wie die Nacht. Das war sein Kummer. Sein Haar war roth und struppig, sein Gesicht von den Pocken verunstaltet, seine Nase plattgedrückt, seine Lippen wulstig. Aber welch schöne Seele wohnte in dieser unscheinbaren Hülle, die Vielen lächerlich erschien! Antoine suchte, da er es durch Vorzüge des Kör-

pers nicht vermochte, durch Tugenden zu glänzen: er war redlich, mildthätig, gefällig, bescheiden, sein Ruf tadellos wie seine Aufführung, seine Talente nicht minder groß, als sein Eifer, dieselben auszubilden.

Vernehmen Sie, wie ich Antoine kennen lernte. Ich badete einst in der Donau, als ich von einem Krampfe befallen wurde, der mich am ganzen Körper lähmte. Die Willenskraft machte erfolglose Anstrengungen, die erstarrten Glieder zum Gehorsam zu bringen; ich fing an zu sinken und war nicht einmal im Stande, nach Hilfe zu rufen. In diesem fürchterlichen Augenblicke, als ich mich schon verloren gab und meine Lebensgeister entflohen, fühlte ich mich von starker Hand gepackt und an's Land gezogen. Hier wurde ich ohnmächtig. Als ich wieder zu mir kam, sah ich einen jungen Mann über mich gebeugt, der mich mit theilnehmenden Augen betrachtete.

— Gott sei Dank, er lebt! rief er, als ich die Augen aufschlug.

Ich wollte sprechen, aber er wehrte mir. Ich bemerkte jetzt, daß sich eine Menge Personen um uns versammelt hatten, und wurde unruhig. Da rief der junge Mann seinen Wagen herbei, trug mich mit Hilfe seines Bedienten in denselben, ließ sich meine Wohnung von mir sagen, brachte mich nach Hause und verließ mich nicht eher, als bis der herbeigerufene Arzt gekommen war.

Der junge Mann war Antoine, er selbst hatte mich den todbrohenden Wellen entrissen.

Am andern Vormittage erschien er wieder bei mir und erkundigte sich nach den Folgen meines Unfalls. Ich war wieder vollkommen wohl und dankte ihm mit verbindlichen Worten für seine kühne That; denn ich muß bemerken, Antoine war im Schwimmen sehr wenig erfahren und mehr seine Verwegenheit als seine Geschicklichkeit rettete mein Leben. Der Häßliche that als hörte er nicht.

— Ich betrachte Sie als mein Eigenthum, sprach er ausweichend mit liebenswürdigem Lächeln. Wenigstens habe ich, wie Sie sagen, durch den Vorfall von gestern einigen Anspruch auf Ihre Person. Meiner Treu, meinen Sie dies im Ernst, so würde ich auf der Stelle von meiner Obergewalt über Sie Gebrauch machen und Sie bitten, mir den heutigen Tag zu schenken.

— Den heutigen Tag .... mein ganzes Leben gehört Ihnen.

— Das ist ein reiches Geschenk. Sie sind nicht älter als ich und haben noch lange zu leben.

— Ich bin vierundzwanzig Jahre.

— Und ich zähle ein Jahr mehr. Gelt, man ist schon ziemlich alt, wenn man ein Vierteljahrhundert zurückgelegt hat. Aber es ist hübsch von Ihnen, daß sie nicht viel jünger sind als ich. Seien wir Freunde und gute Kameraden!

Wir schlossen den Bund der Freundschaft mit Kuß und Händedruck, frühstückten zusammen und fuhren nach 1 Uhr auf Antoine's, eine Meile von der Hauptstadt gelegenes Landgut. Das rasche Zweigespann legte den Weg in noch nicht einer Stunde zurück.

— Eh bien, sagte der Häßliche unterwegs zu mir, ich habe vergessen Ihnen zu sagen, daß ich verheirathet bin.

— Sie sind verheirathet!

(Schluß folgt.)

Die Fahrt nach London.

Ne! 's is adder um aus dr Haut zu fahrn! Dr Mensch is weiter nischt, als á wahres Blackholz uff dr Welt! — Da bin ich nu den ganzen, lieben, langen Tag draußen uff'n Felde 'rumgerennt, daß mr dr Schweeß vun dr Schtärne leeft, un wenn Gutt dn Schaden beseht, da is es nischt! Ich sehe duch nich ei, warim ich mich nu á ganz alleene placken sull! Das muß audersch wer'n! oder ich will, mei Siele, mich Haubenreißer heeßen!"

Auf diese Weise machte sich Haubenreißer, der als der wohlhabendste Bauer in Pomselwitz galt, gegen seine Ehewirthin Luft, welche, ihren Eheherrn kennend, ihm nach ihrer Art nicht widersprach, denn sie wußte, daß bei solchen

Ausbrüchen des Mißmuths es am Gerathensten sei, ihm in allen Punkten und Clauseln Recht zu geben.

Haubenreißer, nachdem er seinem Hergen Lust gemacht hatte, war auf einmal nachdenkend geworden. Er hatte auf einem hölzernen Stuhle Platz genommen, beide Ellenbogen auf den Tisch, und die Hände an die Backen gestemmt. Keineswegeſ aber schien die Wuth von ihm gewichen zu ſein, denn ſein Geſicht war zinnoberroth, die Naſe ausgenommen, welche in's Blaue ſpielte. Die Unterlippe war in ihrer jetzigen Stellung mindeſtens einen Zoll länger, als die Oberlippe und, ſo wie er jetzt daſaß, hätte man glauben müſſen, einen Automaten vor ſich zu ſehen, wenn nicht ſeine nach rechts und links rollenden Augen einen Lebendigen angedeutet hätten.

Nachdem er wohl eine Viertelſtunde lang in dieſem Hinbrüten verbracht hatte, mußte er wahrſcheinlich einen kühnen Gedanken gefaßt haben, den er im Folgenden auch gleich zur Ausführung brachte:

„Ich hab's! So werd's un kee Haar anderſch! Stophel! Stophel! Wo ſteckt denn der Hallunke?“ Im Begriff nachzuſpüren, flog die Thür auf und herein ſtolperte der Geſuchte mit verworrenen Haaren und bloßen Hemdärmeln. Seine Lederhoſen waren bis über die Kniee heraufgeſtreift, was ſehr zweckmäßig war, denn ſeine nackten Füße bis zur Hälfte der Waden hinauf, zeigten, daß dieſelben aus keiner Putzſtube, wohl aber aus dem Kuhſtalle kamen.

„Wos is dann paſſirt, Votter! hä ſchreit jo, all wenn's Haus brännte! Hie bin ich! Was ſull ich dann nu?“

„Morgen met dn Frühſten muß dr große Korbwagen zurechte ſtehn, de beeden Pfähre vorgeſchpannt. Ich hab merſch überleht; morgen geh'ſ nah Londen!“

„Nah Londen? Adder, wie uſte hat hä mit nu ſchunt vorgeſchwatzt: Wenn hä a mat verreeſen will, da ſullt' ich 'n uff dr Reeſe begleeten. Nu dacht' ich adder duch, daß jitzt wohl dr beſte Zoitpunkt wäre, wu hä ſei Wurt hielte! Nich wahr, Votter, ich kann metfahr'n?“

„Ich habbe nüſcht dewidder dasmal, meintwegen! Surge nur, daß Alles in guten Schtande is; packe Alles gut z'ſamm, Kleeder, Wäſche un Lebensmittel uff de Reeſe, daß mr ungerwegs keene Noth leiden thun, denn hol' mich Der un Jener, 's is nich dr nächſte Weg.“ —

Chriſtophel hatte nun alle Hände voll zu thun. Sein Erſtes war die Verproviantirung. Schinken und Würſte wurden unbarmherzig aus ihrer Ruhe geriſſen und ſorgfältig verpackt, damit die Paſſagiere an dem Nothdürftigſten keinen Mangel litten.

Nach dieſen Zurüſtungen, die die halbe Nacht in Anſpruch nahmen, hatte Chriſtoph den bezeichneten Korbwagen zurecht geſchoben. Hierauf bequemte er ſich zur Beſorgung der Pferde, und verfügte ſich in ſein Lieblingsrevier, den Stall, um zu füttern. Kaum war aber der Roſſebändiger in das düſtere Gemäuer getreten, ſo hätte er ſehen müſſen, daß eins der Pferde krank war, denn es lag wie leblos auf dem Stroh hingeſtreckt, den Eintretenden mit gebrochenen Augen anſchauend.

Doch Chriſtoph and'rer Meinung war,
Die Krankheit ſchien ihm Faulheit,
Das glaubte er gewiß und wahr,
Drum nahm er in der Tollheit
Die Peitſche von der nächſten Wand,
Und führte ſie mit kräft'ger Hand
Bis daß nun von der Peitſche Schlägen
Das Pferd kein Glied mehr kann bewegen,
Und ach! In wenigen Sekunden
War ihm der letzte Hauch entſchwunden!

Nun denke man ſich Chriſtophel's Schreck. Seine ſchönſten Hoffnungen, jemals die Rieſenſtadt zu ſehen, ſchienen mit dem Tode ſeines ſtärkſten Pferdes geſtorben zu ſein. Es war des Wehklagens kein Ende. Er haderte mit dem Himmel, wie weiland Leonore in Bürger's vaterländiſcher Ballade. Er zauſte mit aller Anſtrengung an ſeinen ſtruppigen Haaren, ohne die Wohlthat zu genießen, eine Hand voll derſelben zum Andenken an ſeinen unſäglichen Schmerz aufbewahren zu können, denn der Grund und Boden, auf welchen ſelbige wuchſen, ließ ſich keineswegs ſeines Schmuckes berauben. Was war zu thun? Alles war zur Abfahrt vorgerichtet; draußen ſtand der Wagen vollgepackt; es fehlte nur noch das Vorgeſpann der Pferde und nun war nur noch das dürftigſte vorhanden, welches die Erde trug.

Endlich bei dem Muthgeheul ſeines Erſtgebornen erwachte der Alte, welcher ſich augenblicklich in den Stall begab, um von der Urſache dieſes Spektakels Kenntniß zu nehmen.

Chriſtophel erſchrak, als er ſeinen Erzeuger kommen ſah, denn er glaubte ſchon die Peitſche auf ſeinem Rücken tanzen zu fühlen. Indeſſen, wiewohl der Alte ein bedeutend böſes Geſicht ſchnitt, ſo war er doch auf die Reiſe zu erpicht, als daß er durch dieſen Unfall ſeinen Plan geändert hätte. Er hieß alſo Stopheln in das Unvermeidliche ſich fügen und ſtatt zweien nur ein Pferd vorſpannen. Wer war froher als

Christophel! Das jetzt noch vorhandene alte lebenssatte Thier wurde gestreichelt und geliebkost und erhielt eine halbe Portion Hafer mehr als sonst.

Die Zeit der Abfahrt rückte heran; das Pferd wurde vorgespannt, der Reisekoffer, eine Art Bundeslade, auf den Wagen zurecht geschoben, damit sie zugleich den Zweck der Bequemlichkeit abgeben konnte; der Alte saß im, der Junge als Führer vorn auf dem Wagen, und als die Kirchenuhr im Dorfe die dritte Morgenstunde verkündet und der einäugige Nachtwächter seinen Vers abgeleiert hatte, rollte das Fuhrwerk mit den beiden Reisenden, von tausend Segenswünschen der Haubenreißerin begleitet, zum Hofthore hinaus.

Es war im Monat Juni. Obgleich man in diesem Monate eine starke Hitze voraussetzen mußte, so war es doch kühl und regnerisch; mit einem Worte höchst unfreundlich. Die Wege waren durch mehrtägiges Regenwetter so schmutzig und locker, daß die Wanderung des Fußgängers sowohl, wie der zu Wagen Passirenden höchst beschwerlich war. Selten nur erfreute ein Sonnenblick die Landschaft.

Das schwerfällige Fuhrwerk unserer Reisenden dunselte bereits seit sechs Stunden durch den tiefen kothigen Weg dahin. Man entfernte sich zwar, doch kam man nicht vorwärts. Die alte Thurmspitze des Dorfs wollte noch immer nicht am Horizonte verschwinden und wenn es hoch kam, hatte sich der Korbwagen eine Meile von seinem sonstigen Aufenthaltsorte, dem Wagenschuppen zu Pomselwitz entfernt.

„Adder sack mr nur, Du Hallunke, mr kumm' je gar nich vun der Schtelle. Mr karreten wenigstens schunt vier ganze Schtunden un ich geb' Dr mei Wurt, daß ich Dr die ganze Schtrecke, die mr aus 'n Durf bis hieher gedusselt sin, in drei Vertelschtunden loose! Wenn's Pfähr nich ausstratzen will, da schmeiß duch zu, Du fauler Tagedieb! Das is so á Heidenwetter! Nich alleene, daß mr vun den Regenwetter eigewecht wärd, da frieat mr oh nuch de ganze schwere Ladung vun de Böme geschlttelt; ich sitze hie binne, wie änne gebad'te Maus! Dunnerwetter! Schmeiß zu, uff de ahle Kracke!"

Der Junge ließ sich dies nicht zwei Mal sagen. Allerdings wollte er die verlorene nächtliche Ruhe auf dem Wagen nachholen und hatte dadurch dem Pferde freien Lauf gelassen. Kaum

war aber derselbe aus seinen Träumen aufgeschreckt worden, so handhabte er die Peitsche dergestalt, daß dem armen Pferde Hören und Sehen verging. Als dasselbe mit einer zweiten Auflage bedacht wurde, änderte es einigermaßen seinen Schritt und, so schwer es auch dem alten Thiere wurde, es fing an, sich etwas in Trapp zu setzen, bis es nach und nach wieder in den gewöhnlichen Schlendrian verfiel und aus diesem nicht eher wich, bis Christophel sein Schnelligkeitsmittel wiederholt in Anwendung brachte. So ging dies längere Zeit fort, einmal setzte das Pferd, das andere Mal Christophel seinen Willen durch, während der Alte, trotz des gräßlichen Holperns den Armen des Schlafes verfallen war.

Eben war das Pferd wieder an der Reihe, seine Herrschaft geltend zu machen, als der Rosselenker ihm mit solcher Wuth eine Zurechtweisung gab, daß dies dem geplagten Thiere doch zu arg schien. Alle seine Kräfte zusammenraffend und gleichsam zum Jüngling werdend, den Kopf hoch erhoben, die Augen rollend, aus den Nüstern Feuer sprühend, versuchte Cäsar, so hieß das Pferd, sich an dem Undankbaren zu rächen. Er verließ auf einmal die Landstraße, rannte seitwärts einen mit unzähligen Steinen besäeten Hügel mit solcher Schnelligkeit hinab, daß der Alte fürchterlich aus dem Schlafe geweckt wurde und ein Unglück voranssehend, dem Kutscher „Halt!" gebot. Doch jetzt war das Pferd einmal im besten Zuge,

und immer weiter, hopp, hopp, hopp,
gings fort im sausenden Galopp,
daß Roß und Kutscher schnoben,
und Kies und Funken stoben!

Der Alte mußte sich fest anhalten, um nicht von der einen nach der anderen Seite des Wagens geworfen zu werden; der Junge wieder bot alles Mögliche auf, um der Frechheit seines Andalusiers Einhalt zu thun, aber Alles umsonst! Dem Gebrauche der sonst gewöhnlich in's Gleichgewicht bringenden Peitsche ungeachtet, setzte Cäsar seine Höllenfahrt fort. Nachdem er sich vorher schon eines Hufeisens entledigt hatte, schleuderte er auch das andere von sich.

Der Tortur einer solchen Parforce-Fahrt konnte aber auch der so schon in seinen Grundfesten erschütterte Wagen nicht länger widerstehen; die Räder lösten sich von demselben; die Achse brach mitten durch und, dem Unglück die Krone aufsetzend, rissen dem Pferde die Stränge, welches sich dermaßen erleichtert fühlte, daß dasselbe, keine Hemmungen mehr fühlend, mit kaum geahnter Schnelligkeit das Weite suchte und in wenigen Minuten den Augen der bestürzten Reisenden entschwunden war. —

Hier lagen nun der Wagen nebst Inhalt, letzterer stückweise, umhergestreut. Der Alte, schon voraussehend, wie Alles kommen könne, war hinten nach und nach vom Wagen gerutscht und kam jetzt hinkend herzu, die Trümmer näher in Augenschein zu nehmen, während Christophel mit einer faustgroßen Erhöhung auf dem Kopfe, dazu aus der Nase blutend, seinem Vater als Unglücksgefährte die beschundenen Hände zeigte und Beide nun ihrem Herzen über den ausgerissenen Cäsar durch Fluchen und Schimpfen Luft machten. Selbst ein Rabe mischte sich krächzend dazwischen und ein Andenken auf des Alten Nase zurücklassend, überließ derselbe Beide ihrem Schicksale.

Wie arme Sünder standen jetzt unsere beiden Reisenden vor den Trümmern ihres Wagens. Der Alte blickte wehmüthig den Jungen, der Junge den Alten und Beide wieder den zerbrochenen Wagen und die Trümmer der umherliegenden Bundeslade an. Was war zu thun? Sollten Vater und Sohn den Weg bis zum nächsten Bahnhofe zu Fuß zurücklegen? Nein, das ist unmöglich! Denn bis dahin brauchten sie mindestens 4 Stunden Zeit und was sollte dann aus ihrem Wagen und sonstigen Habseligkeiten werden? Der desertirte Cäsar mußte doch auch wieder aufgefangen werden. Unglücklicherweise hatte das rachsüchtige Thier die Reisenden so weit von dem Fahrwege und in ein Gehölz gebracht, wo an eine Passage zu Fuß und Pferd gar nicht zu denken war, sonst hätten sie wenigstens von irgend einem Vorbeigehenden Rath und kräftige Hilfe erwarten können. Alles Rufen war umsonst! Allerdings erforderte der Weg bis in's Dorf, von wannen sie kamen und dessen Kirchthurm sie immer noch in der Ferne so traulich zwischen rauchenden Schornsteinen hervorragen sahen, höchstens zwei Stunden Zeit; aber um keinen Preis würde Haudenreißer sich zurückbegeben haben. Welcher Schimpf würde das für ihn gewesen sein, jetzt, nachdem er mit Pferd und Wagen, dazu mit Allem wohl versehen, mit seinem Christoph fort und nach London gefahren war und nun ohne das Alles zu Fuß wie der armseligste Tagelöhner zurückzukehren? Nimmermehr!

Etwas mußte aber doch gethan werden. Sie berathschlagten zusammen hin und her, wie

es am Besten anzufangen sei. Vor allen Dingen mußte an die Herstellung des Wagens gedacht werden, dieser sollte im nächsten, seitwärts liegenden Städtchen, welches ungefähr 1 Meile von ihrem jetzigen unfreiwilligen Standpunkte entfernt lag, ausgebessert werden. Zu dieser Bestellung wurde Christoph ausersehen, denn der Alte hatte sich bei dem Herunterspringen vom Wagen den Fuß verstaucht, so daß er mit der größten Anstrengung kaum stehen, vielweniger gehen konnte. Freilich boten sich Christophseln ebenfalls eine Menge ähnlicher Schwierigkeiten dar, aber seine enorme Beule am Kopfe, die an einem hervorstehenden Nagel aufgeschlitzte Nase und seine beschundenen Hände erlaubten ihm wenigstens das Gehen, und so trat er, obgleich ihm das Regenwasser so zu sagen oben wieder aus den Stiefeln herauslief, den Weg in's Städtchen an, um den dortigen Stellmacher an Ort und Stelle zu bringen, der den Wagen in einen transportablen Zustand versetzen sollte.

Es regnete unaufhaltsam fort und während Christoph sich seinen Gefühlen überließ und den von dem Regen aufgeweichten Boden zu durchkneten begann, suchte sich der Alte vor dem Regen zu schützen, indem er Hand anlegte den Wagen vollends umzustürzen, damit der Boden desselben oben zu stehen komme und er dann unter ihm Schutz vor dem Unwetter finde. Dies gelang ihm auch, und trotz seines lahmen Beines kroch er darunter, dann und wann denselben lüftend, um mit dem Kopfe, wie ein Dachs aus seiner Höhle, nach der Ankunft Christophel's hervorzuspähen.

Doch stand die baldige Ankunft seines Sohnes und Leidensgefährten noch nicht zu erwarten, denn es war kaum eine Stunde nach dem Abgange Christophel's verflossen und, wie schon erwähnt, betrug der Weg hin und zurück die Entfernung von 2 Meilen. Haubenreißer ruhete nun im Winkel seines umgestürzten Wagens und überlegte: auf welche Weise derselbe unbemerkt nach dem Dorfe zurückgeschafft werden könne. Es wurde von ihm beschlossen, sobald Christophel aus dem Städtchen zurückgekommen sei, sich unbemerkt in's Dorf und zur Mutter zu begeben, derselben den ihnen betroffenen Unfall mitzutheilen, sich aber ja nicht gegen irgend Jemand Etwas merken zu lassen. Dann solle die bis dahin jedenfalls wieder aufgefangene Fohle aus dem Stalle gezogen und mit selbiger hierher geeilt werden, um den ausgebesserten Wagen mit sämmtlichen Effekten des Nachts so geräuschlos als möglich in's Haus zu bringen. Wenn sie nur erst im Hause seien, dann würde Niemand im Dorfe wagen, sich spottend gegen den gefürchteten Haubenreißer zu äußern. Er rief laut unter seiner Hülle: „Der Teufel soll den holen, der sich's etwa merken läßt, mich zu foppen, ich haue ihn, daß er braun und blau wird." Dabei ballte er seine schreckliche Faust,

(Siehe die umstehende Abbildung.)

und vergessend, wo er sich eben befand und in seiner erhitzten Phantasie glaubend, irgend einen solchen vor sich zu haben, führte er damit einen solchen Streich nach seinem Gegner, daß derselbe gewiß, wenn er gegenwärtig gewesen wäre, augenblicklich in den Sand gerollt sein würde. Mit einem derben Fluche zog er aber seine Faust zurück, denn er hatte so unbarmherzig auf das Holzwerk seines Wagens geschlagen, daß er sich damit dieselbe bedeutend verletzt hatte.

Brummend und in der schlechtesten Laune von der Welt kroch er nun einige Zeit darauf aus dem Wagen hervor und wunderte sich, daß Christophel noch nicht zurückgekehrt war, obgleich es schon zu dunkeln begann. Er wurde abermals ungeduldig und schwur, daß er dem Bengel alle Haare einzeln aus dem Kopfe zaufen wolle.

Der Abend und mit ihm die Nacht war eingetreten, und noch immer ließ sich Nichts hören und sehen; er konnte nicht begreifen, wo sein Söhnchen so lange bleibe, es müsse ihm abermals ein Unglück begegnet sein.

Auf einmal sah er in der Entfernung Lichter schimmern, die auf ihn zuzukommen schienen. Sie kommen immer näher, und er konnte ebenfalls ganz deutlich Wagengerassel hören. Er glaubte sogar Stimmen zu vernehmen und richtig, eben hörte er seinen Christoph sagen:

„Hie muß adder de Fleck nu bahle kumm', wu mei Ahler bei sein' zerbrochenen Wagen hält.. Heda! Votter!" — aber eine kolossale Ohrfeige hemmte den ferneren Fluß seiner Rede. Sein „Ahler" applizirte ihm dieselbe, weil es sich ergab, daß der Junge aus dem Städtchen den Rückweg zu seinem Vater nicht wieder hatte finden können, er es also vorgezogen, lieber den ihm bekannten Weg in's Dorf aufzusuchen, daselbst den Unfall laut und breit zu verkünden und einige Nachbarn mit Wagen zu requiriren, die ihm hilfreiche Hand leisteten. Dieselben benachrichteten Haubenreißern, daß schon des Nachmittags sein Roß ohne Hufeisen mit zerrissenen Strängen allein in's Haus gelaufen war, wo-

raus sie schlossen, daß den beiden Londoner Reisenden ein Unfall zugestoßen sein müsse. Diese Vermuthung hatte sich denn endlich auch durch die Ankunft Christophel's bestätigt.

Die Bauern legten hierauf Hand an's Werk, luden sämmtliche Gegenstände, zuletzt den zerbrochenen Wagen stückweise auf die ihrigen und traten den Heimweg an. Schmollend und grollend, vor Nässe zitternd, hinkte Haubenreißer hinterher und grade zu derselben Zeit, als die Abfahrt begann, langten Sie 24 Stunden später wieder in ihrem Elysium an, und sobald man wieder einmal auf eine Reise nach London zu sprechen kam, konnte sich Vater Haubenreißer eines Schauers nicht erwehren und dachte:

Mer kann ja doch beim Heemebleib'n
De Langeweile sich vertreib'n! —

Die Reise durch die Luft.

Adieu, meine Freunde — ich komme, um Euch Lebewohl zu sagen!" mit diesen Worten begrüßte der Student Franz Rudolph eine lustige Gesellschaft, die eben mit größter Resignation das in Masse aufgestapelte Bier in Masse vertilgte.

„Was das für eine Dummheit ist, beim Eintritt „Lebewohl" zu sagen," entgegnete ein Bier-baß auf diese Anrede und goß, wahrscheinlich um seinen Aerger über die falsche Begrüßung zu ersäufen, das vor ihm stehende Maaß in einem Zuge hinunter; die übrigen Fremde aber kümmerten sich wenig um die Bemerkung, sondern empfingen den Ankömmling mit einem donnernden Hoch,

Rudolph dankte in tragi-komischer Weise und als er sich gesetzt und Allen, die ihm zutranken, Bescheid gethan, begann er zu erzählen, daß er noch diese Nacht die Stadt verlassen müsse, da ihn ein böses Schicksal verfolge.

„Was ist das für ein Schicksal, das Dich verfolgt?" fragen theilnehmend die Freunde.

„Ein Schicksal ist es eigentlich nicht, sondern Jakob Mendel", erwiderte der Gefragte, „die Sache verhält sich nämlich so: Wie Ihr Alle wißt, hatte ich eine Masse Schulden —"

„Ja, das wissen wir," bestätigten die Zuhörer und Rudolph fuhr fort: „Um diese Schulden mit einem Male los zu werden, beschloß ich, einen Hauptpump zu wagen, das heißt, so viel aufzutreiben, als ich brauchte, meine Gläubiger zu befriedigen. Das Ding ging gut. Jakob Mendel, ein christlichdenkender Mann, der meines Vaters Vermögensumstände genau kennt und weiß, daß ich der einzige Sproß meiner Eltern bin, lieh mir gegen zweihundert Thaler Zinsen sechshundert Thaler auf drei Monate. Bereits vierzehn Tage ist die Zahlungsfrist verstrichen und da mein Vater nicht Anstalt macht, die Summe zu decken und Mendel überflüssiger Weise noch erfahren hat, daß ich meinen Examen gemacht habe, so verfolgt er mich auf Tritt und Schritt, wahrscheinlich glaubt er durch meine Entfernung sich des Pfandrechtes zu begeben. Um diesen lästigen Schatten los zu werden, bin ich gesonnen, noch diese Nacht die Stadt zu ver-

lassen. Jetzt wißt Ihr, warum ich Euch gleich beim Eintritt „Lebewohl!“ sagte.“

Der Redner hatte kaum geendet, als die Thür geöffnet wurde und der eben besprochene Herr Mendel mit einer tiefen Verbeugung eintrat. „Verzeihen Sie, meine Herren, daß ich störe; aber ich habe ganz nöthig mit Herrn Rudolph zu sprechen und da ich eben erfuhr, daß er hier wäre, so benutzte ich die Gelegenheit, um —“

„Mich wieder zu mahnen,“ ergänzte der Genannte. „Herr! ich begreife nicht, daß Sie es nicht satt werden, mir den ganzen Tag nachzulaufen und ein und dieselbe Epistel vorzubeten.“

„Was will denn der Herr?“ frug ein am Ende der Tafel sitzender Student, dessen abgetragener, und am rechten Arme durchlöcherter Rock eben kein günstiges Zeugniß für dessen finanzielle Verhältnisse gaben, „will der Herr Geld, so mag er es sagen, ich werde die Bagatelle abmachen. Ich, Lord Cambridge, Herzog von Cumberland, werde bezahlen!“ rief er mit einer Stimme, die man recht gut drei Häuser weit hören konnte — „was schuldet Ihnen der Herr?“

„Nicht mehr, als achthundert Thaler, eine wahre Lumperei für einen Lord von England,“ erwiderte schnell der erfreute Gläubiger.

„Achthundert Thaler!“ wiederholte der Lord, „das ist ja nicht der Rede werth, es thut mir nur leid, des Prinzips halber es nicht bezahlen zu können, da ich mich mit solchen Kleinigkeiten nicht befasse. Zahlungen unter tausend Thaler mache ich nie und wer weniger von mir zu erhalten hat, kann nie etwas bekommen.“

„Ein schönes Prinzip das,“ sprach der aus seinen Himmeln gefallene Mendel und betrachtete sich den Herzog etwas näher, wobei er eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Studenten Bär fand, der Tags zuvor bei seinem Schwager Moses einen Rock für 1 Thlr. 20 Ngr. versetzt hatte.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, mein Herr,“ begann ein Dritter, dessen eleganter Anzug und besonders der große Brillantknopf, den er an der Brust hatte, dem Wucherer Vertrauen einflößte, „wetten wir um die Summe. Gewinne ich, so bekommen Sie nichts, verliere ich, erhalten Sie den Betrag doppelt.“

Mendel überlegte lange, was er darauf entgegnen sollte, endlich erkundigte er sich, worin die Wette bestehen würde.

„Sie haben vorzuschlagen und ich zu wählen,“ entgegnete der frühere Sprecher. „Convenirt mir Ihr Vorschlag nicht, so verwerfe ich ihn und schlage Ihnen selbst den Gegenstand vor.“

Nachdem Mendel sich einige Zeit im Zimmer umgesehen, begann er mit unsicherer Stimme: „Wie wär's, ich behaupte, die Herren sind nicht im Stande, in Fronte eine Straße zu durchwandern, ohne aus der Richtung zu kommen.“

„Schmeißt den Kerl naus, der will uns foppen,“ begann der sich als Herzog genannte Student, dem man es recht deutlich ansah, daß er die Fronte durch seine Haltung wohl etwas in Unordnung gebracht haben würde

„Nein, das ist keine Wette,“ lachte Baron Rosen, dies war der Name des Studirenden, „ein Kind sieht ein, daß der größere Theil der Anwesenden Mühe haben wird, im Zickzack nach Hause zu kommen, viel weniger würden sie einen Frontemarsch machen können. Nein, ich werde Ihnen etwas vorschlagen.

Unser gemeinschaftlicher Freund Rudolph wünscht, nachdem er seine Studien vollendet, die Stadt zu verlassen. Sie wollen ihn aber aus Gründen hier haben. Geben Sie ihm die Erlaubniß, sich einen andern Aufenthaltsort zu wählen unter der Bedingung, daß er die Stadt verläßt, ohne durch die Thore zu gehen, zu reiten oder zu fahren kömmt er dennoch über das Weichbild der Stadt hinaus, so haben Sie verloren, anderenfalls zahle ich Ihnen 1600 Thlr., die ich morgen beim Wirth hier deponiren werde.“

„Gut, das bin ich zufrieden, stelle aber die Bedingung, wie folgt: Herr Rudolph muß aus dem Weichbilde der Stadt kommen, ohne zu gehen, zu reiten, zu fahren, zu hüpfen, zu rutschen, zu rollern und ohne sich tragen zu lassen; sind Sie damit einverstanden, so schlagen Sie ein.“

„Das heißt, ich schenke Ihnen achthundert Thaler,“ erwiderte Rosen, dem Geldmann die Hand reichend, „doch ich habe Ihnen die Wette angeboten und halte sie jetzt.“

Erfreut über das gute Geschäft, was er gemacht zu haben glaubte, entfernte sich Mendel händereibend und buchte schon in Gedanken die 800 Thlr. unter Gewinn Conto.

„Wenn Du Lust hattest, Geld loszuwerden, so konntest Du das geschickter anfangen, als es dem schmutzigen Geizhals zu geben,“ sprach ärgerlich Rudolph, „denn Du erwartest doch nicht, daß ich mich à la Münchhausen in eine Kanone laden und aus der Stadt schießen lassen soll?“

„O Du Kurzsichtiger, wie kannst Du glauben, daß ich diesem Blutegel eine Wette anbieten würde, ohne die Gewißheit zu haben, daß ich gewinne,“ entgegnete lustig der Baron Rosen.

„Nun, da muß ich doch um nähere Erklärung bitten.“

„Soll Dir sogleich werden. Der Aeronaut Cowell, den ich in London kennen lernte, schrieb mir gestern, daß er nächste Woche hier eine Luftschifffahrt veranstalten werde und beauftragt mich, ihm einen Gesellschafter zu besorgen. Ich bin überzeugt, daß es Dir an Muth zu einer solchen Fahrt nicht mangelt und so kommst Du aus der Stadt, ohne zu rutschen oder zu kollern."

„Freund! Du machst mich zum glücklichsten der Menschen," rief Rudolph entzückt und umarmte dabei den Baron mit einer solchen Hast, daß der Umhalste in Gefahr kam, erstickt zu werden.

„Erwürge mich doch nicht, eines schlechten Witzes wegen," sprach dieser und entwand sich mit Mühe den Armen des Erfreuten. Als er wieder einigermaßen Luft geschöpft hatte, fuhr er fort: „Sag' mal, wie ist es nur möglich, daß Dich der Gewinn von 800 Thlr. so schrecklich enthusiasmiren kann?"

„Jetzt gebe ich Dir den Titel: Kurzsichtiger zurück. Wie kannst Du glauben, daß lumpiges Metall mich so beglücken könnte, als ich es wirklich durch dieses Ohngefähr bin. Höre den Grund meiner Freude. Ich habe daheim ein allerliebstes Cousinchen. Als ich noch auf dem Gymnasium war, nannte mich Clara, das ist der Name meiner Liebe, nicht anders als ihren Mann. Vor drei Jahren sah ich sie nach langer Trennung wieder; sie war nicht mehr Kind und nannte mich nicht mehr ihren Mann, wohl aber sprach ihr Auge — — doch wozu hier eine lange Erklärung. Die Eltern merkten gar bald das Verhältniß und waren vollkommen einverstanden; als aber mein Vater voriges Jahr für mich einige Bären abzubinden hatte, schwur er hoch und theuer, daß ich Clara nicht eher zur Frau bekommen könne, bis ich einen höhern Standpunkt eingenommen habe, als andere junge Männer. — Nun, wenn ich so 8—10 Tausend Fuß über der Menschheit geschwebt, glaube ich wohl einen Standpunkt eingenommen zu haben, den selbst mein Papa respektiren muß."

Rosen lachte herzlich über die Art und Weise, wie Rudolph seines Vaters Worte zu verstehen beliebte und wünschte ihm Glück zum Erlangen seiner Clara.

Zwei Tage später saß Jakob Mendel an seinem Pulte und dachte nochmals mit vielem Vergnügen an den Contract, der in Betreff der Wette gemacht worden war. „Na, wenn der Kerl nicht fliegt, und das ist glücklicherweise unmöglich, muß ich unbedingt gewinnen" — unterbrach er seine Betrachtungen und streckte sich behaglich in die weichen Kissen seines Armsessels. Da öffnete sich die Thüre und ein langer dürrer Kerl, ähnlich einer Hopfenstange, trat ein. Beide besprachen den glücklichen Fortgang ihrer Geschäfte und jeder rühmte seine Klugheit, mit der er sich auch in den schwierigsten Fällen hübsch aus der Schlinge zu ziehen wisse. Schon hatte das Ausrufungszeichen die Thürklinke in der Hand, um sich zu entfernen, als er sich nochmals umkehrte und dem Freund und Schwager mittheilte, daß es nächster Tage viel Krawall in der Stadt geben, da ein Luftschiffer angekommen und eine Fahrt am Orte unternehmen werde. Diese Schreckensnachricht machte den guten Mendel erstarren, das Gesicht, was ohnedies nicht zu den kürzesten gehörte, verlängerte sich mindestens um drei Zoll, die Haare stiegen zu Berge, ein kalter Todesschauer überlief ihn und mit dem Ausrufe: „Ich sterbe!" sank er zu Boden. „Ach, wenn's doch wahr wäre!" — murmelte der theilnehmende Verwandte und kniete neben dem Ohnmächtigen nieder, um sich zu überzeugen, ob wirklich die schöne Seele abhanden gekommen sei. Richtig, Mendel lag da, wie ein Scheit Holz und bewegte kein Glied. „Der ist wirklich todt" — sprach Moses leise, damit er nicht etwa den Freund durch lautes Sprechen in's Leben zurückrufe — „ich möchte dem Guten fast noch einen Schmiß auf den Kopf geben, damit er nicht etwa lebendig begraben wird, denn das muß doch eine furchtbare Marter sein und ich bin diesen Dienst ihm als nächsten Verwandten schuldig." Um dem Schwager die letzte Wohlthat zu erzeigen, suchte er sogleich nach einem passenden Instrumente, fand aber nichts, als einen mittelmäßigstarken Stock. „Na, der verricht's zur Noth auch," setzte Moses sein Gespräch fort und versetzte dem Ohnmächtigen einen derben Schlag. Die Wirkung war aber nicht die gewünschte; statt dem Halbtodten das Bischen Lebenslicht vollends auszulöschen, machte der Schlag ihn lebendig. Mendel wußte die Lage, in der er sich befand, sogleich richtig zu würdigen. Mit der Wuth der Hyäne stürzte er sich auf den Collegen, der beim Erwachen, gleich Loth's Weib, eine Salzsäule geworden zu sein schien, und riß die Klappergestalt zu Boden. Mit Zinsen empfing Moses den gegebenen Schlag zurück und selbst, als er bereits die Stube verlassen und die Treppe erreicht hatte, schlug Mendel noch mit solchem Nachdruck auf dem Rücken des Flüchtlings herum, daß man nicht begreifen konnte, daß die lange Gestalt nicht längst zerbrochen war.

Wenige Tage später war, wie Moses richtig prophezeiet hatte, großer Krawall in der Stadt.

Alles strömte nach dem Platze, wo der Ballon steigen sollte. Auch Mendel hatte sich eingefunden und betete inbrünstig, daß der Ballon, so lange er sich noch im Weichbilde der Stadt befinde, herunterfallen und Rudolph den Hals brechen möge. Aber das innige Gebet, das gewiß aus der Tiefe des Herzens kam, fand keine Erhörung. Unter tausendfachem Jubel erhob sich der Ballon und Cornwell und Rudolph schwenkten lustig die Fahnen, höher und höher stieg das lustige Gebäude, bis es endlich den Augen der Zuschauer entrückt war. — Lassen wir die beiden Luftschiffer in höheren Regionen schweben und sehen wir uns einstweilen wo anders um.

In der sechs Meilen entfernten Stadt *** saß zu derselben Zeit, wo der Luftballon stieg, auf dem flachen Dache des nach römischer Art gebauten Hauses des reichen Buchhändler Rudolph, eine Gesellschaft Herren und Damen. Das Gespräch betraf den uns bekannten Student Franz Rudolph. Der Vater desselben konnte es ihm noch immer nicht verzeihen, daß jener, statt zu sparen, bedeutende Summen verschwendete. Einen guten Vertheidiger hatte Rudolph an der Mutter, den besten aber an dem hübschen Clärchen. Sobald der alte Rudolph über das leichte Wesen seines Sohnes losdonnerte und versicherte, ihn enterben zu müssen, brachte Clara immer so viel gute Seiten des Geliebten zum Vorschein, daß der Alte, der es übrigens auch nicht so ernstlich meinte, zuletzt nicht mehr wußte, was er entgegnen sollte und sich dem kleinen Advokaten ergeben haben würde, wäre nicht ein zweiter Gegner, ein nur kürzlich erst angestellter Geistlicher am Orte, der gar zu gern die liebliche Clara und deren ebenfalls nicht zu verachtendes Vermögen für sich gehabt," als es dem Feinde überlassen hätte, aufgetreten. Mit gen Himmel emporgerichteten Augen schilderte Herr Diakonus Kurzfuß die Sünde der Welt und wie der junge Rudolph sich so eigentlich schon jetzt im Pfuhle der Hölle befinde. Die Mutter des Angeschuldigten war über diese Niederträchtigkeit ihres Gastes entrüstet, konnte aber vor Zorn kein Wort sprechen, anders war es bei Clara. Ruhig bewies sie, daß man auch, ohne den ganzen Tag nach dem Himmel zu schielen, ein recht guter Mensch sein könne und daß den wahren Werth des Menschen nicht die Worte, sondern die Thaten bestimmen. In letzterer Beziehung aber habe Rudolph durchaus nichts zu fürchten, im Gegentheil stehe er sehr hoch. „Ja," fuhr sie eifrig fort, „ich habe Franz nie aus den Augen gelassen und gefunden, daß es wenig Männer geben dürfte, die einen Vergleich mit ihm aushalten würden. Das Geld, was Sie ihm sandten, Herr Rudolph, ist nicht, wie Sie meinten, in Wirthshäuser gewandert, nein, er hat arme Studenten unterstützt und wo er einen Nothleidenden wußte, da hat er geholfen."

„Ist das wahr, Clara?" frug erstaunt der Buchhändler.

„Ich lüge nie!" entgegnete das Mädchen.

„Wenn das ist" — sprach mit Wohlgefallen Herr Rudolph — „dann bekomme ich allerdings eine andere Meinung von ihm."

„Ach, was nützt das Alles," hob salbungsreich der Geistliche an, „Herr Rudolph bleibt dennoch ein unglücklicher und verlorner Mann, er glaubt ja nicht einmal, daß sich Gott zuweilen unmittelbar offenbare und den Menschen gebe, was ihm gut ist, ohne —"

„Das glaube ich auch nicht," unterbrach Clara's Vater, der bisher einen ruhigen Zuhörer abgegeben hatte, den Pfarrer, „und es dürften nach Ihrer Meinung wohl nur Wenige in das Himmelreich kommen."

„O, Sie Unglückseliger," sprach jener mit verdrehten Augen, „möchte doch der Himmel recht bald durch ein Wunder Sie von Ihrem Unglauben heilen, damit Ihre Seele nicht auch dereinst verloren gehe."

„Wenn der Himmel mir einen Wunsch direkt gewähren will, so mag er mir sogleich eine Flasche guten Rum zustellen, der soll gut gegen Aergerniß sein und ich kann wohl sagen, daß mich Ihre Art und Weise über Andere und besonders Abwesende zu urtheilen, eben nicht erfreut hat."

Kaum hatte der Sprecher geendet, da schwirrte es in der Luft und auf dem Sessel lag eine Flasche. Alle Anwesenden waren erstaunt. Aber das Staunen erhöhte sich, als sich beim Oeffnen der Flasche wirklich Rum in derselben befand. (Siehe die umstehende Abbildung.)

„Ich danke dir, Herr, Herr, daß du Zeichen und Wunder thust, um die Ungläubigen zu bekehren," sprach der Geistliche und hielt triumphirend die Rumflasche in die Luft. — Staunend besprach man das Wunder; keines hatte eine Ahnung von dem eigentlichen Zusammenhange und selbst die lustige Clara war ernst geworden, aber sie protestirte mit aller Kraft gegen des Pastors Ausspruch, daß der liebe Gott die Flasche durch einen Engel gesandt habe, das war ihr doch zu prosaisch.

„Nun, wenn selbst Zeichen und Wunder am Himmel Nichts vermögen, so wünschte ich doch

gleich, daß der Teufel aus der Erde stiege und Ihnen den wahren Glauben beibrächte," sprach mit Eifer der heilige Mann.

Kaum war das Wort den Lippen entflohen, da wurde auf der Treppe ein Gepolter hörbar, daß man wirklich zu glauben versucht war, die finstern Mächte wären dem Schooß der Erde entstiegen und in dieser Meinung schrien die Frauen und selbst die Männer sahen einander verlegen an. Da öffnete sich die Fallthüre und hervortrat — nicht gerade der Teufel mit Schwanz und Hörnern, wohl aber Jemand, den der geistliche Herr noch mehr haßte als diesen, nämlich Herr Franz Rudolph.

Ohne sich durch die Anwesenden genieren zu lassen, umarmte und küßte er seine Clara nach Herzenslust und dieser war es gar nicht unangenehm, mit diesem Teufel in Berührung zu kommen.

„Nun, siehst Du Deine Eltern nicht?" sprach der Vater, der seine Freude über das blühende Aussehen des Sohnes doch nicht ganz unterdrücken konnte. Auch er und die Mutter wurden jetzt innig begrüßt und zuletzt kam die alte Hanne, Franzen's ehemalige Wärterin, die eben das Abendessen anzutragen wollte, an die Reihe. Die gute Alte war über die Ankunft ihres Lieblings so erfreut, daß sie Teller und Schüsseln dem Herrn Pfarrer auf die Füße warf und des hierüber erhaltenen Verweises gar nicht achtete.

Nachdem die ersten Fragen beantwortet und über das Befinden der Verwandten Auskunft gegeben worden war, erzählte Clara den Vorfall mit der Rumflasche.

Statt aber hierüber zu erstaunen, lachte der ehemalige Student laut auf und erzählte seine Reise durch die Luft und schloß mit der Bemerkung, daß er selbst, um dem Engländer das ungeheure Zechen zu verbieten, was Beiden im ungünstigen Falle hätte das Leben kosten können, die Flasche hinausgeworfen habe.

Ein allgemeines Gelächter folgte dieser Aufklärung, Franz Rudolph aber trat mit komischer Würde zu seinem Vater und sprach: „Papa, Deinem Wunsche gemäß habe ich einen höhern Standpunkt eingenommen, als andere junge Männer und ich hoffe, Du wirst in Zukunft meiner Verbindung mit Clara keine weitern Hindernisse in den Weg legen."

„Kaum von der Universität gekommen und schon heirathen," sprach heiter Papa Rudolph, „nun, mir ist es recht. Hast Du denn aber auf der Universität etwas gelernt?"

„Und ob!" erwiderte der Heirathsandidat und überreichte dem Vater die Censur.

„Die erste Censur!" rief dieser freudig aus — „Junge, laß Dich umarmen! Deiner Verbindung steht, wenigstens von meiner Seite, Nichts entgegen."

Von anderer Seite schien dasselbe der Fall zu sein, denn Clara und Franz umarmten sich, ohne daß ein Einspruch erfolgte. Der gute Pfarrer aber entfernte sich, Etwas vor sich hinmurmelnd, was eben nicht wie ein Glückwunsch lautete.

Dem Doppelkandidat verdroß dies und als jener die ersten Stufen der Treppe hinabgestiegen war, rief ihm dieser lustig nach: „Herr Pastor, merken Sie sich den Tag, wo sich der liebe Gott durch eine Flasche Rum nicht offenbarte!"

Robert Fischer.

Dresden: Verlag von H. H. Grimm & Comp. — Druck von C. H. R. Roempler.
Verantwortlicher Herausgeber: Hermann Grimm.

Mit Illustrationen von Dresdner Künstlern.

Telegraphische Depesche für die Abonnenten.

Band II. Vom Telegraphen erscheint monatlich eine Lieferung von 2 Bogen mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten. — Preis jeder Lief. 3 Ngr. (12 kr. C.-M.) — Zwölf Lieferungen bilden einen Band, für welchen man sich durch Annahme der 1. Lieferung verpflichtet. — Als Beilage wird am Schlusse des Bandes ein prachtvoll gedruckener großer Stahlstich gratis beigegeben, dessen Preis im Kunsthandel 2 Thlr. P. C. ist. Liefr. 4.

Modernes Liebeslied.

Süße Donna, lange Jahre
Hast Du schon mein Herz gerührt,
Hätte Dich um Deine Liebe
Schon so gern interpellirt.

Doch es schrecken mich, den Armen,
Deine Launen um die Wette,
Deiner Stirne Marmorkälte,
Deiner Augen Bajonette.

Und voll Eifersucht gewahrt' ich
Stutzerchen mit leerem Schwätzen,
Dich auf Bällen und Concerten
In Belag'rungsstand versetzen.

Endlich faßt' ich mir ein Herze,
Und, vertrauend meinen Waden,
Uebersprang ich kühnen Muthes
Deines Herzens Barrikaden.

Und als Constitutioneller
Bracht' ich meiner schönen Holden
Als Geschenk ein seid'nes Strumpfband, ja!
Ach, ein Strumpfband schwarz-roth-golden!

Doch Du sprachst: „Ich hasse alle
Constitutionellen Triebe
Und ich bin und bleibe immer
Nur Despotin in der Liebe.

Auf dem Thron des Eigensinnes
Will ich stets in Willkühr thronen,
Nach Gefallen acceptirend
Deiner Liebe Petitionen." —

Und so sollst Du als Despotin
Ueber dieses Herz regieren,
Wolle mir nur endlich einmal
Deine Liebe octroviren!

W. Clemen.

Eine Beichte.

Aus den Papieren eines sächsischen Landgeistlichen.

(Schluß.)

ie ich Ihnen sage. Ich habe meiner Livia von Ihnen erzählt. Es wird ihr Freude machen, von Ihnen selbst zu erfahren, daß das gestrige Abenteuer ohne nachtheilige Folgen für Sie geblieben ist. Sie ist so gut, über alle Beschreibung gut.

Antoine plauderte in dieser Weise fort und entwarf mir ein reizendes Bild von seiner angebeteten Frau und dem Glück, das er an ihrer Seite gefunden. Sie war sein Stolz, seine Freude, sein ganzes Glück, sein Leben selbst. Er liebte sie gränzenlos, das ging aus allen seinen Worten und Schilderungen hervor. Daß sie ihm, dem häßlichen pockennarbigen Rothkopf ihre Hand gereicht, darin sah er nicht sowohl einen einfachen Beweis ihrer Liebe, als vielmehr ein Opfer, das ihm ihre Liebe gebracht, eine heroische That, der Bewunderung und Verehrung werth.

Unter solchem Geplauder kamen wir auf Antoine's Landhause an.

Mein Freund hatte nur die Wahrheit gesagt, wenn er seine Frau liebenswürdig und schön nannte. Livia, der er mich vorstellte, war in der That ein Bouquet von Reizen, ein Blumenstrauß von Schönheiten aller Art. Ich sah und — ehrwürdiger Herr! — ich liebte sie von demselben Augenblicke an, wo ich sie sah. Und wer hätte sie nicht lieben sollen! Sie war schön wie Byron's Julia, ihr Auge groß und schwarz, und wenn sie sprach, rollte daraus ein halbersticktes Feuer. Dunkle Haarwellen umwogen eine von Schönheit, Sanftmuth und Geist belebte Stirn. Die jugendrothe Wange bebte oft röther auf, durchsichtig und gluthenklar, als ob Licht und Sonnenschein in ihren Adern flössen. Ihr rosenrother Mund verschloß zwei Reihen kleiner Elfenbeinzähne, die blüthenrein sichtbar wurden, wenn sie lächelte. Ein Meisterwerk der Schöpfung aber war ihre Hand, diese kleine lilienweiße, aus Schneeflocken und Rosenduft gehauchte Hand, durch deren Weiße zarte himmelblaue Adern dämmerten. Man konnte diese verführerischen Grübchen, diese atlasweichen Finger, diese morgenrothschimmernden Nägel nicht sehen, ohne von ihrer märchenhaften Schönheit entzückt zu werden. Es lag etwas wunderbar Fesselndes und Verlockendes in dieser kleinen, vollsüßigheißen Hand.

Ich will Sie, mein Vater, nicht ermüden mit der Beschreibung der unseligen Leidenschaft, die mich mit solcher Gewalt ergriff, daß es mir unmöglich war, mich davon loszureißen. Erfahren Sie nur, in welchen Abgrund von Elend und Sünde sie mich stürzte.

War es Verhängniß, war es Sinnlichkeit, Livia theilte bald die Empfindungen meines Herzens. Ich besuchte Antoine's Landhaus öfter und in kurzer Zeit durfte ich, von ihren Blicken ermuntert, wagen, ihr das Geständniß meiner Liebe zu machen. Unseliger Augenblick! Livia sank an meine Brust und sah mich mit unbeschreiblich süßem Lächeln an. Ich umfing, ich küßte sie, sie küßte mich wieder.

Wir sündigten . . .

Der arglose, keines Betrugs fähige Antoine wurde lange von uns getäuscht und erst nach Verlauf eines Jahres entdeckte ihm ein Zufall die Schuld, die mich und Livien befleckte.

Unsere Leidenschaft war in diesem Zeitraume womöglich noch gewachsen, ja, sie verblendete uns dergestalt, daß wir im Ernst daran dachten, Antoine zu beseitigen, um unsrer Liebe ohne Hinderniß leben zu können.

So saßen wir an einem schönen Sommerabende in einer Gartenlaube. Ich hielt Livien's Hand in der meinen und sprach den Wunsch aus, diese Hand für immer zu besitzen.

Der Pockennarbige war vor einigen Stunden nach Wien geritten und, wie wir glaubten, noch nicht zurückgekehrt.

— Macht Sie der Besitz dieser Hand wirklich glücklich? fragte Livia.

— Wie können Sie fragen! Wäre nicht dieser arme Tropf von Antoine . . . .

— Und wäre er nicht mehr, wollen Sie sagen, im Wege . . . .

Unsere Augen begegneten sich bei diesen Worten, als wollte Eines in der Seele des Anderen lesen, dessen Spiegel das Auge sein soll.

— Sprechen wir bestimmter, sagte Livia nach einigen Augenblicken tiefer Stille. Haben Sie Muth?

— Stellen Sie mich auf die Probe, Livia!

— Oder würde Ihr Muth nicht groß genug sein, mich zur betrübten Wittwe zu machen, wenn ich es so haben wollte?

— Sie!

— Mich selbst!

Ein entsetzlicher Gedanke stieg dämonisch in mir auf.

— Verstehe ich recht, sagte ich, so meinen Sie, wenn Antoine todt wäre . . . .

— Oder getödtet!

— Livia!

— Thun Sie, was Ihnen beliebt. Ich liebe nur Sie. Der Rothkopf ist ein recht braver Bursch, aber entsetzlich langweilig, entsetzlich tugendhaft, entsetzlich einfältig, entsetzlich häßlich. Ich verabscheue ihn.

In diesem Augenblicke unterbrach ein schmerzliches Seufzen in unsrer Nähe unser verbrecherisches Gespräch, dann raschelte es in den Zweigen und Antoine's todtbleiches Gesicht wurde sichtbar: er hatte uns belauscht und jedes Wort vernommen, Livia schrie laut auf und floh in der Richtung nach dem Landhause, ich selbst entfernte mich, indem ich die nahe Gartenmauer überstieg und so in's Freie gelangte. Hätte mich Jemand gesehen, so würde er auf meinem Gesichte den Ausdruck tiefster Beschämung und peinlicher Selbstverachtung gelesen haben.

Was darauf in jener Nacht in Antoine's Landhause geschah, ist mir in seiner ganzen Wahrheit nicht bekannt. Ich für meine Person erhielt am andern Morgen, als ich nach einer schlaflosen Nacht kaum aufgestanden war, ein Kästchen zugeschickt. Es ist dasselbe, das sie hier vor sich sehen. Ein beiliegender Brief enthielt den Schlüssel dazu und folgende Zeilen von der Hand meines Freundes:

— Liebster Freund! Sie haben gestern den Wunsch geäußert, eine gewisse Hand für immer zu besitzen. Ich war in Ihrer Nähe und habe Alles deutlich vernommen. Ich weiß Alles. Hiermit empfangen Sie, was Sie so sehnlich begehrten. Es ist dies der letzte Liebesdienst, den Ihnen erweist Ihr unglücklicher Antoine.

Das Blatt entfiel meiner Hand, es wurde Nacht vor meinen Augen . . . .

Als ich meine Besinnung wieder erhielt, öffnete ich, von finstern Ahnungen bestürmt, das Kästchen. Entsetzen ohne Ende! Livia's blutige rechte Hand lag darin, ihr goldener Trauring glänzte mir vom vierten Finger entgegen. Ich erstarrte.

Was war ihr selbst widerfahren?

Meiner Sinne kaum mächtig, eilte ich von Wien nach meines Freundes Landhaus. Ich traf die Dienerschaft in höchster Bestürzung. Niemand achtete auf mich, Niemand antwortete auf meine Fragen, Niemand wehrte mir, als ich in das erste Stockwerk hinauf und nach Livien's Zimmer ging.

Ich trat ein. Himmel, welcher Anblick bot sich meinen Augen! Livia lag todt auf ihrem Ruhebett, ihr rechter Arm war ein blutender Stummel, denn es fehlte die Hand daran. Neben ihr auf dem Boden lag mit zerquetschtem Schädel der unglückliche Antoine: er hatte sich mit einer Pistolenkugel den Kopf zerschmettert.

Jetzt wußte ich Alles.

Wie von Furien gepeitscht, entfloh ich dem Orte des Verbrechens, zu dem ich Tiefgesunkener Veranlassung gegeben. Mörder! Mörder! hallte es in meinen Ohren. Mörder! flüsterten mir die Bäume zu. Mörder! rauschten die dunklen Wogen der Donau, von deren Ufer ich mich stürzte, um in des Stromes wirbelnden Fluten meinem elenden Dasein ein Ende zu machen . . . .

Der Tod floh mich, als schene er sich vor dem Pesthauche der Sünde, die mein Gewissen befleckte. Fischer, die in der Nähe waren, entrissen mich den Wellen und als ich aus langer Ohnmacht erwachte, befand ich mich im Hospitale.

Ich blieb lange krank an Körper und Geist. In der Verzweiflung, die sich meiner bemächtigte, nagelte ich mir dieses Kreuz von Eisenblech auf die Brust, um durch diese Marter zu büßen für den Frevel, dessen Bewußtsein jetzt riesengroß vor mir stand. Den Freund verrathen, betrogen ihn um sein Liebstes auf der Welt, vergolten ihm mit schnödem Undank die Gefahr, in die er sich stürzte, mich zu retten! Eine Frau geführt auf die Bahn der Verirrung, sie getrieben in den Tod, zum Wahnsinn gebracht denjenigen, der sie so unaussprechlich liebte!

Ehrwürdiger Vater! Neun Jahre sind seit jenem furchtbaren Ereigniß vorübergangen, neun Jahre pilgre ich ohne Ruhe durch die Welt, die Hand des unglücklichsten Weibes mit mir herumtragend. Seit neun Jahren verzehren mich ohne Aufhören die Qualen der Reue und der Furcht vor dem Ewigen, der da richtet über den Sternen. In neun Jahren ist dieses Kreuz mit seiner Pein nicht von meiner Brust gekommen. Meine Kraft ist gebrochen. Bald wird mich der Tod vor das Antlitz des Allheiligen rufen. Darf ich seine Vergebung hoffen?

Der Beichtende heftete das blaßblaue geisterhaft schimmernde Auge starr auf das greise Antlitz des alten Geistlichen.

— Der Born der göttlichen Gnade ist uner-

schöpflich, sagte dieser erschüttert. Wohl lastet schwere Schuld auf Deiner Seele, mein Sohn; aber ist die Reue, die Du zeigst, aufrichtig, so wird Dir Gott vergeben.

— Meine Reue ist aufrichtig, mein Vater! Die Sterbenden sprechen die Wahrheit.

— So verkündige ich Dir hiermit kraft meines Amtes Vergebung der Sünden im Namen unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. Amen!

Da überflog ein Strahl freudiger Hoffnung das Gesicht des Reuigen und eine heilige versöhnende Thräne perlte an seinen Wimpern, als er sich erhob und dem Pfarrer die Hand küßte.

— Dank, mein Vater, tausend Dank!

Draußen schlug es jetzt Zwölf.

— Mein Sohn, sprach mit sanfter theilnehmender Stimme der Pfarrer, bleiben Sie diese Nacht bei mir. Sie scheinen erschöpft. Und vor allen Dingen legen Sie dieses Kreuz ab, dessen rostige Nägel Ihre Brust zerfressen. Diese Selbstpeinigung macht Ihre Reue bei Gott um nichts angenehmer, es ist eine nutzlose Qual.

Der Fremde blickte den Priester traurig an.

— Lassen Sie mich gewähren, mein Vater! Ich gelobte, es im Leben nicht mehr abzulegen und bitte Sie, nichts zu unternehmen, was mich geneigt machen könnte, mein Gelübde zu brechen. Auch darf ich nicht bei Ihnen bleiben. Der Schlaf flieht die Augen der Sünder und meine Seufzer würden den Schlummer von Ihren Lidern scheuchen.

Damit nahm er das Kästchen mit der blutigen Hand, schob es in das Felleisen, ergriff seinen knotigen Wanderstab und wankte in die stürmische Nacht hinaus, nicht ohne dem ehrwürdigen Prediger noch einmal mit rührenden Worten gedankt zu haben.

* * *

Am andern Morgen fand man den Fremden todt hinter der Kirchhofsmauer. Sein Kopf ruhete auf dem Felleisen, das Kästchen von Ebenholz auf seinem Schooß. Er hatte ausgelitten. Ein Zug wehmüthiger Freude war mit den erstarrenden Lippen versteinert. Vielleicht war seine letzte Stunde keine schmerzliche gewesen und der Tod ihm erschienen nicht als verderbenbringender Herold des Gerichtes und der Qualen ohne Ende, sondern als freundliche Lichtgestalt mit dem Lilienstabe der Hoffnung in der Hand.

Wer der Fremde gewesen, ist nicht bekannt geworden. Obschon sein Anzug derjenige eines Reisenden aus der arbeitenden Klasse war, so schien der Geheimnißvolle doch, nach der ansehnlichen Summe, die man bei ihm fand, und aus den dem Pfarrer gemachten Mittheilungen zu schließen, den höheren Ständen anzugehören. Papiere hatte er nicht bei sich: er besaß entweder keine solchen, oder er hatte sie vor seinem Tode vernichtet. Er wurde auf dem Friedhofe des Dorfes beerdigt und die ihm so theure Hand mit in sein Grab gelegt. Das Kreuz auf der zerfleischten Brust des Unglücklichen nahm der Pfarrer an sich, um es aufzubewahren als Erinnerungszeichen an den reuigen Ehebrecher und dessen seltsame mitternächtige Beichte.

E. Kauffer.

Die verhängnißvolle Mahlzeit.

Nach dem Französischen des Victor Hugo,

von

Adolph Fontaine.

1.

Ungefähr um das Jahr 1828 befand sich zu Paris ein armer Arbeiter, Namens Claude Gueux. Er hatte eine Grisette, mit der er lebte, und mit dieser eine Tochter, die er liebte.

Wir erzählen die Sachen, wie sie sind, und überlassen es dem Leser, sich die Moral aus den einzelnen Thatsachen herauszusuchen zu wollen.

Der Arbeiter war tüchtig, geschickt, verständig, sehr vernachlässigt von der Erziehung, sehr bevorzugt von der Natur; nicht fähig zu lesen, aber fähig zu denken.

Eines schönen Wintermorgens fehlte es ihm an Arbeit. Kein Brod im Hause, kein Geld im Beutel, kein Feuer im Ofen! Hunger im

Magen, Durst in der Kehle, Frost in den Gliedern! Das Kind schrie, die Mutter weinte, der Vater — stahl.

Was er gestohlen? wo er gestohlen? wie viel er gestohlen? wissen wir nicht. Alles was wir wissen ist, daß der Diebstahl den Seinen drei Tage Brod und Holz, und ihm fünf Jahre Arbeitshaus einbrachte.

Zur Verbüßung seiner Strafe schickte man ihn in das Centralgefängniß zu Clairvaux. — Clairvaux ist eine alte Abtei, aus deren Mauern man einen Zwinger, aus deren Zellen man ein Gefängniß, und aus deren Altar man einen Schandpfahl gemacht hat. Gewisse Leute nennen das Fortschritt. Nun, Jeder nach seinem Geschmack! Fahren wir fort:

Angelangt daselbst setzte man ihn die Nacht hindurch in ein Loch, und den Tag über in eine Werkstatt. Nicht die Werkstatt ist es, was wir tadeln.

Claude Gueur, vor Kurzem noch ein ehrlicher Arbeiter, jetzt ein gemeiner Spitzbube, war eine Figur, ernst und imposant. Er hatte eine hohe, wenn gleich etwas gefurchte Stirn, schwarze, schon mit etwas Grau melirte Haare, sanfte, etwas tiefliegende, dunkle Augen, eine gebogene, nicht zu große Nase, ein etwas hervorstehendes Kinn, frische, rothe Lippen, und ein Gebiß glänzend weißer Zähne. Mit einem Wort: es war ein schöner Kopf.

Wir werden sehen, was die Gesellschaft aus ihm gemacht hat.

Dabei lag in seinem ganzen Wesen etwas Ehrfurchtgebietendes, etwas Gehorsamerzwingendes. Seine Stimme war stark und wohltönend, seine Rede karg und gemessen, seine Miene nachdenkend und ernst, ohne jedoch leidend zu sein. Dennoch hat er viel gelitten.

In dem Depot, in welchem man Claude Gueur eingeschlossen, gab es einen Director des Ateliers. Es ist dies eine Klasse von Beamten, die eigens von der Natur für die Gefängnisse gemacht zu sein scheinen. Eine Menschenart, die in wunderbarer Harmonie Kerkermeister und Krämer in sich vereinigen; deren Befehle stets wie Drohungen, und deren Drohungen stets wie Befehle lauten, und die Euch mit kaltem Blute und frostiger Miene das Werkzeug in die Hand und die Kette an den Fuß legen.

Dieser Director nun war, so zu sagen, noch ein besonderes Genre in dieser Klasse.

Es war ein Mann, tyrannisch, eigensinnig, kurz angebunden und streng seinen Ideen ergeben. Er nannte dies seinen Willen, und war so schwach, stolz darauf zu sein, und sich häufig mit Napoleon zu vergleichen. Unglückliche Illusion, die eine Lichtschnuppe für eine Sonne nimmt!

Es gibt überhaupt Leute, die sich dadurch selbst täuschen, oder sich zu täuschen suchen, daß sie Eigensinn für Willensstärke nehmen, und sich auf diese eigentliche Schwachheit Vieles, als auf eine große Tugend, zu Gute halten. Dies war auch hier der Fall. Wenn dieser gute Mann einmal, in irgend welcher Angelegenheit, seinen Kopf aufgesetzt hatte, so ging er nicht davon ab, und wurden ihm auch noch so triftige Gründe entgegen gehalten.

Der Eigensinn ohne Verstand, sagt der Dichter, ist die am Ende der Einfalt angeschmiedete Dummheit. — Sehr häufig finden wir, wenn irgend eine Unternehmung in sich selbst zusammenstürzt, und wir die unherliegenden Trümmer genau betrachten, daß dieselbe meistens von einem mittelmäßigen und eigensinnigen Kopfe ausgeführt worden war, der sich selbst bewundert und selbst überschätzt hatte.

Im Uebrigen war dieser Director, je nach Umständen, ein guter Mann, ein trefflicher Gesellschafter, ein rechtlicher Vater, und, ohne Zweifel, auch ein guter Ehemann, welche letztere Eigenschaften jedoch nicht Tugend, sondern Pflicht sein dürften.

Dies also war der Stahl, mit dem die Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts auf die Gefangenen schlug, um Funken aus ihnen zu ziehen. Funken, mit solchem Stahl erzeugt, entzünden bisweilen eine Feuersbrunst.

Wir haben gesagt, daß Claude Gueur, nachdem er zu Clairvaux angekommen, und eingregistrirt und einnumerirt worden war, in eine Werkstatt gesteckt, und zu einer bestimmten Arbeit verwendet wurde.

Der Director beobachtete ihn, fand, daß er ein tüchtiger Arbeiter sei, und behandelte ihn erträglich.

Eines Tages, als Claude grade häufiger als sonst an das Schicksal derjenigen dachte, die er seine „Frau" nannte, und deshalb bei seiner Arbeit sehr niedergeschlagen und traurig vor sich hinblickte, erzählte ihm der Director, der eben bei guter Laune war, um sich die Zeit zu kürzen, vielleicht auch, um ihn zu erheitern, daß sich diese Unglückliche der Prostitution in die Arme geworfen habe. Auf die Frage, was aus dem Kinde geworden, wußte der gute Mann keine Antwort.

Nach Verlauf einiger Monate schien sich Claude Gueur an die Gefängnißluft zu gewöhnen, und an nichts Anderes mehr zu denken. Ja, es hatte sogar den Anschein, als habe sich eine gewisse ruhige, und seinem Charakter eigne

Heiterkeit über sein ganzes Leben verbreitet. Auch schien Claude Gueux, im Laufe dieser Zeit, einen eigenthümlichen Einfluß über alle seine Mitgefangenen erlangt zu haben.

Setzt einen befähigten Kopf unter einen Haufen unbefähigter Köpfe, so werden in kurzer Zeit, durch das Gesetz der Attraction, alle diese hohlen Schädel sich um das erleuchtete Haupt, wie Trabanten um die Sonne reihen. So war es auch hier. Wie durch ein stillschweigendes Uebereinkommen, und ohne eigentlich noch selbst recht zu wissen, warum? reihten sich diese Menschen um ihn, hörten ihm zu, befragten ihn, bewunderten ihn, und — ahmten ihm nach.

Nachahmung aber ist der höchste Grad der Bewunderung.

In weniger als drei Monaten war Claude die Seele des ganzen Ateliers geworden.

Von den Gefährten geliebt, war es sehr natürlich, daß er von seinen Vorgesetzten gehaßt wurde. Dies ist stets der Fall. Die Liebe der Sklaven hat immer den Haß der Herren im Gefolge. Volksgunst und Fürstengunst sind zwei sich widerstrebende Pole.

2.

Claude Gueux war ein starker Esser. Es war dies eine Eigenthümlichkeit seiner Organisation. Sein Magen und seine Verdauungswerkzeuge waren in der Weise construirt, daß die vollständig ausreichende Nahrung zweier Menschen kaum einigermaßen zu seiner Befriedigung hinreichte.

Wenn M. de Cotadille, der einen ähnlichen Appetit hatte, darüber lachte, und sich dessen freute, so finden wir dies ganz in der Ordnung; denn M. de Cotadille war Herzog und Grand von Spanien, und hatte jährlich fünfmalhunderttausend Hammel zu scheeren. Was aber für einen Herzog eine Veranlassung zum Vergnügen ist, kann leicht für einen armen Arbeiter eine Veranlassung zum Mißvergnügen, für einen armen Gefangenen aber eine Veranlassung zum Unglück werden.

Der freie Claude Gueux, in seiner elenden Dachkammer, arbeitete den ganzen Tag, und erwarb sich wenigstens vier Pfund Brod. War es gleich trocken, so stillte es doch den Hunger. Der gefangene Claude arbeitet auch den ganzen Tag, und erhält für seine Mühe anderthalb Pfund Brod und vier Unzen Fleisch. Diese Ration ist unveränderlich. Claude hatte demnach fortwährend Hunger im Gefängniß.

Er hatte Hunger; was weiter? — Er sprach nicht darüber; das lag so in seiner Art.

Eines Mittags hatte Claude seine magere Portion, wie gewöhnlich, schnell hinabgewürgt, und setzte sich wieder an sein Geschäft, um den Hunger durch Arbeit zu betäuben. Die andern Gefangenen aßen langsam weiter, und waren lustig und guter Dinge. Sie wurden satt. Da näherte sich plötzlich ein junger, schmächtiger, und blaß aussehender Mann Claude's Sitze. Er hielt, ohne zu sprechen, seine noch unberührte Ration in der einen, und sein Messer in der andern Hand. — Die Nähe dieses Menschen, sein Brod und sein Fleisch, schienen Claude zu beängstigen. Was willst Du? fragte er ihn endlich barsch. Daß Du mir einen Dienst erweisest, sagte Jener schüchtern. Welchen? erwiderte Claude. Daß Du mir dies essen helfest, ich habe zu viel.

Eine Thräne stahl sich aus Claude's dunklem Auge. Er nahm das Messer, theilte die Ration in zwei gleiche Hälften, nahm eine davon, und schickte sich an, sie zu essen.

Ich danke, sagte der junge Mann, wenn Du willst, so theilen wir alle Tage, wie heute. — Wie heißt Du? fragte Claude. — Albin. — Weshalb bist Du hier? — Ich habe gestohlen. — Ich auch, entgegnete Claude.

Und sie theilten in der That alle Tage.

Claude Gueux, obgleich erst sechsunddreißig Jahre alt, konnte, seiner ernsten und melancholischen Miene wegen, für einen Fünfziger gelten. Albin, obgleich schon zwanzig Jahre, hatte das Ansehn eines siebenzehnjährigen Jünglings. Ein enges Freundschaftsbündniß, das von nun an Beide umschloß, hatte eher den Anschein eines Verhältnisses zwischen Vater und Sohn, als zwischen Bruder und Bruder. Albin war fast noch ein Kind, Claude Gueux beinahe schon ein Greis. Dennoch waren sie glücklich.

Wir haben schon gesagt, daß Claude, von den Mitgefangenen geliebt, von seinen Vorgesetzten gehaßt wurde. Dies war namentlich der Fall bei dem Director. Dieser Mensch, von den Sträflingen verabscheut, war öfters genöthigt, um sich Gehorsam zu verschaffen, seine Zuflucht zu Claude Gueux zu nehmen. Bei mehr als einer Gelegenheit, wenn es galt, einen Aufstand zu dämpfen, oder einen Tumult zu beschwichtigen, hatte die natürliche Autorität Claude's der gesetzlichen des Directors kräftigen Beistand geleistet, und oft hatten zehn Worte Claude's mehr vermocht, was zwanzig Bajonetten unmöglich gewesen. Deshalb haßte ihn der Director aus Herzensgrunde. Er war eifersüchtig auf diesen Sträfling. Es war die Eifersucht der moralischen Schwäche auf die moralische Kraft.

Dieser Haß ist der schlimmste.

Claude that jedoch, nach wie vor, seine Schuldigkeit, und kümmerte sich nicht um den Director.

Eines Morgens, gerade in dem Augenblicke, wo die Gefangenen, Paar an Paar, aus dem Schlafsaal in die Werkstatt transportirt wurden, rief ein Schließer den an Claude's Seite befindlichen Albin zu sich, und theilte ihm mit, daß der Director nach ihm verlange. — Was will man von Dir? fragte Claude. — Ich weiß es nicht, erwiderte Albin, indem er dem Schließer folgte.

Der Morgen verging, ohne daß Albin in die Werkstatt zurückkehrte. Als die Mittagsglocke geschlagen hatte, hoffte ihn Claude in dem Speisesaale zu finden. Albin war nicht im Speisesaale. Man kehrte in die Werkstatt zurück, Albin erschien nicht in der Werkstatt. So verstrich der Tag. Als man, am Abend, die Gefangenen in den Schlafsaal zurückführte, suchten Claude's Augen vergebens nach Albin. Er war nicht da. Es schien, daß Claude in diesem Augenblicke viel leiden mußte, denn zum ersten Male, seit seiner Gefangenschaft, richtete er das Wort an einen Schließer. Ist Albin krank? fragte er. — Nein, antwortete kurz der Angeredete. — Wie kommt es, erwiderte Claude, daß er heute nicht in der Werkstatt war? — Ach, sagte leichthin der Schließer, das macht, weil man ihn unquartirt hat. —

Zeugen dieser Scene, welche später ihre Aussagen vor Gericht deponiren mußten, wollen bei dieser Antwort des Schließers ein leises Zittern der Hand, mit welcher Claude die Kerze hielt, wahrgenommen haben. Doch erwiderte er scheinbar ruhig: Wer hat den Befehl gegeben? Der Schließer antwortete: Herr D.

Der Director des Ateliers hieß Herr D.

Der Morgen des folgenden Tages verging, wie der vorhergehende, ohne Albin. Ebenso der Nachmittag. Am Abend, nach dem Arbeitsschlusse, erschien, wie gewöhnlich, Herr D., um die Runde in den Ateliers zu machen, und die Arbeit zu beschichtigen. Sobald ihn Claude Gueur ansichtig wurde, nahm er sofort seine Mütze, von grober Wolle, häßlich ab, knöpfte, was als ein Zeichen des Respektes gilt, seine Weste von grauer Leinewand, bis oben zu, und erwartete stehend an seiner Bank das Vorübergehen des Directors.

Der Director schritt vorüber.

Herr Director! sagte Claude. — Der Director blieb stehen, und machte eine Achtelswendung gegen ihn. — Herr Director, fuhr Claude fort, ist es wahr, daß man Albin unquartirt hat? — Ja, erwiderte der Director. — Herr Director, sprach Claude weiter, ich bedarf Albin's um zu leben. Sie wissen, daß meine Ration mich nicht hinreichend sättigt, und Albin theilt die Seinige stets mit mir. — Das ist seine Sache, sagte der Director. — Herr Director, wäre es nicht möglich, Albin wieder hierher zurück zu versetzen? — Unmöglich; der Beschluß ist gefaßt. — Von wem? — Von mir. — Herr Director, bat Claude weiter, es handelt sich für mich um Leben und Tod, und es hängt nur von Ihnen ab. — Ich ändere in meinen Bestimmungen nichts. — Herr Director, habe ich Ihnen jemals etwas zu Leide gethan? — Das ich nicht wüßte. — Nun denn, warum trennen Sie mich von Albin? — Warum? darum. —

Und nach dieser Explication ging der Director weiter.

Claude senkte das Haupt, und erwiderte nichts. Armer Löwe im Käfig, dem man sein Hündchen geraubt.

Wir müssen hier bemerken, daß der Kummer über den Verlust Albin's den krankhaften Apetit Claude's in nichts verringerte; doch schien auch in seinem übrigen Wesen nichts verändert. Er sprach gegen Niemand von Albin, ging stets während der Erholungszeit allein im Hofe umher, und — hatte Hunger. Nichts weiter. —

Mehrere seiner Leidensgefährten wollten ihre Rationen mit ihm theilen; er dankte ihnen lächelnd, und wies Alles zurück.

Alle Abende indeß, so oft der Director seine gewöhnliche Runde machte, und an der Bank Claude Gueur's vorüberkam, stand er auf, blickte den Director ernst und fest an, und sagte mit einem Tone, in dem sich Todesangst und innere Wuth um den Preis zu streiten schienen, und der deshalb wie Bitte und Drohung zugleich klang: Und Albin? Der Director that, als höre er's nicht, oder zuckte mitleidig die Achseln.

Er that sehr unrecht daran! Es war für jeden Augenzeugen dieser Scene unverkennbar, daß Claude in seiner Seele zu irgend etwas Entsetzlichem entschlossen war; und der ganze Saal erwartete mit Bangigkeit das Resultat dieses seltsamen Kampfes.

Es war ein Kampf zwischen Starrsinn und Entschluß.

3.

Es ist festgestellt, daß unter Andern Claude einmal in flehendem Tone zum Director sagte: Ich beschwöre Sie, Herr Director, geben Sie mir Albin zurück. — Und da dieser, wie gewöhnlich, die Achseln zuckte, mit erhobener

Stimme fortfuhr: Sie werden wohl daran thun, ich versichere Sie; denken Sie an das, was ich Ihnen sage!

Ein anderes Mal, an einem Sonntage, saß Claude im Hofe des Gefängnisses auf einem Steine. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und starrte mehrere Stunden lang fast unbeweglich vor sich hin. — Was zum Teufel machst Du da? fragte einer seiner Kameraden, ein gewisser Faillette, indem er sich ihm näherte. — Claude erhob langsam den Kopf, sah ihn ernst und finster an, und sagte mit dumpfem Tone: Ich habe Jemand gerichtet! Eines Abends endlich, am 25. Oktober 1831, in dem Moment, als eben der Director seine Runde machte, zerbrach Claude mit großem Geräusche ein Uhrglas unter seinen Füßen, welches er am Morgen auf dem Korridor gefunden hatte. Der Director fragte, woher dies Geräusch käme. Es ist nichts, antwortete Claude, und fügte dann nach einer kurzen Pause stehend hinzu: Herr Director, geben Sie mir meinen Kameraden zurück! — Unmöglich, sagte der Director. — Nun wohlan denn, sprach Claude mit leiser, aber fester Stimme, so muß es denn sein! und indem er den Director starr anblickte, fuhr er lauter fort: Bedenken Sie es wohl! Wir schreiben heute den 25. Oktober, ich gebe Ihnen bis zum 4. November Frist!

Einer der zufällig anwesenden Schließer machte den Director aufmerksam, wie Claude ihm förmlich drohe, und daß dies ein cas de cachot sei. — O nicht doch, erwiderte dieser mit einem verächtlichen Lächeln, man muß Nachsicht mit diesen Leuten haben.

Am andern Morgen, als Claude wieder einsam und nachdenkend umherging, während sich die übrigen Gefangenen in einer Ecke des Hofes sehr lebhaft mit einander unterhielten, nahte sich ihm der Sträfling Pernot — Nun Claude, woran denkst Du? fragte er ihn, Du scheinst mir so traurig? — Ich fürchte, antwortete Claude, daß dem guten Director bald etwas sehr Unangenehmes passiren möchte.

Vom 25. Oktober bis 4. November sind volle neun Tage. Claude ließ nicht einen verstreichen, ohne nicht den Director von dem traurigen Zustande zu benachrichtigen, in den ihn die Trennung von Albin versetzt hatte. Der Director, der ewigen Bitten, die fast den Anschein von Drohungen hatten, müde, ließ ihn vierundzwanzig Stunden in's sogenannte Hundeloch werfen. Das war Alles, was Claude erhalten konnte.

Der 4. November erschien endlich. An diesem Morgen erhob sich Claude mit einem so heiteren Gesichte, wie man es an ihm seit seiner Trennung von Albin nicht wieder wahrgenommen hatte.

Beim Aufstehen kramte er längere Zeit in einer kleinen Kiste von weißem Holze, die am Fuße seines Bettes stand und seine wenigen Habseligkeiten enthielt. Endlich zog er eine kleine Nähscheere und den unvollständigen Band eines Romans hervor, die einzigen Ueberreste seiner kleinen, aber glücklichen Haushaltung, und die einzigen Andenken von dem Weibe, das er geliebt, und dem Kinde, das sie ihm geboren. Beide Dinge schienen unnütz für ihn. Die Scheere eignete sich nur für eine Frau, das Buch nur für einen Lesekundigen. Claude konnte weder nähen, noch lesen.

Einige Augenblicke später, als er den alten, mit weißem Kalk übertünchten Klostergang durchschritt, der im Winter den Gefangenen als Spazierplatz diente, nahte er sich dem Sträflinge Ferrari, welcher gerade die dicken Eisenstäbe der hohen Fenster betrachtete, und sagte, indem er ihm die Scheere zeigte: Heute Abend hoffe ich mit dieser Scheere jene Riegel zu sprengen. —

Ferrari schüttelte ungläubig den Kopf, und fing zu lachen an; Claude auch.

Den Morgen über arbeitete er mit einer Emsigkeit und einem Eifer, wie er ihn vorher nie gezeigt, obgleich er stets sehr fleißig gewesen. Er schien einen gewissen Werth darein zu setzen, in den Vormittagsstunden noch einen Strohhut fertig zu machen, welchen ihm ein angesehener Bürger von Troyes, Namens Bressier, schon im Voraus bezahlt hatte.

Nachdem er diese Arbeit vollendet, stieg er, kurz vor Mittag, unter irgend einem Vorwande in die Werkstatt der Tischler, welche sich im untern Stockwerke befand. Hier, wie überall, war er beliebt, obgleich er sich selten dafelbst sehen ließ. Sobald er eintrat, wurde er umringt und mit Freundlichkeit bewillkommt. Es schien ein Fest für die Gefangenen. Claude warf schnell einen forschenden Blick im Saal herum, und nachdem er sich überzeugt, daß kein Wächter zugegen, sagte er mit lauter Stimme: Wer von Euch kann mir ein Beil borgen? — Wozu? fragte man ihn. — Um den Director zu erschlagen. — Und zwanzig Beile streckten sich ihm entgegen. Er wählte das Kleinste, verbarg es in seine Beinkleider, und ging hinaus.

Es waren siebenunbzwanzig Menschen in dieser Werkstatt; Keinem hatte er Stillschweigen empfohlen, aber Alle beobachteten das tiefste. Man sprach nicht einmal unter sich darüber.

Jeder harrte der Dinge, die da kommen sollten. Die Sache war schrecklich, aber einfach. Keine Verwicklung möglich. Der Director konnte weder gewarnt, noch Claude denuncirt werden.

Eine Stunde später redete Claude, was ganz gegen seine Gewohnheit war, einen jungen Mann von sechszehn Jahren an, der sich auf dem Spaziersaale in einen Winkel gestreckt hatte, und aus Langeweile gähnte, und er rieth ihm eindringlich, Lesen zu lernen. In diesem Augenblicke kam der Sträfling Faillette an ihnen vorüber, und fragte Claude, was, beim Teufel, er denn in seinen Beinkleidern verborgen habe? — Claude antwortete unbefangen: Es ist ein Beil, mit dem ich heut' Abend den Director abzuthun gedenke; kann man es etwa sehen? — Ein wenig, erwiderte eben so unbefangen Faillette.

Der Rest des Tages verging wie gewöhnlich. Um sieben Uhr schloß man die Gefangenen, jede Section in ihre bestimmte Werkstatt, ein, und die Aufseher verließen, wie dies Gebrauch war, die Arbeitssäle, um erst nach vollbrachter Inspection des Directors dahin wieder zurückzukehren.

Claude Gueux war demnach, wie die andern Gefangenen, mit seinen Handwerksgenossen in seiner Werkstatt eingeschlossen.

Nun ereignete sich daselbst eine Scene, die vielleicht nie ihres Gleichen gehabt, noch wohl je ihres Gleichen wieder haben dürfte; eine Scene voll Majestät und Schrecken.

4.

Es befanden sich in dieser Section, wie dies gerichtlich constatirt ist, exclusive Claude, zweiundachtzig Sträflinge.

Kaum hatten die Aufseher den Saal verlassen, als Claude Gueux auf seine Bank trat und der ganzen Versammlung mit lauter Stimme ankündigte, daß er ihr etwas vorzutragen habe. Es trat sofort die tiefste Stille ein.

(Schluß folgt.)

Nur theuer.

„Ganz ergebenster Diener! — Siehst Du, Louis, so geht's, die Leute wollen einmal einen schönen Titel und viel zahlen. 's geht mit den Cigarren wie mit der Politik! Die großen Herren kennen das Kunststück!"

„Jetzt merk', Louis, wie Du die Leute behandeln mußt. Da kommt der lange Baron — der muß die neue Vierpfennigcigarre kaufen. — Ah, ergebenster Diener, Herr Baron!"

— Tag, haben Sie gute Cigarren — aber gute, mein Lieber? —

„O ja, excellentes Cigarrchen, Stück 8 Pfennige, sehen Sie!"

— Hm — haben Sie keine zu 2 Silbergroschen? —

„O — o ja — sehen Sie — das ist freilich eine süperbe Cigarre!"

— Ja — sieht nicht übel aus — aber ich möchte etwas Extrafeines — hm — sagen Sie, haben Sie wohl eine noch bessere Sorte? —

„O warum nicht — aber theuer — sehr theuer — sehen Sie — aber welcher Geruch!"

— Ja — sie scheint gut — heißt? —

„Heißt — heißt Famagusta — 7 Silbergroschen das Stück."

— Sieben Silbergroschen? — Da mögen sie gut sein. Geben Sie mir 30 Stück. — So, guten Morgen! —

Eine dunkle That.

Novelle von Gust. Bernhard.

(Hierzu eine Holzschnittbeilage.)

Der Aufruhr raste durch die Straßen der Residenz. Alle Leidenschaften waren entzügelt in einem jener blutigen Kämpfe, von denen im Jahre 1849 Deutschland aller Orten erschüttert wurde. Alle Straßen der Stadt waren durch hohe und feste Barrikaden verrammelt, die von Insurgenten vertheidigt und von herbeigerufenem Militär bestürmt wurden. Die Aufständischen kämpften muthig, zum Theil tollkühn für ihre Sache, und noch immer strömten von allen Seiten unter Hurrahruf und mit wehenden Fahnen aus näheren oder entfernteren Provinzstädten Freischaaren herbei, die dem Siege der Volkssache ihr Blut weihen wollten, und die auf eine Weise bewaffnet waren, wie es im Drang der Ereignisse eben hatte ermöglicht werden können. Diese Freischaaren wurden von den Insurgenten mit Jubelruf empfangen und vertheilten sich zu allen Orten der Stadt, wo die Hülfe ihrer Arme und ihrer Kugelbüchsen am nothwendigsten erschien. Der Muth und die Kampflust der Aufständischen wurde durch diese Zuzüge immer auf's Neue angefeuert, denn schon waren viele von den Streitern der Volkspartei zum Tode erschöpft, da der Kampf bereits mehrere Tage ohne Erfolg gewüthet hatte, und besonders fehlte es hier und da an Nahrungsmitteln oder auch an Munition. Welchen Gang die Ereignisse in der Stadt, die der Schauplatz des fürchterlichen Parteikampfes war, nehmen, und welche Partei den Sieg davon tragen würde, war gegenwärtig noch immer zweifelhaft. Das Militär hatte, diesen verzweifelten Kämpfern gegenüber, einen schweren Stand, denn es war keine leichte Sache für die Soldaten, diese hohen Barrikaden, von denen einige sogar mit Kanonen besetzt waren, im Sturm zu erobern. Zudem wurden aus vielen Fenstern, die mit Polstern und Matrazen gegen den Kugelregen des Militärs geschützt waren, auf die Soldaten geschossen, oder sie wurden von oben herab mit Steinen bombardirt oder mit sonstigen Trutzmitteln auf alle Weise belästigt.

Der Zustand vieler Personen, die sich innerhalb der fest verschlossenen Häuser befanden, war fast noch schrecklicher, als derer, die außerhalb der Häuser sich blutig befehdeten. Im Getümmel des offenen Kampfes verschwindet das Gespenst der bleichen Furcht und der innerlichen entsetzlichen Angst, während der wehrlose Bewohner des engen, dumpfen Zimmers, der nichts zu seiner Rettung oder zur Bethätigung seiner in ihm arbeitenden Unruhe thun kann, indem er zitternd und bebend nur immer den Donner der Kanonen und das Krachen des Kleingewehrfeuers vernimmt, sich in jedem Augenblicke von einer gräßlichen Gefahr bedroht glaubt.

Die Soldaten schritten endlich mehr und mehr zu jenem bekannten Mittel, wodurch der Aufbau von Barrikaden unnütz gemacht wird; sie durchbrachen nämlich die Mauern der erstürmten Häuser, um auf diesen durch die Maueröffnungen mit Gewalt erzwungenen Wegen die Barrikaden zu umgehen und die Besatzung derselben im Rücken anzugreifen.

Daß es den Barrikadenstreitern nach und nach an Nahrungsmitteln zu fehlen begann, rührte weniger daher, daß fast alle Häuser der Stadt fest verschlossen, zum Theil auch inwendig verrammelt waren, denn diese wären nothwendigerweise wohl erbrochen worden, sondern daß die Zufuhr des Marktverkehrs von Außen gänzlich aufgehört hatte. Alle Gewerbe und Geschäfte des gewöhnlichen Lebens standen still — wenn die Fluth zu hoch und brausend aufschwillt, so wird das Mühlrad gestaucht und klappert und mahlt nicht mehr. Kein Fleischer oder Bäcker, kein Händler mit Nahrungsmitteln dachte jetzt an Verkauf und Hantirung in seinem Gewerbe. Nur hier und da, wo in der Nähe hinter einer Barrikade ein demokratisch gesinnter Bürger oder ein anderer wohlhabender Mann, der der Sache der Revolution zugethan war, wohnte, stand das Haus desselben offen und aus demselben flossen den Barrikadenkämpfern Proviant und Erquickungen so reichlich zu, als die Umstände es erlaubten.

In besserem Falle befand sich hierin das Militär, das jene Stadttheile inne hatte, welche in offener Kommunikation mit dem Lande geblieben waren und in welchen auch die Aristokratie nicht ermangelte, die Soldaten mit Mund-

vorräthen aller Art zu versehen, ja sogar durch reichliche Spenden an Wein anzufeuern, um sie dadurch zu desto hitzigerem Kampfe zu begeistern.

Es begann bereits Abend zu werden, als sich plötzlich unter den Aufständischen die eben nicht ermuthigende Kunde verbreitete, daß zwei Regimenter des Nachbarstaates zur Unterstützung der bewaffneten Macht heranrücke. Die Folge von dieser Nachricht war der augenblickliche Entschluß der Insurgentenführer, eine bis jetzt noch nicht verbarrikadirte Straße, die nach jener Richtung führte, von woher man einen Hauptangriff der Truppen zu vermuthen hatte, und wo es bisher im Vergleich zu den übrigen Straßen der Stadt noch ziemlich ruhig geblieben war, sogleich durch eine möglichst feste Barrikade unzugänglich zu machen.

An der Spitze einer starken Abtheilung tüchtiger Barrikadenmänner kam die Straße herab in eiligen Schritten ein kühner Führer seiner Partei, der in diesen blutigen Tagen eine Heldenrolle, der er seiner ganzen Persönlichkeit nach entsprach, mit Muth und Energie durchgeführt hatte. Es war ein junger schöner Mann, hoch und stark von Körperbau, der im gegenwärtigen Moment einen etwas verwilderten Anblick darbot. In der einen Hand trug er sein gutes Feuerrohr, mit dem er sicher zu treffen verstand, und in der andern den gezogenen Säbel. Das blonde Haar flatterte ihm lose und verworren um die schweißbenetzte Stirn und um das glühende Antlitz, während über den kurzen schwarzen Rock, mit dem sein Oberkörper bedeckt war, sich eine rothe Schärpe schlang, von der die starke Säbelscheide herniederrasselte. Julius W... so hieß der junge Mann, war Doktor der Medizin und erglühte für die Sache der Revolution und für die Einführung einer Regierung mit demokratischen Institutionen eben so sehr, als sein Vater noch fanatischer ein Republikaner vom reinsten Wasser war. — Wir werden auf diesen Vater des jungen Revolutionshelden gleich nachher zu sprechen kommen.

Am Ausgange der Straße sollte nun in aller Eile eine Barrikade errichtet werden, zu der es aber vor der Hand an Material fehlte. Die zunächst stehenden Häuser sollten daher — wie es bei dergleichen Gelegenheiten zu geschehen pflegt — das Material wenigstens zum Theil herliefern, denn schon hatte der junge Doktor angeordnet, daß Karren, Pfosten und Steine herbeigeschafft und auch eine der Kanonen, die man im Besitz hatte, zum Schutz dieses jetzt so wichtigen Punktes herangefahren werden sollte. — Die Straße, welche sofort von einem wüsten Geschrei, von einem unerhörten Lärm und Tumult ertönte, der bei Errichtung der andern Barrikaden durchaus nicht stattgefunden hatte, weshalb unser Held mit grimmiger Ungeduld seiner Rotte „Ruhe und Ordnung" gebot — diese Straße wird nunmehr — da es nicht der Zweck unserer Erzählung ist, eine Revolution in ihrem ganzen Verlauf und in allen ihren einzelnen Ereignissen zu schildern — ausschließlich das Gebiet bilden, auf dem sich diese Erzählung bewegt. Während der verhängnißvollen Tage einer Revolution in einer großen Stadt ist nicht nur beinahe jeder öffentliche Platz, jede einzelne Straße, sondern auch fast jedes einzelne Haus der Schauplatz von interessanten und merkwürdigen Ereignissen, die gewöhnlich sehr ernst, zuweilen gräßlich und haarsträubend sind, mitunter aber auch Vorfälle herbeiführen, die mit Recht unter die komischen gerechnet werden müssen.

Seltsamer Weise standen in der Nähe des Ortes, wo die Barrikade gebaut werden sollte, zur rechten und zur linken Seite des Ausganges der Straße zwei Häuser einander gegenüber, die, was ihre Bewohner betraf, gerade die verschiedensten Elemente politischer Gesinnungen in sich vereinigten. Ueber das Angesicht des jungen W... zuckte mitten in der beispiellosen Aufregung, die der Moment des wilden Getümmels mit sich brachte, ein halb wehmüthiger, halb grimmiger Zug, der die Folge eines zähen Gedankenblitzes, eines heftigen Schreckes war; denn er erinnerte sich plötzlich daran, daß das Haus zur rechten Hand, welches einer theilweisen Verwüstung Preis gegeben werden sollte, nicht allein das Haus seines Vaters war, sondern daß in demselben Hause auch die Wohnung des Regierungsraths von R..... befindlich sei, dessen Tochter der junge Arzt mit eben so glühender Leidenschaft liebte, als er seinen revolutionären Bestrebungen ergeben war. Seit zwei Tagen hatte der Jüngling an nichts gedacht, als an die Sache der Volkserhebung, an Kampf, Sieg oder Tod, plötzlich aber schwebte ihm das Bild der Geliebten vor, von der er mit Recht ahnete, daß sie in Todesängsten in irgend einem Zimmer zu den Füßen ihres Vaters weinend liege und vom Himmel einen Rettungsengel aus der obschwebenden Gefahr erflehe. — Derselbe junge Mann, der entschlossen und mit Todesverachtung den Kartätschen der feindlichen Batterie entgegenschritt, erblaßte und zitterte vor der bleichen, in Thränen gebadeten Gestalt seiner Geliebten, die ihm ein „Halt!" ein „Zurück!" auf seinem blutigen Pfade zuzuwinken schien.

Der Jüngling konnte Emilien's Rettungsengel werden; es stand in seiner Macht, und er gelobte sich in diesem Augenblick, es werden zu wollen, aber er fühlte, daß der starke Muth, von dem er bisher beseelt gewesen, plötzlich in ihm gelähmt sei, denn was er zur Rettung Emilien's und ihres Vaters zu unternehmen gedachte, stritt nicht allein gegen seine politischen Grundsätze, sondern machte ihn auch unter allen Umständen seinen Freunden verdächtig, und war überdies sehr schwierig und nur mit heroischer Entschlossenheit auszuführen.

Julius wußte wohl, daß die untere Etage, in der sein Vater wohnte und seine Geschäftslokale hatte, von den stürmenden Volkskämpfern verschont werden würde, denn der alte W... war — noch abgesehen davon, daß sein Sohn Julius sich jetzt als kühner Parteiführer ausgezeichnet hatte — als ein energischer Demokrat bei dem Volke bekannt und beliebt; aber nichts würde die Aufständischen abhalten — davon war der junge W... überzeugt — die obere Etage, wo der Regierungsrath wohnte, zu stürmen und zu demoliren, und vielleicht gar dem Regierungsrath selbst — wer konnte das wissen? — an's Leben zu gehen, oder wenigstens ihn und seine Familie zu mißhandeln. Der Regierungsrath war nämlich als strenger Aristokrat beim Volke verhaßt, er war als adelsstolz verschrieen und man wußte, oder wollte wenigstens von ihm wissen, daß er bei allen, dem Volke mißliebigen Maßregeln seine Hände im Spiele gehabt.

Ganz das Gegenstück zu dem Regierungsrath war der alte W..., seinem Gewerbe nach ein Lohgerber, der durch die Betreibung seines Geschäftes und durch einen ausgebreiteten Handel mit Häuten nach und nach einer der wohlhabendsten Bürger geworden war. Einen rüstigeren und exaltirteren alten Demokraten konnte man sich nicht vorstellen. Als die Revolution in der Residenz wirklich zum Ausbruch kam, war der alte W... vor Freude ganz Feuer und Flamme und erklärte: „Die Revolution sei das herrlichste Auferstehungsfest, das er jemals erlebt habe, und wenn er je durch Beschäftigung mit Fellen glücklich geworden sei, so mache es ihn nunmehr am glücklichsten, der Aristokratie das Fell über die Ohren ziehen zu können." Nichts konnte den für den Aufruhr euragirten Graukopf verhindern, seine schon lange nicht mehr gebrauchte Nationalgardenuniform anzuziehen, seine Büchse in die Hand zu nehmen, auf allen Barrikaden herumzusteigen und mit dem besten Willen auf die Soldaten hineinzufeuern, mochte er nun treffen oder nicht. — Mit dem Regierungsrath von R..... hatte der alte W... bisher in keinem andern Verhältniß gestanden, als das des Vermiethers zum Abmiether. Mauchmal zwar hatte er im Sinne gehabt, dem Regierungsrath das Quartier aufzukündigen, weil er gegen diesen, als Aristokraten, einen recht herzlichen Groll hegte, er war aber doch zu der Einsicht gekommen, daß er dadurch seiner Partei nicht das Geringste nützen werde, wenn er den pünktlich und reichlich zahlenden Regierungsrath nöthigte, sich irgend wo anders ein Logis zu miethen. Der Regierungsrath seinerseits hatte sich nie um die politischen Grundsätze und das Thun und Treiben seines Hauswirthes bekümmert. — In dem Hause seines Vaters nun hatte der junge W... die Tochter des Regierungsraths kennen gelernt und die beiden jungen Leute waren durch die Macht der Liebe, welcher nichts widersteht, in ein näheres Verhältniß zu einander gezogen worden. Emilie hegte dieselben entschieden aristokratischen Grundsätze, die ihr von ihrem Vater eingeflößt worden waren, und dieser Umstand gehörte natürlich zu den Scheidewänden, die sich einer unauflöslichen Vereinigung der Liebenden entgegenstellten. Die Liebe läßt sich aber bekanntlich durch keine Scheidewände zurückdrängen und durch keine Macht der Verhältnisse unterdrücken, sondern erstarkt vielmehr durch Hinderuisse. Es konnte nicht fehlen, daß die beiden Liebenden in ihren politischen Ansichten sich gegenseitig zu bekehren suchten; Julius strebte Emilien, und diese ihren Geliebten für ihre Partei zu gewinnen. Besonders war es Emilie, welche Alles aufbot, in dem jungen, schönen und geistreichen Mann, den sie anbetete, den wilden Sansculottismus, wie sie seinen demokratischen Geist nannte, zu bewältigen, und sie gewahrte wohl, wie der junge Doktor in zärtlichen Stunden der Macht ihrer Reize gegenüber zuweilen etwas wankend wurde. Im Allgemeinen waren indessen die Bemühungen Julius' und Emilien's, sich gegenseitig in politischer Hinsicht zu bekehren, bisher vergeblich geblieben, und man war endlich übereingekommen, nicht mehr über politische Ansichten zu streiten.

Von dem Liebesverhältniß seines Sohnes mit Emilien von R..... wußte der alte W... bis jetzt noch nichts, und dies war ein Glück, denn sonst würde der alte Republikaner alle Donnerwetter des Himmels auf seinen Sohn herabbeschworen haben; der Regierungsrath hegte jedoch einige Vermuthungen über dies obwaltende Verhältniß. — So standen die Familienangelegenheiten im W...'schen Hause, als der

Ein scharfes Gebiß.

Bauer: Erlauben's, was wird denn dös?

Bildhauer: Das wird das freundliche Denkmal für den Fürsten von Löwinfeld.

Bauer: So! Na, dös ist mir schon die rechte Freundlichkeit! Der wenn beißen könnt'!

verhängnißvolle Moment gekommen war, wo dasselbe dem furchtbaren Geschick, eine gefährliche Beunruhigung und Zerstörung wenigstens theilweise zu erleiden, nicht entgehen konnte. Die Barrikadenkämpfer säumten nicht lange, Hand an's Werk zu legen, sie waren soeben im Begriff, die verschlossene Hausthür des Hauses mit Gewalt zu erbrechen oder einzuschlagen, und schon flogen unter Geschrei und Verwünschungen Steine empor, welche die Fenster der Etage zertrümmerten, wo der den Aufständischen so verhaßte Regierungsrath wohnte, da ertönte die Donnerstimme des jungen Arztes mit dem Rufe: „Kameraden! reißt erst das Straßenpflaster auf und verwendet zunächst die Pflastersteine zum Aufbau der Barrikade, bis ich meinen Vater aufgefunden habe, der Euch die Thür seines Hauses mit eigner Hand aufschließen wird, damit ihr hineinkönnt."

Der junge W... hatte diese Worte in der Angst innerer Verzweiflung ausgestoßen; er wollte vor allen Dingen Zeit gewinnen, um noch überlegen zu können, wie er Emilien und ihren Vater zu retten vermöge. Die Aufständischen kamen der Anordnung ihres Führers nach und das Straßenpflaster wurde aufgerissen. Durch diese Arbeit waren jedoch keineswegs alle auf dem Platze befindlichen Insurgenten beschäftigt, und da das Barrikadenmaterial, bis besonders eine jener kleinen Kanonen aus weiterer Entfernung herbeigeschafft werden mußten, und die damit Beauftragten noch nicht angekommen waren, so wendete man sich zu dem Hause, welches dem des Regierungsrathes gegenüberstand.

Mittlerweile hatte der junge W... einen Entschluß gefaßt. Unter dem Vorwande, daß er in Betreff der Eröffnung des Hauses seinen Vater aufsuchen wolle, drängte er sich aus dem wilden Getümmel heraus, bog schnell in ein enges, kurzes Seitengäßchen ein, welches an seinem Ende durch ein hohes Gebäude begränzt war, und welches, weil es keinen Ausgang darbot, das Sackgäßchen hieß. Da Julius ein sehr gewandter und starker Turner war, so machte er es möglich, durch Ueberspringung einer ziemlich hohen Mauer in den hinter seines Vaters Hause befindlichen engen Hof zu kommen. Hier schlug er ein Fenster ein und gelangte durch dasselbe in das Innere des Hauses. Sofort eilte er nach Emilien's Zimmer, dessen verschlossene Thür, nachdem er stark geklopft und seinen Namen genannt hatte, ihm geöffnet wurde.

Emilie war mit einem weißen und reizenden Nachtgewand bekleidet und zeigte sich als ein schönes, bleiches Bild des Entsetzens, das voller Rathlosigkeit und Verzweiflung sich die Hände blutig rang. Julius bemerkte, daß eine große Veränderung mit der Jungfrau vorgegangen war, die den Eintretenden mit einer erschreckenden Tonlosigkeit in Worten und Geberden empfing.

„Kommen Sie, Herr W..., um meinen Vater und mich zu erretten, oder um uns auf die Straße hinabzuschleifen und uns diesem blutigen Pöbel zu überliefern, der uns umbringen wird? Ha, ich sehe Ihren Rock mit Blut bespritzt! O Julius —"

„Wie kannst Du fragen, theure, geliebte Emilie?" versetzte der junge Arzt, „Gefahr ist allerdings vorhanden, aber ich komme, um Dich und Deinen Vater zu schützen und zu retten, wenn es möglich ist." —

„Wahrscheinlich unter der Bedingung, daß wir den abscheulichen Männern, die unten vor dem Hause toben, bei dem Aufbau ihrer Barrikade behülflich sind," sprach Emilie mit einem Anfluge bitteren Hohnes.

„Laß uns die Zeit nicht mit unnöthigen Worten verlieren, sondern einzig auf die Mittel zu Eurer Rettung bedacht sein, denn der Augenblick drängt. — Dein Vater muß sich mit Dir, theuerste Emilie, in dem entlegensten Gemache dieses Hauses verbergen und darin fest verschlossen halten. Die wichtigsten Papiere, Geld und Kostbarkeiten nehmt mit dahin. Das Eindringen des Volkes werde ich nicht verhindern können, aber ich werde ihnen sagen, daß Ihr geflüchtet seid. An der Durchbrechung dieser Mauern, an der Zertrümmerung einiger Möbel darf nichts gelegen sein."

„Aber wenn das Volk Euch nicht glaubt und das Zimmer, worin wir versteckt sind, doch entdeckte und erbräche, was dann?" fragte Emilie.

„Sie werden es nicht finden," sagte Julius.

In diesem Augenblicke tönte ein furchtbares Gekrach von der Straße herauf und erweckte alle Echo's des erschreckend öden Hauses bis in die entferntesten Winkel desselben.

Emilie und Julius standen einander in sprachlosem Entsetzen gegenüber. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Rückkehr des Kriegshelden.

(Hierzu ein Stahlstich.)

Der Donner der Kanonen ist verhallt,
Es schweigen der Trompete rauhe Lieder,
Und in des Helden Brust mit Allgewalt
Erwacht des Herzens zarte Stimme wieder.

Der tapf're General, geschmückt mit Ruhm,
Mit Stern und Siegeslorbeer'n, kehrt in's Schloß,
In seiner Heimath süßes Eigenthum,
Zurück in der Familie trauten Schooß.

Wie wonnereich fühlt er die Brust erwarmen! —
Seit Jahren sah er seine Lieben nicht,
Umschlungen nun von ihren theuern Armen,
Fühlt Thränen er im Heldenangesicht.

Die hohe Frau in ihrer edlen Würde
Steht noch in Schönheit neben dem Gemahl,
Noch drückt sie nicht des Alters schwere Bürde
Und Freude kündet ihrer Augen Strahl.

Und um sie her — wie um des Mondes Glanz
Die hellen Sterne lieblich mild sich schaaren —
Vereinigt sich der blühnden Töchter Kranz,
Die sie mit Mutterlieb' gepflegt seit Jahren.

„Kommt an mein Vaterherz!" — so spricht der Mann,
Vor dem der Feind gezittert in der Schlacht —
„Wenn ich im heißen Kampf den Sieg gewann,
So hab' an Euch, Ihr Lieben, ich gedacht."

„Wie seid Ihr hold in Schönheit aufgeblüht!
Aus Knospen sind die Rosen aufgeschossen,
Und in den Blick, der kindlich nur geglüht,
Hat himmlisch sich der Jungfraun Reiz ergossen."

„Verloren ganz in Lust schau' ich Euch an,
Ihr macht den Ruhm mir erst zum süßen Glücke,
Weil ich am Ziel der rauhen Kriegesbahn
Die holden Stirnen Euch mit Lorbeer'n schmücke." —

Die Rückkehr

„„Zu gütig — mahnet sanft die Gattin an —
Verwöhnst die Töchter Du durch Schmeichelwort.
Sieh, mein Gemahl, setzt jenen würd'gen Mann,
Der ernst sich und bescheiden nähert dort.““

„„Er hat gebildet Deiner Kinder Geist,
Ihr bess'res Ich hat er heraufgezogen,
Und wenn die Töchter Deine Lippe preist,
So sei auch ihm vor Allen Du gewogen.““

„Mit gleicher Lieb' umfange ich Euch Alle" —
Versetzt der General — „im eig'nen Haus,
In meiner Ahnen hohem Vätersaale
Ruh' ich fortan vom Schlachtgetümmel aus."

„Der Rückkehr dacht' ich oft im Kriegeszelt;
Des Lebens höchstes Glück hab' ich empfunden,
Denn was geträumt, gehofft ich in der Welt,
Das hab' ich schön verwirklicht jetzt gefunden."

Gust. Bernhard.

Das Billard.

Das Billard ist eine Wiese,
Grün und glatt zum schnellen Lauf,
Und die glänzend weißen Bälle
Sind die weißen Schäfchen drauf;
Oftmals stoßen sie zusammen,
Wie die Widder toll und wild,
Und sie liefern mit den Köpfen
Eines heißen Kampfes Bild.
Um die Wiese schreiten rüstig
Wachsam stets und voller Leben,
Nimmer müde ein Paar Hüter
Mit zwei langen Hirtenstäben.
Immer sind die Hirten böse,
Denn der armen Lämmerheerde,
Die da springt auf grüner Erde,
Geben sie gar harte Stöße,
Und die Hüter wollen tobend
Fast die Haare sich zerraufen,
Wenn sich eines von den Schäfchen
Unversehens hat *verlaufen*.
Doch ein jeder von den Hirten
Hat ein Liebchen, wunderschön,
Das er stets verfolgend, ruhig
Läßt auf keinem Flecke stehn,
Dem er ganz sein Herz geschenkt,
Und an das er immer denkt
Mit gar lüstern scharfer Miene
— Ach! die holde *Caroline*.
Ist des Hirten Auge blöde,
So ist Carolinchen spröde,
Und sie läßt sich dann *nicht schneiden*,
Wohlverstanden! — *nicht die Cour* —
Doch dies hat nichts zu bedeuten,
Und nun muß auf ihrer Spur —
Will die Kleine nicht pariren —
Anders es der Hirt probiren,
Muß auf sie im Liebestreffen,
Daß das Glück ihn kann nicht äffen,
Seinen Angriff stark *doubliren*.
Jeder von den Hirten beiden,
Die mit wilder Kampfbegier
Sich um Carolinchen streiten,
Will den Andern im Revier
Nie in ihrer Nähe leiden;
Und ein Jeder wünscht dem Andern,
Daß er fort in alle Weiten
Möchte bald von dannen *reiten*,
Oder auch zu Fuße wandern.
„O du holde Caroline!"
Ruft mit sehr betrübter Miene
Oft der Eine ungenirt,
Der im Grünen sie pouffirt,
„Bleibe, Liebliche, Charmante!
Nicht so einsam steh'n am *Rande*,
Sonst verrennst Du, mir zum Schrecke,
Dich in eine *böse Ecke*.
Darum, liebe Caroline,
Der ich immer eifrig diene,
Theure Carolin', ich bitte,
Gehe lieber in die Mitte;
Bist Du oft mit mir gegangen,
Streichl' ich Deine glatten Wangen,
Meine Sorge ist zerronnen
Und das Spiel hab' ich gewonnen.
Aber Carolinchen lacht,
Wird nicht leicht vom Fleck gebracht,
Endlich läßt sie sich erbitten;
Wer *recht oft* ihr Cour geschnitten,
Wird zum Sieger auserkoren,
Und der And're ist verloren;
Aber wer gewann, der lacht,
Daß er *die Parthie gemacht*.

Gust. Bernhard.

Auskunft in Verlegenheit.

„Es fragt sich nur, meine Herren, ob der, von dem die Rede ist, der Consul Fabricius oder Tullius war?"

— Darf ich ein Wort d'rein reden, so glaub' ich, 's war kein Andrer, als der Tullius. —

„Wie wissen Sie das, Herr Baron?"

— Nu, sag' ich's Ihnen doch, 's war der Tullius. —

„Ja, woher wissen Sie das so genau? Studiren Sie denn die Geschichte?"

— Nu, versteht sich, studir' ich die Geschicht'! Muß ich doch wissen die Herkunft von denen Consuln — bin ich doch selbst Consul! —

Der gewissenhafte Schüler.

Lehrer. Du gedankenloser Bube, was schwatz'st Du wieder für Unsinn! Ehe Du etwas sprichst, mußt Du es wenigstens dreimal überdenken.

Schüler. Einmal — zweimal — dreimal — Herr Lehrer, Ihr Rock brennt!

Dresden: Verlag von H. H. Grimm & Comp. — Druck von C. H. R. Roempler.
Verantwortlicher Herausgeber: Hermann Grimm.

Der Telegraph.

Mit Illustrationen von Dresdner Künstlern.

Band II. Liefr. 5.

Telegraphische Depesche für die Abnehmer.
Vom Telegraphen erscheint monatlich eine Lieferung von 2 Bogen mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten. — Preis jeder Liefr. 3 Ngr. (12 kr. C.-M.) — Zwölf Lieferungen bilden einen Band, für welchen man sich durch Annahme der 1. Lieferung verpflichtet. — Als Prämie wird am Schlusse des Bandes ein prachtvoll gestochener großer Stahlstich gratis beigegeben, dessen Preis im Kunsthandel 2 Thlr. P. C. ist.

Das einzig unumstößliche Gesetz.

Seit Jahren tagen nun im Lande
Gelehrte jeder Fakultät;
Doch brachten sie noch nicht zu Stande,
Was unumstößlich fortbesteht.
Noch kein Gesetz hat festgestanden,
Ob man's für trefflich erst auch hält.
Nur ein vollkommnes ist vorhanden:
Das ewige Gesetz der Welt.

Das hat noch Niemand angetastet,
An diesem meistert kein Verstand;
Es ist vollkommen, und belastet
Mit schwerem Druck kein Vaterland.
Wie es im Anfang ward geschrieben,
Wie es der Geber aufgestellt,
So ist's Jahrtausende geblieben,
Das ewige Gesetz der Welt.

Nach diesem ewigen Gesetze
Geht still die Welt im gleichen Schritt;
Sie wirkt und schafft, und theilt die Schätze
Mit reicher Hand dem Menschen mit.
Ein jedes Glied im Weltsysteme
Ist wohl durch dies Gesetz bestellt;
's gibt keine schwankenden Probleme
Im ewigen Gesetz der Welt.

Nicht Egoismus hat's gegeben;
Der es geschrieben, wollte nur
Ein ew'ges Wohl den Welten geben,
Durch die Gesetze der Natur.
Und so, aus solch' erhabnen Willen
Hervorgegangen, sah die Welt
Man immer gern und treu erfüllen
Dies ewige Gesetz der Welt.

Solch' ein Gesetz nur kann bestehen,
Das der Gesammtheit Wohl bedacht;
Solch' ein Gesetz kann nie vergehen,
Das Lieb' und Weisheit vorgebracht.
Drum, die Ihr vom Geschick beschieden,
Zu sorgen für das Heil der Welt,
Wählt Euch zum Vorbild auch hienieden
Das ewige Gesetz der Welt.

Die verhängnißvolle Mahlzeit.

Nach dem Französischen des Victor Hugo.

(Schluß.)

Claude begann: Ihr Alle wißt es, daß Albin mein Bruder war. Ihr wißt ferner, daß ich hier nicht hinreichend Nahrung habe, um meinen Hunger zu stillen. Ebenso gut wißt Ihr, daß Albin seine Rationen brüderlich mit mir theilte. Ich liebte ihn — anfangs, weil er mich nährte — später, weil er mich liebte. Der Director, Herr D., hat uns getrennt. Es konnte ihm gleichgültig sein, ob wir beisammen waren oder nicht; aber er ist ein nichtswürdiger Mensch, der seine Freude daran findet, seinen Nebenmenschen zu quälen und zu martern. Ich habe ihn um Albin's Zurückgabe gebeten; Ihr Alle habt es gehört und gesehen. Er hat nicht gewollt. Ich habe ihm bis zum 4. November Zeit gegeben; er hat mich in's Verließ werfen lassen. Wohlan denn, die Frist ist abgelaufen! Ich habe ihn verurtheilt und zum Tode verdammt! Wir haben heut' den 4. November und er wird in zwei Stunden erscheinen. Ich zeige Euch hiermit an, daß ich ihn tödten werde. Hat Jemand etwas dagegen einzuwenden?

Alle schwiegen.

Claude fuhr fort. Er sprach mit einer überzeugenden, eigenthümlichen Beredsamkeit. Er erklärte, wie er wohl wisse, daß er eine gewaltsame Handlung begehe, daß er aber nicht anders könne, und daß er nicht Unrecht zu thun glaube. Er appellirte an das Gewissen von zweiundachtzig Spießbuben, und unterwarf sich ihrem Urtheile. Eine einzige Stimme erhob sich und bat, daß er, bevor er den Director tödte, noch einen letzten Versuch machen möge, ihn zu erweichen.

Das ist gerecht, erwiderte Claude, und ich werde es thun. —

Acht Uhr schlug es am Gefängnißthurme; um neun Uhr mußte der Director erscheinen.

Nachdem dieser merkwürdige Gerichtshof das Urtheil bestätigt, was Claude gefällt hatte, gewann derselbe seine volle Heiterkeit wieder. Er legte Alles, was er an Wäsche und Kleidungsstücken besaß, die traurige Nachlassenschaft eines Gefangenen, auf einen Tisch, und vertheilte die wenigen Habseligkeiten unter denen, die er nächst Albin am meisten geliebt hatte. Nur die kleine Scheere behielt er sich zurück.

Hierauf umarmte er Alle, Einen nach dem Andern. Einige weinten, er lächelte.

Es gab in dieser letzten Stunde Momente, in denen er mit so vieler Ruhe, und so vieler Heiterkeit plauderte, daß mehrere seiner Kameraden, wie sie später aussagten, in ihrem Innern hofften, er werde von seinem furchtbaren Entschlusse im Augenblicke der Entscheidung abstehen. Ja, einmal belustigte er sich sogar damit, eines der wenigen Lichter des Ateliers mit der Nase auszuschnäuzen, ein Manöver, das allgemeine Heiterkeit erweckte.

Es war nicht zu läugnen, daß in Folge seiner mangelhaften Erziehung einige üble Angewohnheiten seiner natürlichen Würde hier und da Eintrag thaten, und an den alten Gamin von St. Denis erinnerten.

Als er einen jungen Sträfling bemerkte, der sehr blaß und furchtsam aussah, und, in Erwartung der nächsten Stunde am ganzen Körper zitterte, sagte er sanft zu ihm, indem er ihn auf die Schulter klopfte: Nur Muth, junger Mann, die Sache wird schnell abgemacht sein!

Nachdem er seine Habseligkeiten vertheilt, alle Hände gedrückt, und von Allen Abschied genommen hatte, unterbrach er einige unruhige Gespräche, welche sich in einem Winkel des Zimmers über den betreffenden Gegenstand angesponnen hatten, und befahl, daß man sich zur Arbeit setze. Alle gehorchten sofort stillschweigend.

Die Werkstatt, in der dies alles vor sich ging, war ein langer Saal, in Form eines Parallelogramms, auf dessen beiden längeren Seiten sich Fenster, und an dessen schmäleren sich zwei gegenüberstehende Flügelthüren befanden. Die Metiers waren an beiden Seiten der Fenster, rechts und links, in der Art hingereiht, daß in ihrer Mitte nur ein langer, schmaler Gang von einer Extremität zur andern führte, welchen der Director bei seiner Inspection zu durchschreiten hatte. Gewöhnlich pflegte er von der südlichen

Seite einzutreten, den Gang rasch zu durchlaufen, die Arbeit flüchtig zu betrachten, und durch die nördliche Thüre wieder hinauszugehen.

Claude hatte sich wieder an seine Arbeit gesetzt, wie Pater Jaques Clement sich zum Gebete setzte.

Der entscheidende Moment nahte. Alles war in der gespanntesten Erwartung. Plötzlich ertönte der erste Schlag einer Uhr. Das ist dreiviertel, sagte Claude, erhob sich ruhig, schritt ernst und fest durch den Saal, und lehnte sich links auf die Ecke des ersten Metiers, ganz in der Nähe der Eingangspforte. Sein Gesicht war durchaus ruhig und freundlich.

Endlich schlug es neun. Beim ersten Schlage zuckten die zwei und achtzig Verbrecher wie electrisirt zusammen. Noch eine Pause, und die Thüre geht auf. Der Director tritt ein.

Schweigen des Todes herrschte im ganzen, weiten Saale; der Puls der zweiundachtzig Verbrecher schien still zu stehen.

Der Director war allein, wie gewöhnlich.

Er trat mit seiner leichten, jovialen und selbstgefälligen Miene ein, ohne Claude zu bemerken, der in der Ecke der Thür, die Hand in den Beinkleidern verborgen, stand; und ging schnell, den Kopf hier und da schüttelnd, und einige Worte des Tadels zwischen den Zähnen murmelnd, an den ersten Metiers vorüber, ohne zu bemerken, daß alle ihn umgebenden Wesen die Augen auf einen furchterregenden Gegenstand gerichtet hatten.

Plötzlich vernahm er Tritte hinter sich, und drehte sich deshalb ziemlich rasch um. Es war Claude, der ihm seit einigen Augenblicken folgte.

Was machst Du denn? fragte der Director; warum bist Du nicht an Deinem Platze?

Claude Gueur antwortete ehrerbietig: Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Herr Director.

Wovon? —

Von Albin. —

Schon wieder? —

Immerdar! —

Ach, erwiderte der Director, indem er weiter ging, und eine Nelke zwischen den Zähnen zerkaute, so hast Du also mit vierundzwanzig Stunden noch nicht genug?

Claude antwortete, indem er ihm folgte: Herr Director, geben Sie mir meinen Kameraden wieder! —

Unmöglich! —

Herr Director, fuhr Claude mit einem Tone fort, der selbst den Satan erweicht haben würde, ich bitte Sie, im Namen des Himmels, geben Sie mir Albin wieder! Sie werden sehen, mit welcher Lust ich arbeiten werde. Sie wissen nicht, was mir ein Freund ist; Sie können's nicht wissen, denn Sie sind frei! Aber ich, ich habe nichts als die vier Wände des Kerkers! Geben Sie ihn mir zurück! Sie wissen, daß er mich sättigt! Was kann es Ihnen schaden, daß zwei Menschen sich in ein und demselben Zimmer befinden, von denen der eine Claude, der andre Albin heißt? Denn um mehr handelt es sich nicht! Herr Director, guter Herr Director, ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist, geben Sie mir Albin zurück!

Niemals hatte Claude zu seinem Peiniger so viel und so demüthig gesprochen. Er schwieg, erschöpft und erwartungsvoll. Der Director antwortete mit einer ungeduldigen Bewegung: Unmöglich! Die Sache ist abgemacht! Sprich mir nicht mehr davon! Du langweilst mich!

Und, als wäre er pressirt, verdoppelte er seine Schritte. Claude auch.

Während des Sprechens waren Beide bis zur Ausgangspforte gekommen.

In diesem Augenblick befanden sich nur zweiundachtzig Statüen im Saale. — Kein Athemzug, kein Pulsschlag! —

Da berührte Claude noch einmal sanft den Arm des Directors: Aber, damit ich wenigstens weiß, warum ich zum Tode verdammt bin, sagen Sie mir, weshalb man uns getrennt hat?

Ich habe Dir's schon gesagt — „darum!"

Und ihm den Rücken kehrend, streckte er die Hand nach der Thürklinke aus.

Claude war bei dieser Antwort unwillkührlich einen Schritt zurückgetreten. — Ein Nu — das Beil blinkt in der Luft — es war geschehen! Bevor noch der Director einen Schrei ausstoßen konnte, lag er, von drei Schlägen getroffen, mit zerschmetterter Hirnschaale, blutend am Boden. Ein vierter Hieb spaltete ihm das Genick. Der Director war todt.

Claude warf das Beil fort, und rief: Nun zu dem Andern! Der Andre war er selbst.

Er zog aus seiner Weste die kleine Scheere „seiner Frau," und, ohne daß Jemand es zu verhindern strebte, bohrte er sie sich zu verschiedenen Malen in die Brust. Die Brust war tief, die Klinge kurz.

Er wühlte lange in seinem Fleische, und stürzte endlich mit den Worten: Verdammtes Herz, bist du denn nicht zu finden! von zwanzig Stichen durchbohrt, bewußtlos und ohnmächtig auf die Leiche des Directors.

Wer von Beiden war hier das Opfer?

5.

Als Claude wieder zur Besinnung kam, befand er sich in einem weichen Bette, bedeckt mit Linnen, und umgeben mit Sorgfalt. Zu seinem Haupte saß eine barmherzige Schwester, und zu seinen Füßen ein Instruktionsrichter, welcher ihn mit vielem Interesse fragte: Wie befinden Sie sich?

Claude hatte eine große Quantität Blut verloren; aber die Scheere hatte ihre Schuldigkeit nur schlecht gethan; keine der Wunden war tödlich.

Tödlich für ihn waren nur die Wunden des Directors. Die Inquisition begann. Man fragte ihn, ob er den Director des Gefängnisses zu Clairvaux getödtet habe? Er antwortete: Ja. — Man fragte ihn: Warum? — Er antwortete: „Darum!"

Bald jedoch verschlimmerte sich der Zustand seiner Wunden in dem Maaße, daß er in ein heftiges Fieber verfiel, und man für sein Leben besorgt wurde.

Die Monate November, December, Januar und Februar vergingen mit Sorgen und Vorbereitungen. Aerzte und Juristen beeiferten sich wechselseitig um Claude. Die Einen heilten die Wunden; die Andern errichteten das Schaffot.

Vollenden wir:

Den 16. März 1832 erschien Claude Gueux völlig geheilt vor den Assisen zu Troyes. Die halbe Stadt war auf der Tribüne. Claude war eine interessante Erscheinung. Er war mit Sorgfalt rasirt, entblößten Hauptes, und trug die Gefängnißtracht von Clairvaux, zweierlei Tuch von dunkelgrauer Farbe.

Der Staatsprocurator hatte den Saal mit allen Bajonetten des Arrondissements besetzen lassen, um, wie er zu den Anwesenden sagte, die vielen Bösewichter im Zaum zu halten, welche bei diesem Prozesse als Zeugen figuriren müßten.

Als die Verhandlungen ihren Anfang nehmen sollten, stieß man auf eigenthümliche Hindernisse.

Keiner der Augenzeugen des Ereignisses vom 4. November wollte gegen Claude aussagen. Der Präsident drohte ihnen mit seiner unumschränkten Vollmacht. Vergebens. Erst als Claude es ihnen ausdrücklich befahl, lösten sich alle Zungen; Jeder sagte, was er wußte.

Claude hörte Allen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Fülls Einer aus Vergessenheit oder aus Rücksicht für ihn Etwas zu seiner Belastung wegließ, ergänzte er seine Aussage sofort aus freien Stücken.

So entrollte sich nach und nach das ganze Drama, wie wir es bereits geschildert, vor den Augen des Gerichtshofes und seiner Zuhörer.

Einen Moment jedoch müssen wir noch besonders hervorheben.

Der Huissier rief den Gefangenen Albin; es war die Reihe an ihm, Zeugniß abzulegen. Er trat wankend ein, schluchzte heftig, und sank, ohne daß die Gensd'armen es verhindern konnten, Claude in die Arme. Dieser umschlang ihn, drückte ihn an die Brust, und sagte lächelnd zum Staatsanwalt: Sehen Sie hier einen Bösewicht, der sein Brod mit dem Hungrigen theilte! Hierauf küßte er Albin auf die Stirn. Kein Auge blieb trocken auf der Tribüne. Nachdem die Liste der Zeugen erschöpft war, erhob sich der Staatsprocurator von seinem Sitze, und nahm das Wort, ungefähr wie folgt: „Meine Herren Geschwornen! Die Gesellschaft würde in ihren festesten Grundpfeilern erschüttert werden, wenn das Schwert der Gerechtigkeit ein Verbrechen, wie das Vorliegende, ungeahndet lassen wollte." u. s. w.

Nach dieser salbungsvollen Rede, welche zwei Stunden dauerte, ergriff der Vertheidiger Claudes das Wort. Es erfolgten Debatten und Disklussionen pro und contra, wie sie in dieser Art von Hippodrome gebräuchlich sind, welches man einen Criminalprozeß zu nennen pflegt.

Endlich schien Alles erschöpft. Da erhob sich Claude Gueux selbst.

Er sprach so ausgezeichnet, daß eine Person von bedeutender Intelligenz, welche dieser Scene beiwohnte, von ihrem Erstaunen gar nicht zurückkommen konnte. Es schien dieser arme Arbeiter von der Natur eher zum Volksredner, als zum Todschläger bestimmt.

Dennoch war er ein Todschläger.

Er sprach stehend, mit einer wohltönenden, durchdringenden, aber gemäßigten Stimme, mit einer edlen Haltung, und einer, sich zwar oft wiederholenden, aber doch stets edlen Gestikulation. Er sagte die Sache, wie sie war, einfach, ruhig, ohne zu verweigern, oder zu übertreiben, gab alles zu, und beugte sein Haupt unter das Gesetz. Es gab Momente in seiner Rede, welche allen, selbst den gleichgültigsten Zuhörern, die lebhafteste Theilnahme abpreßten. Einmal nur ließ er sich in gerechter Erbitterung von seinen Gefühlen fortreißen.

Der Staatsanwalt hatte nämlich unter Andern behauptet, Claude Gueux habe den Director ohne irgend eine Veranlassung erschlagen; wenigstens sei die That, von Seiten des Directors, durch nichts provocirt worden.

Was? schrie Claude Gueur, nicht provocirt? Oh, herlich! trefflich! ich verstehe! Ein Trunkner gibt mir einen Faustschlag, ich tödte ihn, und Ihr begnadigt mich, denn ich war provocirt, Ihr schickt mich auf die Galeere! Aber ein nüchterner Mensch, ein Mensch mit seinen fünf gesunden Sinnen, quält mich vier Jahre, martert mich vier Jahre, demüthigt mich vier Jahre, alle Tage, alle Stunden, alle Minuten! Ich hatte eine Frau, für die ich gestohlen; er quält mich mit dieser Frau; ich hatte ein Kind, für das ich gestohlen; er martert mich mit diesem Kinde. Ich habe kein Brod; ein Freund theilt mit mir das Seine; er nimmt mir den Freund und das Brod. Ich flehe ihn an um den Freund, er wirft mich in den Kerker. Ich nenne ihn Sie, diesen Henkersknecht; er nennt mich Du. Ich sage ihm, daß ich leide; er sagt mir, daß ich ihn langweile. — Was wollt Ihr, daß ich thun soll? ich tödte ihn! Es ist richtig, ich bin ein Ungeheuer; ich habe einen Menschen getödtet, ich war nicht provocirt; Ihr schlagt mir den Kopf ab, Punktum!

Nachdem die Debatte geschlossen, machte der Präsident sein Resumee; klar und einleuchtend. Er folgerte also: Ein schlechtes, liederliches Leben; ein vollendeter Bösewicht! Claude Gueur hatte damit angefangen, im Concubinate mit einer öffentlichen Dirne zu leben, hatte dann gestohlen und schließlich getödtet. Alles das ist wahr.

Im Augenblicke, als die Geschwornen im Begriff standen, sich in das Berathungszimmer zurückzuziehen, fragte der Präsident den Angeklagten, ob er noch etwas zu seiner Vertheidigung hervorzubringen habe? Wenig, antwortete Claude, ich bin ein Dieb und ein Mörder. Ich habe gestohlen und gemordet. Aber warum habe ich gestohlen? Warum habe ich gemordet? fügen Sie, meine Herren Geschwornen, diese beiden Fragen zu den Uebrigen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde kehrten die Geschwornen in den Saal zurück, und sprachen einstimmig das „Schuldig" über den Angeklagten aus. Claude Gueur wurde zum Tode verdammt.

Als man ihm das Urtheil verkündigte, blieb er ruhig und gefaßt. — Er begnügte sich nur zu sagen: Es ist gut! Aber warum ich gestohlen? warum ich getödtet? das sind zwei Fragen, auf die Sie nicht geantwortet haben.

In das Gefängniß zurück gebracht, speiste er heiter zu Nacht, und sagte lächelnd: Nun wohlan, sechsunddreißig Jahre der Sorge und der Arbeit, das heißt gelebt!

Es steht fest, daß bei Eröffnung der Assisen Mehrere unter den Geschwornen bemerkt hatten, wie der Angeklagte Gueur (Lump) heiße, was einen unangenehmen Eindruck auf sie gemacht haben soll.

6.

Man rieth Claude, wie es gebräuchlich, an die Gnade des Königs zu appelliren, er wollte nicht. Eine der barmherzigen Schwestern, welche ihn gepflegt hatte, bat ihn mit Thränen; er appellirte aus Gefälligkeit für sie. Das gute, dankbare Mädchen gab ihm ein Fünffrankenstück; er nahm das Geld und dankte ihr freundlich.

Während sein Cassationsgesuch vorlag, wurden ihm von den Gefangenen in Troyes mehrere Anerbietungen zu Fluchtversuchen gemacht; er wies alle ab. Man warf ihm nach und nach durch das Luftloch seines Gefängnisses einen Nagel, ein Stück Eisendrath und den Handgriff eines Eimers zu. Jedes dieser Werkzeuge hätte für einen Mann von seiner Intelligenz hingereicht, die Riegel seines Kerkers zu durchfeilen; er übergab alles dem Schließer.

Den 8. Juni 1832, sieben Monate und vier Tage nach der That, kam endlich die Strafe angehinkt. An diesem Tage Morgens sieben Uhr, trat der Greffier des Tribunals in den Kerker Claude's und kündigte ihm an, daß er nur noch eine Stunde zu leben habe. Sein Gnadengesuch war verworfen.

Wohlan, sagte Claude kaltblütig, ich habe diese Nacht gut geschlafen, aber in der nächsten werde ich ohne Zweifel noch besser ruhn.

Hierauf erschienen erst der Priester, nachher der Henker. Er war demüthig gegen den Ersteren; freundlich mit dem Andern. Er verweigerte weder seine Seele, noch seinen Körper, und bewahrte bis zum Ende seine vollkommene Geistesruhe.

Während man ihm das Haar abschnitt, sprachen Einige in einer Ecke des Kerkers von der Cholera, welche seit einigen Tagen in der Gegend grassirte. Was mich betrifft, sagte Claude mit einem Lächeln, ich fürchte mich nicht vor der Cholera.

Dem Geistlichen hörte er mit vieler Aufmerksamkeit zu, beklagte sein Vergehen, und bedauerte, niemals in der Religion unterrichtet worden zu sein.

Auf sein Verlangen gab man ihm die Scheere, mit der er sich verwundet hatte. Eine Klinge fehlte; sie war in seiner Brust abgebrochen. Er bat den Schließer, diese Scheere seinem Freunde Albin zu überbringen; auch wünschte er, daß

man diesem traurigen Vermächtnisse noch die spärliche Ration Brod hinzufüge, welche er heut nicht mehr essen würde.

Als man ihm die Hände auf den Rücken band, bat er, man möge ihm das Fünffrankenstück, welches ihm die barmherzige Schwester geschenkt hatte, in die rechte Hand legen. Man that es.

Um drei viertel auf acht Uhr verließ er den Kerker, mit alle dem traurigen Gepränge, wie es bei Hinrichtungen gebräuchlich. Er war sehr bleich, ging aber festen Schrittes, den Blick auf das Crucifix geheftet.

Man hatte zur Execution einen Markttag gewählt; wahrscheinlich um dem Landvolke das ergötzliche Schauspiel einer Hinrichtung so bequem als möglich zu machen; denn wenn in Frankreich die Gesellschaft einen Menschen schlachtet, so ist dies für gewisse Leute noch ein großes Fest, dessen man sich nicht genug rühmen kann.

Claude bestieg das Schaffot ruhig und gefaßt, das Auge auf den Erlöser gerichtet. Er wollte erst den Priester, dann den Henker umarmen; den Einen, um ihm zu danken, den Andern, um ihm zu verzeihen. Der Scharfrichter stieß ihn „sanft zurück," wie uns ein Bericht erzählt.

In dem Augenblicke, als ihn der Henkersknecht auf die scheußliche Maschine band, machte er dem Priester ein Zeichen, das Geldstück aus seiner rechten Hand zu nehmen, und flüsterte ihm zu: Für die Armen! Da es grade in diesem Momente acht Uhr schlug, so schien das Geräusch der Glocke seine Stimme so zu dämpfen, daß ihn der gute Mann Gottes nicht sogleich verstand, obwohl er das Geld sofort an sich nahm. Claude wartete das Intervalle zweier Schläge ab, und wiederholte dann etwas lauter: Für die Armen!

Ob ihn der Geistliche nun verstanden, wird uns nicht gesagt. Noch hatte die Thurmuhr nicht ausgeschlagen, als dies reich begabte Haupt bereits gefallen war.

Wunderbarer Effect der öffentlichen Hinrichtungen! An demselben Tage, bevor noch die grausenhafte Maschine von dem Blute ihres Opfers gereinigt war, rottete sich das Volk wegen einer neuen Steuerfrage zusammen und ermordete einen Steuerbeamten auf öffentlicher Straße.

Der Kerkermeister.

(Hierzu ein Stahlstich.)

In jenen Tagen, wo Venedig noch die Königin der Meere war und als Republik nur dem Dogen gehorchte, hatte sich, nach einem sehr heißen Tage, über die majestätische Seestadt eine jener herrlichen Nächte ausgebreitet, die unter dem Namen der „Venetianischen Nächte" weltberühmt sind. Die Gewässer der Lagunen wurden von einem lauen Westwind leicht gekräuselt und in den Wellen der von immerwährenden Ruderschlägen belebten Wasserstraßen spiegelten sich, gleichsam mit diesen liebäugelnd, die Sterne. Die Glocke von San Marco hatte die Mitternachtsstunde gekündet, dennoch herrschte in der Meereskönigin nicht jene erbauliche Ruhe, wie sie um diese Zeit in den Städten des Nordens waltet, denn hier begann, besonders in damaligen Zeiten und vorzüglich nach heißen Tagen erst in der Nacht das eigentliche Leben, namentlich dessen angenehmerer Theil. Im Duft und in der Kühle seiner lieblichen Nächte berauschte sich das üppige und reiche Venedig in den süßesten Leidenschaften, im Genuß der Liebe, des Spiels, des Tanzes und des Weines. So waren denn auch jetzt die Fronten vieler stolzen Paläste prächtig erleuchtet, und aus den hohen Fenstern derselben ertönte Gesang und Musik; von den marmornen Brüstungen der Altane verstreuten Orangen, Rosen und Violen zwischen Hortensien und anderen blühenden Gewächsen die würzigsten Wohlgerüche und zahlreiche Gondeln rauschten in den Canälen auf und nieder. Unter diesen schwarzen Fahrzeugen schwamm auch eins derselben im Canal grande unter dem Ponte Rialto hindurch und einem jener riesigen Paläste zu, die dort sich aneinander reihen, und den es mit Ungeduld

zu erreichen strebte. Die Eile des rüstig arbeitenden Gondoliere war von dem im Fahrzeug sitzenden jungen Nobile Ludovico Contarini mit blanken Zechinen bezahlt worden.

Der schlanke, blühende Jüngling, aus einem der reichsten und mächtigsten Adelsgeschlechter Venedigs entsprossen, hing in diesem Augenblicke seinen Liebesträumen nach, die er nun bald in den Armen seiner Geliebten, der schönsten Jungfrau Venedigs, zur Wirklichkeit zu machen beschloß. Soeben übersann er noch sein schmachtendes Liebeslied, das er, von ihm selbst gedichtet, im Begriff stand seiner Angebeteten, der schwarzgelockten Fiordimona, aus dem edlen Geschlecht der Pesfari, zu den Klängen der Zither vorzutragen, als der holde Träumer plötzlich in seinen Phantasien durch eine andere Gondel gestört wurde, die sich dicht an den Rand der seinigen legte. Mürrisch erhob sich Ludovico und hatte eben einen kräftigen Fluch auf den Lippen, als er in dem fremden Fahrzeug einen alten Mann erblickte und in diesem einen ihm nicht fremden Klosterbruder, nämlich den Pater Melardus von den Brüdern Franziskanern erkannte.

„Excellenza!" sprach der alte Graubart, dessen hoher, haarloser Scheitel im Strahle des Mondes glänzte, „unterlaßt es, nach Eurem heutigen Ziele zu schiffen, kehret um, und entfernt Euch, so schnell Ihr könnt, aus Venedig."

„Was wollt Ihr, ehrwürdiger Vater!" fragte Contarini verwundert, „wißt Ihr denn, wohin ich mich zu wenden gedenke?"

„Ob ich es weiß, mag unentschieden bleiben," versetzte Melardus. „Wir Diener der heiligen Kirche wissen so manches, was Euch Laien verborgen ist, aber wir beantworten nicht oft und nicht gern Fragen, die uns vorgelegt werden. Jedenfalls wird es Euch nützen, Excellenza, wenn Ihr meine Warnung beachtet. Es schifft sich mit leichterem Herzen unter dem Bogen der Rialtobrücke hindurch, als man über die Seufzerbrücke hinweggeht, über die, wie Ihr wißt, kein Lebendiger zurückkehrt. Und hört meine letzte Warnung: fürchtet das Zehnergericht!"

Bei den letzten Worten des Mönchs erblaßte der junge Nobile. Er, der von echt ritterlichem Muthe, wie die meisten Jünglinge des damaligen Venedigs beseelt war, hatte schon mehrmals in wilder Seeschlacht dem Tod ins Auge gesehen, hatte schon öfter der Gefahr im Zweikampf getrotzt, und an seinem kräftigen Gliederbau manche ehrenvolle Narbe aufzuweisen; aber bei Nennung des Zehnergerichts fühlte sich Contarini unwillkührlich von einem kalten Schauer durchrieselt. Wußte er doch, daß als Angeklagter vor dem Zehnergericht zu stehen, eben so gut war, als schon verurtheilt sein, mochte man sich schuldig fühlen oder nicht. In den seltensten Fällen erfolgte eine Freisprechung von Seiten dieses Gerichts und ganz Venedig vom höchsten Adel bis auf den Schiffsknecht, zitterte vor diesem entsetzlichen Tribunal. Der von dem Zehnergericht nach kurzem Prozeß Verurtheilte wurde im Kerker erdrosselt und sein Leichnam an einem unbekannten Ort in den Lagunen versenkt. Dieß Alles geschah mit einer so furchtbaren Schnelle und Heimlichkeit, daß Niemand über den Prozeß und das Schicksal des Angeklagten etwas erfuhr.

Ungeachtet dieser Umstände erwachte schnell wieder Ludovico's persönlicher Muth und er besann sich einige Augenblicke. Konnte nicht — dachte er — die Warnung des Mönchs von irgend einem geheimen Nebenbuhler ausgehen, der Contarini von der Fortsetzung seines Liebesverhältnisses mit Fiordimona zurückzuschrecken beabsichtigte? — Nicht um alle Schätze des Weltmeers, nicht um sein Leben, mochte der junge Nobile dem Glück entsagen, diese Nacht, nur wenigstens diese Nacht, von der er so viel gehofft, zu den Füßen seiner Geliebten zuzubringen; dann war es ja noch immer Zeit die Gefahr zu vermeiden, oder auch zu sterben. —

„Spart Eure Warnungen, ehrwürdiger Pater und gute Nacht!" — rief Contarini dem alten Mönch zu, dessen Gondel schon längst wieder verschwunden war. — Das Schifflein des Nobile rauschte dahin, dem Glück oder dem Verderben entgegen.

Was die Vermuthung Contarini's, in Bezug auf einen Nebenbuhler betraf, so hatte es damit allerdings seine Richtigkeit. Der junge Nobile hatte sehr viele Nebenbuhler, öffentliche und stille Anbeter der reizenden Fiordimona, von denen es ihm jedoch bewußt war, daß sie ihm nicht gefährlich werden konnten. Er hatte aber auch einen sehr hochgestellten Rival, von dem er sich bis jetzt nichts hatte träumen lassen, nämlich den Dogen von Venedig selbst. Der Doge hatte die Absicht, sich mit der engelschönen Fiordimona Pesfaro zu vermählen, und sie zur Dogaressa zu erheben. Bevor er sich jedoch um die Hand der edlen Venetianerin öffentlich bewarb, wollte er sich erst des von ihr begünstigten Liebhabers entledigen und spann eine Anklage gegen ihn auf den Tod.

Contarini gehörte zwar zu dem reichsten Adel Venedigs. Aber der Adel jener Tage hatte bereits in Europa die Berühmtheit erlangt, daß er

oft in einer Nacht Tausende verspielte, und daß er bei seinen schwelgerischen Prachtfesten Hunderttausende wegwarf. Contarini nun gehörte keineswegs zu denjenigen, die sich in ihren kolossalen Verschwendungen Zügel anlegten; trotz seines Reichthums hatte er eine große Schuldenlast. Es hielt daher nicht schwer ihn zu verdächtigen und auf Betrieb des Dogen wurde eine Anklage zusammen geschmiedet: daß Contarini in einem jüngst beendigten Seekrieg ein Venetianisches Schiff um hohen Goldgewinn an die Feinde habe verrathen wollen. — Diese Anklage wurde in den Löwenrachen geworfen*). Auf welche Weise der Pater Melardus zur Kenntniß dieser Intrigue gelangt war, blieb ein Geheimniß.

Die Gondel des jungen Contarini näherte sich jetzt ihrem Ziele und Ludovico befahl dem Gondoliere, nicht an der Hauptstreppe des Pallastes, wo man angelangt war, sondern an einer Nebenpforte desselben anzulegen, als er quer vor dieser Nebenpforte den Platz schon von einer andern Gondel besetzt fand. Aus diesem gewissermaaßen Wache haltenden kleinen Schiff schwangen sich plötzlich einige vermummte Männer, sprangen in die Gondel des jungen Nobile herüber und der Vorderste von ihnen rief:

„Im Namen des hohen Raths der Zehner, Ludovico Contarini, Ihr seid unser Gefangener!"

Zwei Tage später stand auf dem getäfelten Fußboden einer hohen gewölbten Vorhalle in dem Hause, in welchem Ludovico eingekerkert war, ein hochgebauter, kräftiger Mann, von ernstem, beinahe finsterem Wesen, angethan mit Hut und Reisemantel und einem großen Bund schwerer Schlüssel in den Händen, und neben ihm eine holde Jungfrau, blühend im Reiz des lieblichsten Jugendlenzes. Die beiden Personen waren der Kerkermeister Stephano und seine Tochter Arabella, und das junge Mädchen neben dem hohen, ernsten Mann glich einem zarten, unter einem finstern Felsenabhange stehendem Blüthenbaum. Der Kerkermeister nahm Abschied von seiner Tochter, da er im Begriff stand, auf zwei Tage nach dem Festland zu verreisen, um eine wichtige Familienangelegenheit in Ordnung zu bringen.

„Hier, Arabella," sprach der Alte, „übergebe ich Dir das Heiligthum meines Amts, den Hauptschlüsselbund zu allen Gefängnissen; bewahre dasselbe sorgfältig, wie einen Schatz, und wage nicht, einen Mißbrauch mit den Schlüsseln zu treiben, wofür der Kopf Deines Vaters büßen würde. Die Wärter der Gefangenen besitzen zwar die Schlüssel zu den Zellen die sie zu bewachen haben, aber in einem etwa vorkommenden, jedoch nur dringenden Falle hat man sich wegen der Hauptschlüssel an Dich zu wenden. Bleibe während meiner Abwesenheit immer daheim, mein Kind, und versorge das Haus. Nach meiner Rückkehr wird alsbald Deine Hochzeit mit Signore Tiburtio gefeiert werden. Adio!"

Arabella athmete hoch auf; als die Gondel, die ihren Vater von hinnen brachte, verschwunden war. Die Jungfrau hegte den festen Vorsatz, trotz des eisernen Willens ihres strengen Vaters, den alten häßlichen Seidenhändler Tiburtio nicht zu heirathen, obgleich derselbe unermeßlich reich war, sie hegte aber auch noch einen andern Vorsatz, welchen auszuführen, sie all ihren Muth und die ganze Kraft ihres Willens aufbieten mußte. — In jener wunderschönen, mondhellen Nacht, wo der Nobile Contarini ins Gefängniß gebracht worden war, hatte Arabella, aus ihrem Zimmer hervorlugend, beim Schein der Fackel die Gestalt Ludovico's erkannt. Dieser Anblick war hinreichend gewesen, die Jungfrau in eine unsägliche Unruhe zu versetzen und alle ihre Seelenkräfte in Aufruhr zu bringen. Sie war den vermummten Männern und ihrem Vater nachgeschlichen und hatte sich genau das Gefängniß gemerkt, worin Contarini jetzt schmachtete; auch kannte sie im Schlüsselbund ihres Vaters den Schlüssel recht wohl, vermittelst dessen jenes Gefängniß geöffnet werden konnte. Jetzt hatte Arabella, durch den Umstand, daß ihr Vater verreiste, begünstigt, nichts Geringeres im Sinne, als den Eingekerkerten zu befreien.

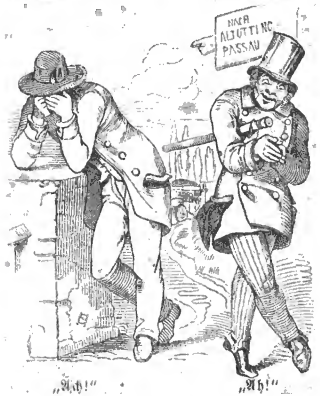
Nachdem sie nun den ganzen übrigen Tag Vorbereitungen zu der Flucht getroffen, bereitete sie bei anbrechender Nacht für die Gefangenwärter und Schließer ihres Vaters einen feurigen Trunk, durch welchen diese, da Arabella denselben mit Opium gemischt hatte, bald in einen tiefen und festen Schlaf verfielen. Herauf nahm sie eine Lampe und den rettenden Schlüssel zur Hand, suchte das Gefängniß Contarini's, fand es und schloß dasselbe auf.

Der unglückliche Gefangene, der bei dem Rasseln der sich öffnenden Kerkerthür wähnte, daß jetzt, da ihm sein Urtheil bereits verkündigt war, ein Henkersknecht erscheinen werde, um ihn zu erwürgen, glaubte fast, als er die liebliche

*) Der Löwenrachen war eine Oeffnung in der Mauer des Dogenpallastes, welche mit einem offenen Löwenkopfe verziert war, in die man die heimlichen Todesanklagen warf. Der Dogenpallast war zugleich Sitz der Inquisition und des Zehnergerichts.

Gefühle bei Abreise

der Geliebten. der Frau.



vom Schimmer der Lampe beleuchtete Jungfrau erblickte, einen Engel des Lichts, oder die heilige Madonna selbst vor sich zu sehen.

„Excellenza, kommt ohne Säumen aus dem Kerker," redete die zitternde Arabella mit leiser Stimme den Gefangenen an; „o eilt, Excellenza, die Gefangenwärter sind eingeschläfert und unten vor dem Hause liegt eine Gondel zu Eurer Flucht bereit."

„Wer bist Du, holdselige Jungfrau, die mir als ein rettender Engel erscheint?" fragte der junge Nobile im höchsten Erstaunen.

„Ich bin Arabella, die Tochter des Kerkermeisters," antwortete die Venetianerin.

„Und kennst Du mich denn, liebliches Kind?" fragte Contarini weiter.

„Entfliehet! entfliehet! so schnell als möglich, anstatt die Zeit mit Fragen zu verlieren," drängte Arabella. „Ich kenne Euch wohl, Ludovico Contarini, doch Ihr entsinnt Euch nicht mehr des unbedeutenden Mädchens, der Tochter des Schließers Stephano, das Ihr einst mit Lebensgefahr aus den Fluthen der Lagunen gezogen habt, in die es gestürzt war. Ich habe Euch gesehen, Excellenza, als Ihr aus dem herrlichen, stolzen Kriegsschiff stiegt, als ruhmgekrönter Sieger aus einer Seeschlacht zurückkehrend; ich habe Euch auch neuerer Zeit oft in der Kirche gesehen, wenn Ihr in der Nähe der edlen Fiordimona Pesaro vor dem Madonnenbild auf den Knieen lagt, und Julietta, eine Zofe der Donna Fiordimona, hat mir oft von Euch erzählt.

„Und Du liebst mich, holde Arabella! mir sagt's der Strahl Deiner süßen Augen," rief der junge Nobile.

Auf den Wangen Arabellas brannten Purpurflammen und die Augenlieder senkend sprach sie: „Ich habe die Sünde, daß ich Euch liebe, die Sünde, weil ich, die Niedriggeborene, zu Euch, dem hohen, aus dem edelsten Blute Venedigs entsprossenen Herrn aufblickte, meinem Beichtvater, dem Pater Melardus bekannt. Der Ehrwürdige hat mich, als er mir die Absolution ertheilte, eindringlich ermahnt, daß ich die thörige Leidenschaft ganz aus meinem Herzen verbanne, zumal über Euerm Haupte eine große Gefahr, eine Todesgefahr schwebe, und daß ich je eher je lieber dem Signor Tiburtio mich vermähle—

ach! jenem mir verhaßten Tiburtio, dem mich mein Vater grausamer Weise opfern will." — „Als ich," fuhr sie nach einer kurzen Pause, während welcher sie Athem schöpfte, fort, „als ich bei den Ermahnungen des Pater Melardus vernahm, daß über Euch, Excellenza, eine so große Gefahr schwebe, überfiel mich eine unsägliche Angst und ich flehte zu seinen Füßen, daß er, sofern es in seiner Macht stünde, die Gefahr von Euch abwende oder Euch wenigstens davor warne. Von meinen Thränen gerührt, hat der Greis meine Bitten erfüllt, Ihr aber, Excellenza, habt die Warnung nicht beachtet." —

„O nichts mehr davon," unterbrach sie Lodovico, „aber Deiner, Arabella, harren verhaßte Ehepakten?" —

„Ja!" antwortete die Jungfrau, „aber Eurer harret der gewisse Tod; kommt und entfliehet!"

„Wohlan denn!" rief der Nobile, „ich will entfliehen, aber Du, Arabella, entfliehst zugleich mit mir. Meine Familie ist reich und mächtig, und auch außerhalb Venedigs wird es mir an reichlichen Mitteln nicht fehlen, für Deine Sicherheit und eine heitere Zukunft für Dich besorgt zu sein; ja! — und wenn die Götter nicht wollen, daß Fiordimona Pesfaro meine Gemahlin wird, so sollst Du, süße Arabella, und keine Andre meine Gemahlin sein."

Die liebeglühende Venetianerin erbebte, als sie die letzten Worte vernahm, dann aber war sie schnell entschlossen und sprach: „auf! auf! laßt uns ungesäumt entfliehen."

Und sie eilten durch dunkle Gänge und gewölbte Räume zum Ausgange empor.

Kaum aber hatten sie die Halle betreten, als ihnen, finster und schrecklich, zwei Männer in den Weg traten, von denen der Eine gebieterisch rief: „Halt! Excellenza, der Weg zur Flucht ist versperrt. Ihr habt Euch vergeblich bemüht, Signora Arabella!"

Und mit schadenfroher Miene und abschreckender Stimme setzte er hinzu: „Signor Tiburtio zahlt reichlich für Beaufsichtigung Eurer Schritte, und Eure Kriegslist mit dem Labetrunk, den Ihr mit Schlaftrunk gemischt, Signora, war überflüssig für einen verschmähten Liebhaber! — Fort! zurück jetzt ins Gefängniß, Excellenza!" —

Und der Mann, der so sprach, war Orlando, der Schließer Einer, der sich so für Arabella's verschmähte Liebe rächte.

Todtenbleich vor Schreck taumelte das arme Kind an die Wand, an der sie sich festzuhalten strebte, während Contarini mit der Rechten nach jener Stelle fuhr, wo ihm leider das Schwert jetzt fehlte. Unbewaffnet, wie er war, mußte sich der Nobile der Uebermacht der zwei Bewaffneten ergeben, und wurde in seinen Kerker zurückgeführt. Die halb ohnmächtige Arabella dagegen wankte nach ihrem einsamen Lager.

Die Wuth und Entrüstung des Kerkermeisters, als er nach seiner Rückkehr von dem vereitelten Unternehmen seiner Tochter Kenntniß erhielt, war groß und schrecklich. Aber er beherrschte sich und tobte einsam, und da Arabella das einzige Wesen auf der Welt war, das er mit Zärtlichkeit liebte, so richtete er blos, streng und finster, folgende Worte an sie:

„In einigen Tagen gibt Signor Tiburtio ein großes Fest. Zu diesem wirst Du Dich, Arabella, mit Deinen besten Kleidern schmücken. Acht Tage später wirst Du Tiburtio's Weib sein."

Gegen diesen rauhen Machtspruch ihres Vaters durfte die unglückliche Arabella nichts einwenden.

In der Mitte der Nacht, die dem Tage des von Tiburtio angestellten Festes vorausging, traf Arabella's Herz der letzte Stoß. Der Schlaf floh ihre Augenlieder und von fieberhafter Unruhe gequält, taumelte sie von einem Gemach zum andern. Da erblickte sie, o Schauder! zwei tief vermummte, schweigende Männer, die einen dunkel verhüllten Gegenstand aus dem Kerker Contarini's heraufschleppten. Leicht konnte sie errathen was geschehen war; und ein schrecklicher Gedanke, ein furchtbarer Entschluß, stieg in ihrem Busen auf, — ein rasender, entsetzlicher Gedanke, wie ihn vielleicht nur eine leidenschaftliche Italienerin zu fassen im Stande ist.

Bei dem Ballfest Tiburtios erschien Arabella schön und geschmückt wie eine junge Königin und sie tanzte auch, sie tanzte mit wilder, bacchantischer Hast, ja sie versagte nicht einen einzigen Tanz, den man von ihr begehrte, aber in ihrem Tanz war etwas Verzweiflungsvolles, etwas Mänadenhaftes, ja wahrhaft Dämonisches. Der Tanz Arabellas erinnerte an die alte Fabel von den Willis. Die Willi, glaubte man, seien die Geister todter, als Bräute verstorbener Jungfrauen, die allnächtlich in rasender Ausgelassenheit auf ihren Gräbern bis zum Erscheinen der Morgenröthe tanzten. Als einer der raschesten Tänze zu Ende war, eilte Arabella erhitzt und mit wogendem Busen von ihrem Tänzer hinweg zu einem Credenztisch, ergriff ein mit Eisilmonade gefülltes Glas und trank dasselbe in einem Zug mit durstigen Lippen bis auf den letzten Tropfen aus. Ein Paar in der Nähe stehende Damen riefen höchst besorgt:

„Aber um Gottes und der heiligen Jungfrau willen, Signora, was thut Ihr? Ihr bringt Euch ja ums Leben!"

„Das ist meine Absicht," antwortete Arabella mit kalter Gelassenheit.

Niemand unter den Anwesenden war vermögend, Arabella zu einem ferneren Tanze zu bewegen; ja sie entschlüpfte gleich darauf, als sie sich unbeachtet glaubte, der Gesellschaft und setzte sich im leichten luftigen Ballgewand auf dem vor dem Hause befindlichen Balcon der kühlen, nächtlichen Seeluft aus. Daß am folgenden Tage Signora Arabella krank daniederlag, daß Fieberphanthasien sie durchschüttelten: Niemand, der beim Feste anwesend gewesen war, wunderte sich darüber. —

Nach einem halben Jahre war das Leben der jungen schönen Venetianerin von jener reißend schnellen Schwindsucht, die wir heut zu Tage die galoppirende nennen, völlig zerstört, und Arabella lag als blasse, liebliche Leiche unter Rosen und Narzissen gebettet auf der Bahre, während Ludovico Contarini, dessen Geliebte, Fiordimona Pesaro, gezwungen worden war, sich mit dem Doge zu vermählen, schon längst auf dem tiefen, kalten Meeresgrunde der Lagunen ruhte.

War der Kerkermeister Stephano schon bisher ein tiefernster alter Gesell gewesen, über dessen Antlitz fast nie der Schatten eines Lächelns glitt, so wurde er nunmehr einer der finstersten Teufel, die es unter den Kerkermeistern gegeben hat, und der Schrecken aller Gefangenen, die so unglücklich waren, in den seiner Obhut anvertrauten Gefängnissen schmachten zu müssen.

Der erste Schnee.

Mein Schätzchen ist der Launen voll,
Weiß nicht, wie sie g'nug necken soll
Mit ihrem kleinen Eigensinn,
Der ewig flattert her und hin.

Längst bat ich sie um einen Kuß,
Doch will sie, daß ich warten muß
Bis — Himmel, welche schlimme Frist!
Der erste Schnee die Dächer küßt.

Ja, denkt Euch nur mein großes Weh',
Zu warten, bis es diesem Schnee
Belieben wird, vom Himmelszelt
Herabzufallen auf die Welt.

Da hab' ich denn bei Tag und Nacht
An's Schneien nur allein gedacht.
Scharf schnitt die Luft mir in's Gesicht,
Doch schneien wollt' es immer nicht.

Da endlich eines Sonntags früh,
Vergessen, werd' ich's nun und nie,
Fiel, was so lang' ersehnt ich hab',
In dichten Flocken Schnee herab.

Ha! rief ich, Gott sei Dank, es schneit!
Nahm schnell mein bestes Feierkleid
Und lief mit hocherfreutem Sinn
Zum Liebchen ohne Weit'res hin.

Weiß wie ein Schneemann kam ich an.
Und bat um meinen Kuß sodann,
Wobei ich auf mein weiß Gewand
Bedeutungsvoll den Blick gesandt.

Das Mädchen aber, sonder Maß,
Rief lachend ohne Unterlaß:
Der erste Schnee, wie ich's gedacht,
Hat Ihnen etwas weiß gemacht.

Seit jener Zeit ist mir der Schnee
Zuwider, wo ich ihn nur seh',
Und d'rum ist auch die Winterszeit
Mir nur verhaßt, weil's so oft schneit!

Aug. Dorff.

Eine dunkle That.

(Fortsetzung.)

2.

angsam nur erholte sich Julius von dem Schrecken, den dieser furchtbare Ton in ihm erregt hatte, während die Urheber desselben, unten auf der Straße, kaum noch daran dachten, daß ein so schreckenerregendes Geräusch von ihnen ausgegangen war.

Die Barrikadenmänner nämlich, von anstrengender Arbeit erschöpft, dabei hungrig, durstig, erhitzt, wie sie waren, dabei für den Augenblick beschäftigungslos, da das Haus, welches der Regierungsrath bewohnte, noch immer verschlossen blieb, begannen, wie bereits bemerkt, das diesem gegenüberliegende Gebäude, welches ebenfalls ein Eckhaus war, etwas genauer in Betrachtung zu ziehen. Nicht so bald hatte man herausgebracht, daß hier ein Weinwirth sein Quartier aufgeschlagen habe, als man diesem begreiflich zu machen suchte, daß er zum allgemeinen Besten sämmtlicher hier Versammelten etwas besseres thun könne, als sein Haus und seinen Keller nebst den darin befindlichen Vorräthen zu verschließen. Demzufolge pochte man erst bescheidentlich mit einigen Kolbenstößen an das Hausthor, und als nach einiger Zeit, während welcher man den Weinwirth mit allen möglichen Schmeichelnamen herausrief, nicht geöffnet wurde, ergriff ein Riese unter den Barrikadenmännern, der, bei aufgestreiften Hemdärmeln, einen mittelalterlichen Helm, der irgend einem Antikenkabinet entstammte, auf dem Kopfe trug, einen ungeheuren Pflasterstein, und schleuderte denselben mit solcher Kraft gegen das Hausthor, daß dieses nicht nur einen für alle Folgezeit höchst unheilbaren Riß davontrug, sondern auch das Haus selbst in seinen Grundvesten erbebte und die Echo's des gegenüberliegenden, die Pulse zweier liebenden Herzen, wie wir gesehen haben, länger als nöthig war stören ließen.

Demzufolge fand nun auch in dem Wohngebäude des Weinrestaurateurs eine gränzenlose Verwirrung statt. Sorge, der Weinwirth, hatte von jeher den Freisinnigen gespielt, und schwerlich konnte jemals Einer so eifrig von unterdrückten Menschenrechten, von erwachtem Zeitbewußtsein, vom Zersprengen der Sklavenketten gesprochen, mit einem Worte den Aufstand in aller Form gepredigt haben, als Herr Sorge bis vor wenig Tagen. Als jedoch die Barrikaden ganz gemüthlich emporwuchsen, als Kanonen- und Pelotonfeuer zu donnern begann, schloß Herr Sorge seinen Laden, und zog sich wie ein Dachs in seinen Bau zurück; und als die Barrikadenmänner vor seine Thür rückten, als unmittelbar vor seinem Hause eine Barrikade, größer und fester als alle früheren, emporzuwachsen begann, sah er seine wohlgefüllten Fässer von der Seite an, während ein Stoßseufzerchen sich aus seiner beklommenen Brust stahl, und überrechnete die Kopfzahl der verdursteten Freiheitsmänner, die hinreichend genug war, um seine sämmtlichen Vorräthe ihres Inhaltes zu entleeren, nicht zu rechnen, daß man nebenbei die ausgeleerten Tonnen zum Barrikadenbau verwenden würde.

Weniger selbstsüchtig, aber eben so entschieden waren die Gründe, welche den Bewohnern des zweiten Stocks den Aufbau einer Barrikade als ein Gräuel vor Gott und den Menschen erscheinen ließ. Hier wohnte nämlich ein ehrwürdiger Geistlicher, der ein sehr rechtschaffner Mann und redlicher Familienvater, aber ein strenger Orthodox war und wegen seiner von Pietismus überfließenden Kanzelreden beim Volk nicht in besonderer Gunst stand. Deshalb auch fürchtete er in gegenwärtigen gefährlichen Momenten nichts Geringeres, als daß für ihn und seine ganze Familie ein unabwendbares Verderben hereinbrechen werde, so oft ihm auch sein Sohn Ephraim, der Student war, mit Thomas Münzerischer Beredsamkeit bemerklich machte, daß er, als Mann Gottes, unter dem besondern Schutze des Herrn stehen müsse. — Besagter Studiosus Ephraim war zufälligerweise von ganz andern politischen Gesinnungen beseelt als der Urheber seiner Tage, und hegte durchaus keine Besorgniß vor der Gefahr, die seinen würdigen Vater beängstigte, sprach vielmehr mit gaskognischem Selbstbewußtsein die Ueberzeugung aus, daß es ihm als Studenten ein Leichtes sei, jedwede Gefahr von den Seinigen abzuwenden. — Während daher seine Schwester Susanna weinend und verzweiflungsvoll die Hände rang, und deren Bräutigam, Herr Candidat Himmelmann, welcher ebenfalls in diesem Hause, und zwar bescheidentlich im fünften Stockwerk wohnte, aus gänzlicher Abwesenheit jeglichen persönlichen Muthes jetzt aber in's zweite Stock heruntergekommen war, um bei Menschen Trost zu suchen, die selbst des Trostes bedurften, und nun sprachlos dastand und an allen Gliedern seines irdischen Leichnams

zitterte, lief Ephraim beinahe vergnügt im Zimmer umher und rieb sich die Hände, so daß es fast das Ansehn hatte, als könne er innerlich den Moment, wo die Barrikadenmänner in's Haus eindringen würden, nicht erwarten.

Die Seinigen waren daher über sein Benehmen schon die ganze Zeit über, daß diese politische Verwirrung dauerte, höchst entrüstet, denn sie hätten sogar Mühe gehabt, daß er nicht gleich am ersten Tage sich unter die Insurgenten mischte und persönlich Theil an dem Kampfe nahm, aber die kindliche Ehrfurcht vor seinem Vater hatte ihn im Hause zurückgehalten und die Pflicht siegte bei ihm über die Neigung.

„Susanna," sagte endlich seufzend der Geistliche, „begib Dich in das Zimmer Deiner Mutter, und bleibe bei ihr, wie Ruth bei Naemi, und sprich ihr Trost zu, so gut Du kannst, wie Rebecca dem Jacob, denn der Herr prüft uns. Wenn aber diese gräuliche Rotte Korah in's Haus eindringen sollte, die dieser Herr Ephraim, Dein Bruder vor dem Herrn, nicht übel Lust zu haben scheint zu uns einzuladen, so öffne die Vorrathskammern unsres geringen Hauses, und gib ihnen Schinken und kalten Braten, und Butter und Brod, und Käse und Wurst, und allerlei liebliche Speise des Leibes, kurz alles was wir zu essen haben. Vielleicht daß der Herr ihre Seelen lenket, daß sie nicht über uns herfallen wie der Wolf, der da trachtet zu verschlingen die unschuldige Heerde der Lämmer." — Susanna nickte zur Bejahung mit dem bethränten Köpfchen, innerlich schaudernd bei der Vorstellung, wie diese reißenden Wölfe über die arme Lämmerheerde der Schinken und Würste herfallen würden.

Eine andere Weisung zu ertheilen, war der geängstete Prediger vor der Hand nicht im Stande; er flüchtete sich daher in sein Studirzimmer, das er verschloß und verriegelte. Hier wenigstens, in seinem Heiligthum, glaubte er vor Gewaltthätigkeiten geschützt zu sein. „Sollte aber dennoch ein roher Pöbelhaufe bis in dies Allerheiligste dringen," sagte er zu sich selbst, „und Hand an mich, den Diener der Kirche legen, so werde ich mit der Ruhe der Apostel sterben." Er schlug die Bibel auf, die ihn sonst stets mit Trost erfüllt hatte und versuchte darin zu lesen; es wollte ihm jedoch nicht recht gelingen. Wie einst Archimedes in seiner Zelle in mathematische Studien vertieft, zu dem hereinstürzenden Soldaten gesagt hatte: „verwische mir meine Zirkel nicht!" und dann den Tod empfangen hatte, so würde er dem hereindringenden, mordbegierigen Freiheitsmann zugerufen haben: „verbättre mir mein Evangelium nicht!" und dann mit der Resignation eines christlichen Märtyrers gestorben sein. Zufälliger Weise faßte er aber vergeblich solch beherzenswürdigen Vorsatz, denn es kam späterhin Niemand um ihn zu ermorden.

Fast im nämlichen Momente als der geistliche Herr die Thür seines Studirzimmers hinter sich verschloß, verschwand auch Herr Candidat Himmelmann aus dem Zimmer. Derselbe wußte sich nämlich vor Angst nicht mehr zu lassen, und obgleich ihn der Antrieb seines Herzens hatte zurückhalten sollen, ja obgleich es seine Pflicht gewesen wäre, zum Trost und Schutz seiner geliebten Braut anwesend zu bleiben, so empfand er dennoch seit einigen Tagen in der Nähe von deren Herrn Bruder Ephraim ein so unheimliches Gefühl, ja eine Art Grausen, daß er jetzt zunächst seine eigne theure Person in Sicherheit zu bringen für seine vorzüglichste Pflicht hielt. Er wurde daher für einige Zeit unsichtbar; Niemand wußte wo er ein Versteck gefunden hatte. —

Während man sich solchergestalt in der Familie des Geistlichen auf alle mögliche Gefahren gefaßt zu machen suchte, hatte endlich der Weinwirth, Herr Sorge, einen verzweifelten Entschluß fassen müssen. Er nahm daher den Hausschlüssel zur Hand, öffnete damit die Hausthür, traf entschlossen unter die Insurgenten und rief mit lauter Stimme, der er so viel als möglich den Anstrich von Begeisterung zu geben suchte:

„Kameraden! Mitbürger! Gruß und Heil Euch, Ihr tapfern Helden der Volkserhebung. Es lebe die Republik! Ihr werdet erschöpft und durstig geworden sein bei Eurer kriegerischen Arbeit. Nehmt zu Eurer Erquickung von mir, was ich habe, und trinkt aus einigen Fässern meines Kellers auf das Wohl der Republik. Vivat —!"

Ein donnerndes Hoch folgte von Seiten der Barrikadenkämpfer dieser im Sinne der Insurgenten so höchst patriotischen Anrede des Weinrestaurateurs. Die Freiheitsmänner ließen das Anerbieten derselben nicht zweimal an sich ergehen. Sofort füllte sich das Parterrelocal mit den in Waffen rasselnden, durstigen Insurgenten, und mehrere Weintonnen wurden aus dem Keller heraufgeholt und auf die Straße gerollt. Die Fässer wurden angezapft, Gläser, Krüge, Töpfe, ja sogar Kaffeetassen und andre zum Trinken taugliche Gefäße herbeigeschafft und es begann ein Barrikadenbeer nach Herzenslust ein allgemeines Trinkgelag. Was Herr Sorge gefürchtet hatte, geschah. Es wurden nämlich nicht nur viel mehr Weintonnen aus dem Keller heraufgeschroten, als deren Besitzer herzugeben eigentlich Lust gehabt hatte, sondern auch alle leeren Fässer in Beschlag genommen, um sie beim Barrikadenbau zu benutzen. —

Die vordem erhaltene Weisung seines Vaters

etwas abändernd, hatte unterdessen der Studiosus Ephraim Sorge getragen, daß die Barrikadenleute nicht hinauf in die Zimmer seiner Familie kämen, sondern daß lieber der Inhalt der Speisekammer seiner Eltern durch einen Aufwärter der Weinstube herunter gebracht, und die Nachricht hinzugefügt würde: „Dieß gäbe der Herr Pastor den Volkskämpfern zum Besten.“ Die Schinken, geräucherten Würste und dergleichen, kurz die „allerlei lieblichen Speisen des Leibes“ dieser Speisekammer wurden denn auch von den Insurgenten ohne Umstände in Empfang genommen und mit dem gesegnetsten Appetit von der Welt in kurzer Zeit vertilgt.

Um indessen zu Nutz und Frommen der Seinigen noch sicherer zu gehen, brachte der joviale Ephraim noch einen andern Einfall in Ausführung, der sehr dazu beitrug, die bereits erweckte gute Laune der Anwesenden im Gange zu erhalten. — Der Abend war herangerückt und es begann bereits dunkel zu werden. Ephraim zog seinen ältesten Rock an, setzte einen ziemlich verdächtig aussehenden weißen Filz aufs Haupt, nachdem er denselben mit zwei Federn geschmückt, die er vorher Herrn Sorge's prächtigem Haushahn verstohlenerweise aus dem Schweife gezogen hatte, und nahm hierauf eine alte Büchse zur Hand, die ehemals mit einem Radschloß versehen gewesen, der aber jetzt nicht nur das Rad, sondern auch das Schloß fehlte, und die vielleicht seit dem Kosschenroder Friedensschluß auf dem Oberboden gelegen hatte. Also angethan und den Hut tief in das Gesicht gedrückt, ging Ephraim auf die Straße hinab, mischte sich unter die Bewaffneten, die vor der Hand nichts eifriger zu thun hatten, als zu schmausen und zu trinken, und verbreitete unter ihnen das Gerücht: Es wolle Jemand an die versammelten Volkskämpfer eine Rede halten und werde sogleich am Fenster erscheinen.

Niemand unter den Anwesenden hatte in diesem Augenblick etwas dagegen, Einige behaupteten sogleich, es werde dies der Herr Pastor sein und man war sogar einigermaßen neugierig, wie wohl im gegenwärtigen Moment die Rede eines geistlichen Herrn beschaffen sei, die man allenfalls bei Wein, Butterbrot und Schinken ein Paar Minuten lang mit anhören könne. — Nachdem Ephraim solchergestalt das Barrikadenheer vorbereitet hatte, stieg er wieder hinauf in seine Wohnung, ergriff seinen Liebling, einen mächtig großen Neufundländer und hob diesen an ein offenes Fenster. Der Neufundländer war ein verständiges Thier und mochte wissen, was er im gegenwärtigen Falle zu thun habe. Von Ephraim etwas in den Schwanz gekniffen, fing er mit wahrhaft erschütternder Virtuosität kraftvoll zu heulen an. Das unten befindliche Insurgentenheer brach in ein schallendes Gelächter aus und rief: „Bravo!“ Durch diese beifällige Acclamation des Publicums ermuthigt, säumte der Neufundländer nicht, in seiner Sprache fortzufahren, und wurde aufs Neue applaudirt, bis ihn endlich Ephraim mittelst eines Schinkenknochens wieder entfernte. Diese Appellation an den Volkshumor gefiel den Barrikadenmännern so wohl, daß Niemand unter ihnen daran dachte, der Familie des Geistlichen etwas zu leide zu thun. Man war allgemein der Meinung, daß des Neufundländers Ansprache eine sehr günstige Wirkung hervorgebracht habe.

Das Benehmen des geistreichen Hundes bildete in diesem Augenblicke das Hauptthema der Unterhaltung aller beim Barrikadenbau beschäftigten, als die allgemeine Heiterkeit noch durch einen andern humoristischen Vorfall vermehrt wurde. Eine leere Weintonne nach der andern wurde in die sich nach und nach erhebende Barrikade hineingeschoben und man hatte soeben auch ein leeres Weinfaß herbeigerollt, das oben mit einem etwas zu großen Deckel nur leicht zugenagelt war, als man bemerkte, daß die Tonne nicht ganz leer sei, sondern daß sich ein Gegenstand darin herum bewege. Sogleich rissen ein Paar Barrikadenmänner den aufgenagelten Deckel ab und heraus, aus dem umgestürzten Faß purzelte eine todtenbleiche Zimmergestalt männlichen Geschlechts, in schwarzem Frack und einer Weste von zweifelhafter Farbe, einem leblosen Gegenstande ähnlich auf dem Pflaster liegen bleibend.

„Was, den Teufel, ist denn dieses?“ rief ein junger, bei dem Insurgentenheer befindlicher Künstler, der einen mit Tressen und Federn besetzten Hut aufgesetzt hatte, wie sie vor zweihundert Jahren die Musketaire weiland Ludwig XIII. von Frankreich trugen, „ist das etwa ein moderner Sir John Falstaff im Frack, der es vorgezogen den Ausgang des Treffens in einer Heringstonne zuzubringen? Du hast einen schlechten Ort gewählt, guter Falstaff!“ —

„O, spotten Sie nicht, mein Herr!“ sagte ein andrer junger Mann in großen Reiterstiefeln und netter Jägeruniform, „wenn Sie diesen Herrn „Falstaff“ nennen, so klingt das wahrlich wie eine Satire auf des seeligen Sir John's stattlichen Bauch, und dieser hier hat nicht drei Pfund Fleisch am Leibe. Vorliegender Hasenfuß könnte gegen dergleichen Anzüglichkeiten Protest erheben.“ —

Oh, stöhnte der am Boden Liegende.

„Ha! es ist noch Leben in ihm,“ rief ein dabei stehender, mit drei schwarzen Straußfedern geschmückter Chirurgus, „Platz, meine Herrn, hier beginnt mein Amt. Ich werde ihm eine Ader schlagen.“ —

„Au, Au!“ machte der arme Deliquent, wel-

cher fürchtete, daß man ihm das wenige Blut, was er noch besaß, vollends abzapfe, — „meine Herrn! ich bitte —"

„Er bittet," sagte der Jäger mit den Reiterstiefeln, was bittet er denn? Wahrscheinlich daß wir ihm aus der Sonne gehen sollen: ein neuer Diogenes, der in einem Faße wohnt. Hätten Sie uns das doch gleich gesagt, Herr Diogenes, daß dieses Faß Ihre Wohnung ist, wir hätten Sie nicht gestört."

„Der heißt nicht Herr Diogenes," rief ein naseweiser haarfüßiger Junge, der eine feuerrothe Schürze um den Leib gebunden hatte, „er heißt Herr Candidat Himmelmann und ist in meiner Schule Classenlehrer. —

„I sehen Sie mal, Herr Candidat," fing der Mater-Musketier wieder an, „was machen wir nun mit Ihnen? Wenn Sie Lehrer, und also Erzieher der Jugend sind, so sollten Sie ein besseres Beispiel von Muth in jetzigen Zeiten geben, als sich in eine Tonne zu verkriechen. Wir werden Sie demnach bestrafen müssen."

„Ja, setzt ihn zur Strafe als Reiter auf jenen großen Hund, der die schöne Rede gehalten hat," sagte ein übermüthiger Schustergesell, der ein Schurzfell und eine große Hellebarde trug.

Alles belachte den Witz des geistreichen Schusters, als ein kleiner Bergmann mit Spitzhaue und Fäustel hervortrat und sagte: „Ach härense, lassense doch dän armen Härrn gehn, er that sich wahrscheinlich ferchten, und da hat er sich versteckt. Wenn wir uns ferchten thäten, versteckten wir uns och." —

„Bravo! Du Hauptwühler," rief der ganze Chor, und der Chirurgus mit den Straußenfedern setzte hinzu: „Nun seht diesen braven Maulwurf an, bittet der für diesen Haupthasenfuß! Nun, lassen wir ihn laufen."

— „Nein, lassen wir ihn nicht laufen, „brüllten mehrere Stimmen, „prellen wir ihn! Wer weiß denn ob dieser Fuchs nicht ein Spion ist, der uns hat verrathen wollen! Prellen wir ihn! prellen wir ihn!" — Und sogleich wurden Anstalten getroffen, den armen unglücklichen Candidaten, der an allen Gliedern heftig zitterte, in die Luft zu prellen. Ein großes Stück grober Leinwand oder Segeltuch wurde herbeigeschafft, und schon war man im Begriff das arme Schlachtopfer darauf zu legen, schon hatten dreißig übermüthige Fäuste angefaßt, um das Tuch in Bewegung zu setzen, als athemlos ein Kellner aus dem Hause des Weinhändlers gestürzt kam, welcher: „Halt! meine Herren, halt!" rief.

„Warum halt? Stört uns diesen Spaß nicht! Haltet uns nicht auf! Hier wird ein Fuchs geprellt!" —

„Meine Herren!" sagte der Kellner, „dieser Herr ist durchaus nicht Fuchs. Er hat schon vor acht Jahren ausstudirt, und ist als Candidat hier oben wohnhaft. Als vorhin so schrecklich an unser Thor gepocht wurde, daß das ganze Haus einzustürzen drohte, war er so fürchterlich erschrocken, daß er mich in seiner Angst um's Himmelswillen um ein sicheres Versteck anflehte. Da zeigte ich ihm dieses Faß, in welches er sogleich gekrochen ist, worauf ich zu seiner mehreren Sicherheit diesen Deckel aufnagelte, nicht ahnend, daß Sie unsre Tonnen zum Barrikadenbau verwenden würden."

Ein unauslöschliches Gelächter ertönte, ob dieser Erzählung, und als es endlich nachgelassen hatte, rief der Schuster mit der Hellebarde: „Ei Du Schuft! wie kannst Du einen Staatsberger, und wenn er auch nur Candidat oder Hasenfuß ist, seiner natürlichen Bestimmung entleiben und verstecken helfen? Jetzt darf Niemand versteckt werden, Niemand darf passiven Widerstand leisten. Entweder mit uns, oder wider uns! heißt es jetzt, und es scheint mir just, als wenn Du hier derjenige wärst, der entweder uns, oder dem Herrn Candidaten einen Streich hat spielen wollen. — Jedenfalls wirst Du jetzt geprellt werden." —

Zwanzig dienstfertige Fäuste waren bereit, den armen Kellner zu packen, und an Stelle des Herrn Himmelmann die Fuchsprelle mit ihm vorzunehmen, als ein lautes Getöse in der Ferne die Aufmerksamkeit nach einer andern Richtung lenkte. In selbigem Augenblicke öffnete sich zugleich ein Fenster in der oberen Etage dieses Hauses und mit allen Zeichen des Entsetzens zeigte sich, händeringend und bethränten Auges Susanna, die unglückliche Braut des noch unglücklicheren Himmelmann. Ihr Aussehen mußte äußerst mitleiderregend sein, denn nicht sobald hatte der obenerwähnte Riese unter den Insurgenten, welcher dem Hausthor eine so empfindliche Wunde beibrachte, sie erblickt, als er seinen antiken Helm etwas zurückschob, seine Hembärmel noch etwas höher hinaufstreifte, und gutmüthig den armen halbtodten Candidaten auf seine Schultern lud, den er die Treppe hinauftrug und oben unversehrt, im Ganzen aber höchst schwach, auf einen Stuhl niedersetzte.

(Schluß folgt.)

Wo wächst der Pfeffer?

Schmöger. Hör 'mal, Mausberger, weeßt Du och, wo der Pfeffer wächst?

Mausberger. Nee, Schmeeger, adder das iß och nur so enne Redensart.

Schm. J, ja doch, sonst wohl; aber jezunter seit dem lezten heiligen Christe nich mehr.

Mausberger. Wie so denne?

Schm. Siehste, der pariser Louis, den de doch kenn' thust, hat alle Lente, die nich so wollten, wie er wollte, nach Ding's geschickt, beeßt gleb ich Cayenne, und da wächst der Pfeffer.

Mausberger. Was soll'n sn da?

Schm. Umkumm! Se könn' die gepfefferte Luft nicht vertragen. Ja, ja, Männichen, dieser Louis weeß wo der Pfeffer wächst!

Mausberger. Der Himmel behüte uns vor so een Louis.

Für alle Männer

unter unsern Lesern.

Soeben ist in Leipzig bei C. Wengler ein ergötzliches Büchelchen erschienen, das auch in allen Buchhandlungen zu haben ist, und den Titel führt:

Das illustrirte

Frauenzimmer.

Humor, Satire und — Wahrheit

Motto: Ein Weib, wie alle Weiber; ein Gewebsel und eine Race. Shakespeare.

Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 25 Holzschnitten. 8. 8. 136 Seiten. geh. 10 Ngr.

Dieses Buch ist lustig und ernst, wie man will, es ist pikant, keck, humoristisch, satirisch und — wahr! Was nur in diesen Beziehungen über die Frauenzimmer in Prosa und Poesie je gesagt ist, enthält es in einem Guß! Unverheirathete Männer werden durch dieses Buch belehrt, verheirathete müssen sich (wenn auch heimlich) darüber ergötzen, wie der Nagel stets auf den Kopf getroffen; Junggesellen können ihren Triumph darin feiern, auch Trost darin finden für ihre Ehelosigkeit.

Den Damen wird das Buch aber jener Spiegel sein, der ihnen klar zeigt: wie sie nicht sein sollen! Jedenfalls muß man das Buch lesen! —

Dresden: Verlag von H. H. Grimm & Comp. — Druck von C. H. R. Roempler.

Verantwortlicher Herausgeber: Hermann Grimm

Mit Illustrationen von Dresdner Künstlern.

Telegraphische Depesche für die Abnehmer.

Band II. Vom Telegraphen erscheint monatlich eine Lieferung von 2 Bogen mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten. — Preis jeder Lief. 5 Ngr. (12 fr. C.-M.) — Zwölf Lieferungen bilden einen Band, für welchen man sich durch Annahme der 1. Lieferung verpflichtet. — Als Prämie wird am Schlusse des Bandes ein prachtvoll gestochener großer Stahlstich gratis beigegeben, dessen Preis im Kunsthandel 2 Thlr. Pr. C. ist. Liefr. 6.

Die Bettlerin und ihr Kind.

In der Hütte, wie sauft, wie braust der Wind
Durch die halb geborstenen Mauern!
Seht dort, beim bleichen, sterbenden Kind
Die zerlumpte Bettlerin kauern.

Sie stützt es mit dem zitternden Arm,
Sie deckt es mit ihrem Leibe
Und Thrän' an Thräne preßt der Harm
In's Aug' dem verzweifelnden Weibe.

Wohl jeden Kummer erträg' sie gern
Und die bittersten eigenen Schmerzen,
Und prieſe dafür noch den Herrn der Herr'n
Demüthig von ganzem Herzen;

Doch daß ihr Kind vor Hunger verdirbt,
Vor Elend die Wangen erblassen,
Und mit ihm Alles, Alles ihr stirbt,
Das kann sie nicht tragen und fassen. —

Von der nahen Schenke durch Sturm und Nacht
Tönt lustiges Jauchzen und Singen —
Der armen Mutter, die einsam wacht,
Möcht' das Herz im Leibe zerspringen.

In der Schenke jubelt die wilde Lust
Und die Paare sie dreh'n sich geschwinde —
In der Hütte daneben, wie keucht die Brust
Dem armen verhungernden Kinde!

Ein Zucken noch und ein leiser Schrei!
Das war die letzte Bewegung —
Die Bettlerin sitzt stumm dabei,
Ein Marmorbild ohne Regung. —

In der Hütte wie braust am Morgen der Wind
Durch die halb geborstenen Mauern!
Seht dort noch immer beim todten Kind
Die zerlumpte Bettlerin kauern.

Eduard Kauffer.

Eine dunkle That.

(Schluß.)

as den Keller betrift, welchen an der Stelle des Herrn Himmelmann das Vergnügen des Prellens zugedacht war, so kam derselbe mit der bloßen Angst davon; denn an der Spitze einer starken Abtheilung scharfbewaffneter Freiheitsmänner wurde, angeführt von dem alten Demokratenführer W..., jene Kanone herbeigefahren, welche zur Vertheidigung der Barrikade bestimmt war, und es bereitete sich nun eine Scene vor, welche mehr der tragischen Seite des Kampfes angehörte, und bei welcher man nicht mehr Zeit hatte, an eine Fuchssprelle zu denken.

3.

„Unmöglich! Herr Regierungsrath!" rief der junge Arzt Julius W..., „was ich soeben gethan, sieht bereits einem Treubruch an unsrer gerechten Sache sehr ähnlich. Was Sie da von mir verlangen, wäre ein förmlicher Verrath!"

„Nicht anders gebe ich meine Einwilligung zu Ihrer Verbindung mit meiner Tochter."

„O Verhängniß! wer weiß, ob es jemals dazu kommt!"

„Wollen Sie Ihre Geliebte der Entehrung preis geben?"

„Dazu wird es nicht kommen, so lange ich lebe." —

„Sie können getödtet werden." —

„Ich möchte es beinahe wünschen!" —

„Wollen Sie, daß man den Vater Ihrer Verlobten erwürgt? daß man ihn an einer Laterne aufknüpft?"

„Gott verhüte es! Aber ich glaube nicht, wie Sie, an derartige Verirrungen des Volks. Noch herrscht Sittlichkeit und männliche Tugend unter ihm. Ihre Gegner sind nicht Kannibalen!" —

„Junger Mann, es führt zu nichts hier um Meinungsdifferenzen zu streiten. Nicht Worte entscheiden, sondern Thaten, nicht Reden, sondern Ereignisse überführen. — Hören Sie nicht, wie der Pöbel an unsern Thüren tobt, wie er Verwünschungen ausstößt? Hören Sie nicht, wie sie laut und deutlich rufen: Nieder mit dem Regierungsrath! Hängt ihn! — Ist diese zügellose Rotte etwa das Volk? ist dieser Haufe die Nation?"

„Diese zügellose Rotte, dieser Pöbel, wie Sie ihn nennen, Herr Regierungsrath, ist das unbewußte Werkzeug in der Hand der Weltgeschichte."

„Und ich soll mich vielleicht für die Weltgeschichte ermorden lassen?"

„Das Volk mordet nicht, es rächt sich nur. Fallen Sie zufällig durch die Hand Eines unter diesen Leuten, wer weiß, ob nicht ein von Ihnen der Regierung ertheilter unglückseliger Rath Schuld am Unglück dieses Einen war!" —

„Ah, ich hielt Sie bisher blos für einen politischen Schwärmer, jetzt sehe ich, daß Sie auch ein phantastischer Schwärmer sind. Doch ich sage Ihnen noch einmal, daß hier nicht der Ort ist, über Ansichten zu disputiren; ich frage Sie blos wiederholt, ob Sie mich, ob Sie meine Tochter der Gewalt des Pöbels preis geben wollen?" —

„Nur über meinen Leichnam geht der Weg zu Emilien!"

„Gut. Aber hören Sie jetzt auch, wie Alles in's Haus hereinstürmt, das Jemand geöffnet haben wird, wie Alles in meine Wohnung dringt? wie man anfängt meine Möbeln zu zertrümmern? Glauben Sie etwa, daß man nicht endlich auch mein verborgenes Zimmer finden wird? — Ha, wie jetzt von allen Seiten gepocht wird, wie man unter uns, neben uns die Wände zu durchschlagen sucht!"

In der That hörte man die dumpfen Schläge, welche dem Durchbrechen der Mauern vorangehen. —

„Und Sie wollen nichts zu meiner Rettung thun? Sie wollen mich und meine Tochter dem Schicksal preis geben?" fuhr der Regierungsrath nach einer Pause fort.

„Was soll ich thun?" frug Julius dumpf.

„Hören Sie, junger Freund! Es gibt ein Mittel uns zu retten, und in Ihrer Hand liegt die einzige Möglichkeit dazu. Sie wissen, daß das Haus Ihres Vaters nach der Ostseite an das des Eisenhändlers R. stößt. Sie wissen ferner, daß ein doppelter Durchgang von hier den dritten Hof jenes Hauses mit dem unsrigen verbindet, und daß nur Ihr Herr Vater, um jene Ausgänge zu benutzen, und der Eisenhändler, um in seine diesseitigen Niederlagen zu gelangen, Schlüssel zu den Verbindungsthüren haben.

Ferner ist es Ihnen bekannt, daß von jenem dritten Hofe aus, eine wenig benutzte Thür auf den . . .markt führt, der sich jetzt im Besitz der Truppen befinden muß. Wenn Ihnen nun das Leben Ihrer Geliebten, wenn Ihnen der Vater derselben etwas gilt, Herr W . . ., so suchen Sie sich diese Schlüssel zu verschaffen und öffnen Sie uns jene Thüren, die uns aus diesem Orte des Schreckens erlösen."

Julius besann sich eine Weile.

„Ich werde es versuchen," sagte er hierauf und entfernte sich durch eine verborgene Tapetenthür, die ihm der Regierungsrath öffnete.

Im ganzen Hause herrschte unterdessen die entsetzlichste Verwirrung. Der alte W... hatte alle Räume im untern Theile seines Hauses geöffnet, und überall strömten Bewaffnete ein und aus.

Glühend und schweißtriefend rannte der republikanische Lederhändler unter ihnen herum und machte seinem Zorne, der durch die immer bedenklicher einlaufenden Nachrichten vom Eintreffen neuer feindlicher Truppen und das allenthalben weitere Vordringen der Gegner erregt war, mit Schelten und Toben Luft.

„Teufel, Teufel!" rief er, „soll ich es erleben, daß diese Söldlinge uns noch zusammen schmeißen? Schon sind sie Herren der vorzüglichsten Häuser, die wir noch gestern im östlichen Theile der Innenstadt besetzt hatten. Schon haben sie auf's Neue drei Straßen mittelst Durchbruchs der Mauern erobert! So werden sie uns, wenn auch langsam, nach und nach gänzlich umzingeln und dann aushungern. Herr Gott! wenn ich mir das lebhaft denke, wenn ich das erleben müßte; ich werde noch verrückt! Und diese Hunde von Verräthern, die sie durch die Höfe lassen! Könnte ich sie alle in die Luft sprengen! Teufel, Teufel!"—

Und er schnappte nach Luft. — „Wo ist mein Sohn", fuhr er nach einer Weile fort, „warum hat er nicht schon längst diesem Regierungsrath da oben einen Besuch abgestattet mit etwas scharfer Bedeckung? Donnerwetter! wo er nur stecken mag, dieser Julius? Er ist mir auch nicht energisch genug. Wenn er einen Verwundeten sieht, fängt er erst wieder zu doktern an; wozu kann das helfen in solchen Zeiten? Nur keine falsche Weichherzigkeit! Das ist alles nicht am rechten Platze. Donnerwetter, wenn sie alle meinen Geist hätten und meinen Muth; wie wollten wir alle diese Landaushungerer aus der Stadt schmeißen. Aber das hat alles nicht den rechten Ernst, das will nur fressen und saufen. — Wie sie da alle bei Sorgen seinen Weinfässern stehen, und den Hals nicht voll kriegen können! Teufel, Teufel! sind das Menschen!"

Und mit den Füßen stampfend, herrschte er die im Hausflur sich Herumtreibenden an: „Nun, was gafft Ihr hier herum; gibt's nichts besseres zu thun für Euch? Durch Eure Faulheit ist schon viele schöne Zeit und die halbe Stadt verloren gegangen. Könnt Ihr nicht wenigstens dem alten Regierungsspion da oben etwas zu Leibe gehen?"

„Soll der mit heiler Haut davon kommen?" fuhr er, sich in immer größere Wuth hineinräsonnirend, fort, „geht gefälligst hinauf und kehrt in seiner Wirthschaft das Unterste zu oberst nach oben. Marsch!"

Durch diese unheilvolle Aufforderung war das Signal zu all der Zerstörung gegeben, die der Regierungsrath aus seinem verborgenen Zimmer mit anhören mußte — Thüren wurden erbrochen, Fenster zerschlagen, Möbels, Gemälde und Hausgeräth zertrümmert und zum Barrikadenbau hinabgeworfen, aber den Regierungsrath selbst fand man nicht. Daher die Verwünschungen gegen seine Person, deren man sich gern bemächtigt hätte.

Unter diesen Gräuel der Verwüstung trat plötzlich der Arzt, Julius W . . . wie aus dem Boden gewachsen. Alle stutzten, da sie in ihm einen Anführer erkannten, von denen bis jetzt alle ohne Ausnahme das Prinzip von der Heiligkeit des Eigenthums streng aufrecht erhalten hatten.

„Was thut Ihr hier?" donnerte er die Rotte an.

„Wir suchen den Regierungsrath," antwortete Einer.

„Der ist geflüchtet!" sagte Julius, „begebt Euch auf Eure Posten!"

Mehrere entfernten sich; aber es lag nicht die rechte Energie in Julius' Worten, um alle diese Zerstörer aus des Regierungsraths Eigenthum zu vertreiben, und der junge Mann, der bereits den ersten Schritt auf dem Abwege von der Sache seiner Partei gethan, fühlte nicht den Muth in sich, auf seinem Befehle zu beharren.

Er stieg die Treppe hinab und vermied seinen Vater, der noch immer in dem weitläufigen Hause herumtobte, und den er an der Stimme erkannte.

In einer Ecke der Schreibstube seines Vaters hingen die Schlüssel zu den Höfen, durch welche der Regierungsrath zu entschlüpfen wünschte.

Scheu und vorsichtig näherte er sich dem Schranke und mit zitternden Händen ergriff er

den halbverrosteten Schlüsselbund und steckte denselben zu sich und leise, wie er gekommen, schlich er wieder von dannen, bleich und zitternd wie ein Dieb, der mit seinem Raube davonschleicht.

Um jedes Zusammentreffen zu vermeiden, da das ganze weite Haus noch immer von Insurgenten erfüllt war, begab sich Julius auf einem einsamen Gange und durch einen Schuppen in jenen engen Hof, durch welchen er zuletzt in's Haus gekommen war. Hier befand sich eine mit Eisen beschlagene, stark verrostete Thür, welche nicht oft geöffnet zu werden pflegte und die sich kreischend und nur mit Widerstreben öffnen ließ, nachdem Julius den Schlüssel in dem ebenfalls verrosteten Schlosse umgedreht hatte.

Vorsichtig lauschte der junge W... in dem dunklen Raume, den er jetzt betrat, ob irgend ein Ton oder Schall aus dem benachbarten Gebäude zu seinem Ohr dringe, aber nichts als die fernen dumpfen Schläge, wie sie vom Durchbrechen der Mauern herrührten, wurde ihm vernehmbar.

Auch hier, in diesem abgelegenen Winkel, diese unterirdischen, schauerlichen Töne zu vernehmen, war ihm sehr befremdend. Er schritt weiter vor. — Als er den Schlüssel zu jener Thüre in die Hand nahm, welche, nicht weniger feucht und verrostet, den dritten Hof verschloß, glaubte er deutlich das Herausstürzen einer Anzahl schwerer Steine aus einer durchbrochenen Mauer zu vernehmen, was sich lebhaft durch ein hohles Gepolter ankündigte.

Auf's Aeußerste frappirt durch diese Wahrnehmung an so weit entlegenem Orte, wo er bestimmt annehmen konnte, daß die Insurgenten kein Interesse zum Durchbrechen der Mauern haben konnten, schlüchte er, das Ohr an's Schlüsselloch legend, ob er irgend eine Stimme vernehme, wiewohl das Gepolter mehr unterirdisch als nebenan zu sein schien. — Nichts verrieth die Anwesenheit eines Lebenden. — Um Gewißheit zu erlangen, schloß er auf.

Das Schloß gab einen schreienden, kreischenden Ton von sich und er hatte Mühe die Thür in ihren Angeln zu bewegen, was nicht ohne starkes Gekreisch des rostigen Eisens möglich war. In diesem Augenblicke glaubte er flüsternde Stimmen zu vernehmen und war im Begriff schnell die bereits nur wenig geöffnete Thür wieder zu verschließen, als sich zwischen die beiden Flügel derselben der Lauf eines Gewehrs steckte.

Schnell entschlossen, nicht als schleichender Spion oder als irrender Flüchtling zu erscheinen, riß Julius die Thür freiwillig auf, aber wer beschreibt sein Erstaunen, als er sich mitten unter einem Haufen Soldaten sah, von denen sogleich zehn die Mündungen ihrer Gewehre nach seiner Brust richteten.

„Halt! Wer seid Ihr?" schnaubte ihn sogleich die rauhe Stimme eines grimmigen Corporals an, der zu den Soldaten gewendet: „Greift ihn!" rief.

„Zurück!" donnerte Julius, „rührt mich nicht an! Ihr fragt mich: wer ich sei? Ich bin der Mitbesitzer dieses Hauses, das zu zerstören Ihr so eben im Begriff steht."

„Ein demokratischer Lump seid Ihr," schrie ihn der Corporal an, „reißt ihm den verfluchten rothen Lappen vom Leibe;" womit er W...'s Schärpe meinte, die dieser noch immer über seinem Rocke trug.

„Gemach, mein Herr!" erwiderte Julius mit imponirender Ruhe, „wenn Euch die Farbe dieses Tuchs ärgert, womit man allerdings in Spanien gewisse Thiere wüthend machen kann, so ist dem bald abzuhelfen, indem ich es entferne. Den Lump gebe ich Euch zurück. —"

„Herrrr! Donnerrwetter! Schießt den Kerl über den Haufen! — Fertig! —"

Zwanzig Gewehre erhoben sich und Julius war eine Leiche, wenn nicht ein Zufall ihn rettete. Dennoch entgegnete er mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit:

„Das werdet Ihr nicht thun, Leute! ich bin im Begriff dem Staate einen wichtigen Dienst zu leisten. Durch diese Verbindungsthüren, die ich soeben öffnete, wollte ich den Regierungsrath v. R....., der in Gefahr ist, Eurer Obhut übergeben. Der Mann ist dem Staate unentbehrlich." —

„Ausflüchte! demokratische Lügen das! Nichts da, Du stirbst!" —

„Ueberzeugt Euch selbst. Folgt mir durch diese Höfe und Ihr findet den Regierungsrath in einem verborgenen Zimmer seiner Wohnung."

„Den Teufel wollen wir thun und Euch durch diese Höfe folgen. Nicht wahr, daß wir von den versteckten Turnern niedergeschossen würden, die in Hinterhalten stecken. Du niederträchtiger Spion! Schon darum mußt Du zur Hölle fahren, weil Du uns in einen Hinterhalt locken willst!" —

„Herr Corporal! seien wir kurz. — Ich will Euch einen Vorschlag thun: Laßt Euern commandirenden Offizier holen, dem ich beweisen will, daß Regierungsrath v. R..... hier wohnt. Wenn es nicht wahr ist, sollt Ihr mich erschießen." —

„Das werden wir auch ohnedies thun," ent-

gegnete der Corporal und war im Begriff den Soldaten auf's Neue die Erschießung des jungen Arztes zu befehlen, als in einer kleinen Maueröffnung der von Julius soeben herbeigewünschte Offizier erschien.

Derselbe gebot sogleich: Halt! und erkundigte sich nach der Ursache dieser Scene. Julius erklärte ihm mit wenigen Worten den Zusammenhang, schilderte das Peinliche der Lage des Regierungsraths und erbot sich nochmals die Soldaten zu ihm zu führen.

„Mein Herr!" sagte der Offizier, „daß Herr Regierungsrath von R..... hier wohnt, weiß ich sehr wohl. Ich weiß sogar in welchem Zimmer er in diesem Augenblicke sich aufhält, und ich bin ebenfalls im Begriff zu ihm zu gehen, nur auf einem andern Wege, als Sie vorschlagen. — Kennen Sie diesen Grundriß?" fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er ein Papier aus der Tasche zog, „wissen Sie, was er vorstellt?"

„Das ist der Plan meines Hauses, mit allen seinen Nebengebäuden," rief Julius.

„Gut. Da Sie ihn kennen, so kann ich Ihnen auch sagen, von wem wir ihn haben. Herr Regierungsrath v. R..... hat die Güte gehabt, uns denselben gestern Morgen mit einigen erläuternden Zeilen aus den, dem ...markt zugekehrten Bodenfenstern Ihres Hauses zuzuwerfen, und wir sind jetzt im Begriff, mittelst Durchbrechung einiger Mauern, bis in das Zimmer des Herrn Regierungsraths zu gelangen, vielleicht zur nicht geringen Ueberraschung der unterhalb desselben befindlichen Herren Insurgenten."

Julius erbebte.

„Und Sie, mein Herr!" fuhr der Offizier fort, „damit Sie Niemand von unserm Vorhaben unterrichten oder warnen, bleiben unser Gefangener. Vielleicht, daß es später zur Erleichterung Ihres Schicksals dient, wenn Sie uns jetzt bei Aufsuchung des richtigsten Wegs durch diese Mauern behülflich sind, da Sie das Terrain genau kennen müssen."

Julius durfte nicht widerstreben. Er schritt also stillschweigend nach der durchbrochenen Maueröffnung.

„Halt! Noch Eins," sagte der Offizier, „zu unserer beiderseitigen Sicherheit dürfen Sie nicht in dieser Kleidung da unser Führer sein. Man kann für alle Fälle nicht wissen, welches Zusammentreffen wir haben. Also weg da mit diesem Sammetrock, weg mit dieser rothen Schärpe."

„Und ich mache es zur ausdrücklichen Bedingung", fuhr er fort, „daß Sie nur in einer Uniform uns begleiten. Die Waffenröcke mehrer gefallener Männer liegen hier nebenan. Sie werden einen davon passend finden."

Julius schauderte, doch durfte er nicht Widerstand leisten. Die Uniformen wurden herbeigebracht und mit innerem Beben und unterdrücktem Abscheu legte der junge Arzt eine derselben an. Hierauf begab man sich in die durch bereits durchbrochene Mauern in Verbindung gesetzten Räume.

Durch verschiedene dunkle Niederlagen, durch mehrere feuchte und moderige Gemächer gelangte die Truppe endlich an eine kleine steinerne Treppe, welche man hinaufstieg. Oben angelangt, erblickte Julius sechs bis acht Miniér und Sapeurs, welche im Begriff standen die vor ihnen liegende Mauer zu durchschlagen. Jetzt wurde ihm klar, woher diese dumpfen, unheimlichen Töne stammten, die er schon im Zimmer des Regierungsraths unter und neben sich vernommen hatte.

„Wissen Sie jetzt, wo wir uns befinden, und wo wir hingelangen werden, wenn diese Mauer durchbrochen ist?" fragte der Offizier.

„Jenseits dieser Mauer," antwortete Julius, „werden wir in dem abgelegensten Zimmer des Regierungsraths sein, in welchem er sich in diesem Augenblicke aufhält." —

Während die Soldaten eifrig fortarbeiteten, hatte man in dem andern Theile des Hauses keine Ahnung davon, wie nahe von dieser Seite die Gefahr heranrückte.

Der alte W... war äußerst aufgebracht über seinen Sohn, den er schon seit Stunden vermißte und mit starken Worten der unverzeihlichsten Lässigkeit beschuldigte, denn mit Recht fürchtete er, daß die Abtheilung, die Julius zur Errichtung und Besetzung der Barrikade geführt hatte, in kürzester Frist von den Truppen angegriffen werden könnte.

Er tobte noch immer im Hause umher, und nicht mit Unrecht hegte er Mißtrauen gegen den Regierungsrath, der, wie die Barrikadenleute versicherten, in seiner Wohnung nicht aufzufinden war und der auf die eine oder andere Weise mit dem Feinde in Verbindung getreten sein konnte. Als er zugleich von einem dieser Männer erfuhr, daß sein Sohn in der Wohnung des Regierungsraths anwesend gewesen, keimte ein schrecklicher Argwohn in seinem Busen empor, und seine Büchse zur Hand nehmend, eilte er die Stiege hinauf.

Alle Zimmer der regierungsräthlichen Wohnung emsig durchsuchend, ließ er keinen Schrank, kein Möbel unberührt, in und hinter welchem er

den Beamten nicht aufzufinden geglaubt hätte. Endlich als kein Raum mehr vorhanden war, den er nicht durchstöbert gehabt, rief er: „Teufel, Teufel! sollte Julius den alten Schuft haben entwischen lassen? — —.

Von Neuem das ganze Quartier noch einmal durchmessend, blieb er plötzlich wie angewurzelt stehen, und sich vor die Stirn schlagend, rief er: „Donnerwetter, wie konnte ich vergessen! Sind auf dieser Fronte nicht zehn Fenster in meinem Hause? Und haben wir hier nicht blos neun? Ist am Ende dieses Flügels nicht ein kleines Kabinet mit blos einem Fenster, und ist es nicht durch eine geheime Tapetenthür verborgen? — Herbei, Ihr Leute! Hierher, hierher, hier ist ein Fang zu machen! Schlagt mir einmal gefälligst dieses Feld aus der Wand!" —

Und im Eifer, zu seinem Ziele zu gelangen, legte er selbst Hand an, ein hölzernes, durch Tapeten verborgenes Gesimse einzuschlagen.

Dumpf hallten die Schläge der Axt im Innern wieder, und nach wenigen Minuten brach die geheime Thür zusammen, durch welche man den Regierungsrath, bleich und ohne Bewegung, neben seiner Tochter erblickte.

Der alte W..r. war der erste, welcher den Fuß über die Schwelle setzte, während die Uebrigen in scheuer Regungslosigkeit zurückblieben. Noch aber hatte weder der alte Demokrat, noch der Regierungsrath ein Wort gewechselt, als auch die Mauer der entgegengesetzten Seite zu wanken begann. Plötzlich rollten ein paar Steine auf den Boden des Zimmers und gleich darauf stürzte ein ganzer Theil der Mauer nach.

Voller Entsetzen starrte der alte W... mit gespannter Büchse dieses Schauspiel an. Noch aber hatte er nicht zwei Sekunden in dieser Stellung verharrt, als das Erscheinen eines militärisch gekleideten Mannes, der durch die Oeffnung in's Zimmer stieg, ihn seiner Erstarrung entriß.

Ein Feuerstrahl erfüllte das enge Gemach und der Soldat, ohne einen Laut ausgestoßen zu haben, stürzte zu den Füßen Emilien's zusammen.

Ein furchtbarer Schrei des Entsetzens, der sich der einzigen weiblichen Brust entrang, die dieser schauerlichen Scene beiwohnte, erfüllte das Zimmer. — Emilie hatte mechanisch den auf dem Tische stehenden Leuchter ergriffen, und stand, hochaufgerichtet und in ihrem weißen Gewand einer geisterhaften Erscheinung ähnlich, inmitten des Gemachs, und mit der Hand auf den Leichnam deutend, sprach sie mit furchtbarem Affect:

„Ungeheuer! Du hast Deinen Sohn getödtet!"

Dann brach sie in ein schallendes Gelächter aus, in jenes grauenhafte, Mark und Bein erschütternde Gelächter, wie es nur Wahnsinnige auszustoßen pflegen, worauf sie zusammensank. — Der alte W..., noch immer in derselben Stellung, starrte mit entsetzten Blicken auf die Leiche seines Sohnes nieder.*)

Mittlerweile hatte sich der enge Raum nach und nach mit Soldaten gefüllt, die alle der Maueröffnung entstiegen waren, und welche nun begannen die Insurgenten anzugreifen. Kopf an Kopf, und Mann an Mann drangen immer neue Massen von Militär durch die Oeffnung hervor, und noch hatten die aus dem Wyschen Hause vertriebenen Volkskämpfer kaum ihre Kameraden auf der Barrikade von diesem unerwarteten Ueberfall benachrichtigt, als sich diese auch schon im Rücken von den Soldaten angegriffen sahen, während zu gleicher Zeit ein vollständiger militärischer Angriff auf die Vorderseite der Barrikade begonnen hatte.

Einer so entschiedenen Uebermacht konnte das Insurgentenheer nicht lange widerstehen und obgleich die Besatzung der Barrikade ein mörderisches Feuer auf die Stürmenden eröffnete, und ein wüthendes Gefecht mit den im Rücken Angreifenden begann, so wurde sie dennoch in Kurzem überwältigt, und zum Theil niedergemacht, zum Theil versprengt.

Am andern Tage waren die Insurgenten auf allen Punkten der Residenz geschlagen. —

Wenige Worte reichen hin, das Schicksal der Uebriggebliebenen unsrer Geschichte zu erzählen.

Der Regierungsrath von R..... blieb Regierungsrath, sein Leben aber war fortan von dem Schmerze getrübt, daß seine schöne, blühende Tochter Emilie unrettbar dem Wahnsinn verfallen blieb und in ein Irrenhaus gebracht werden mußte. Einsam sah er den Rest seiner Tage vor sich.

Der alte W..., von den Soldaten sogleich umzingelt, wurde direct aus seinem Hause in ein Gefängniß geführt, wo er der trüben Aussicht entgegensah, sein Leben wahrscheinlich in einem Zuchthause endigen zu müssen, überdieß mit

*) Siehe die artistische Beilage in Liefr. 3.

Artist. Institut von Grimm & Camp. in Dresden

EINE DUNKLE THAT.

dem furchbaren Bewußtsein der dunklen That belastet, daß er seinen eignen Sohn getödtet. Bevor jedoch der über ihn verhängte Prozeß zu Ende ging, wurde dieser alte Republikaner von einem hitzigen Fieber überfallen und starb nach wenigen Tagen im Kerker.

Die Wiederkehr.

(Hierzu ein Stahlstich.)

„Morgenfrisch durch alle Lande
Zieht der Geist der neuen Zeit,
Und den Sonnenaar grüßt feiernd
Rings der Glocken Festgeläut.
Denn erfüllt ist, was Propheten
Still geahnt in sel'ger Luß,
Und erlöste Lichtgedanken
Jubeln auf aus freier Brust!"

„Ach, Johannes, daß dein männlich
Wort an tausend Herzen schlug,
Daß es, kampfgestählt, das Echo
Hundertzungig weiter trug!
Der Prophetenmund war Lüge,
Und der Geist der neuen Zeit
Gab aus seinem Schierlingsbecher
Endlos tiefes, bitt'res Leid!"

„Alles, Alles liegt zertrümmert
Vor mir und das Herze weint
Stündlich um dich, heißgeliebten,
Ach, lebendig todten Freund!
Deckte auch, lägst du im Grabe,
Dich mein Herz mit Thränen zu,
Könnt' ich doch zum Herzen sagen:
Still, Herz, seines hat ja Ruh!"

„Stündlich vor mir stehst du immer
Mit den Zügen bleich und mild,
Jeder Tag malt tief in's Herz mir
Düstrer nur dein theures Bild.
Herr des Himmels und der Erden,
Ist es Frevel, weiß ich's nicht.
Schaffe, daß mit seinem Herzen
Auch mein kummerschweres bricht!"

Also klagt das Weib des Mannes,
Der vom Flügelschlag der Zeit
Fortgerissen, seinen Freimuth
In dem Kerker Flügel leiht.
Also klagt die junge Mutter,
Auf dem Schooß ihr blühend Kind,
Dem die schwerste aller Thränen
Auf das Lockenköpfchen rinnt.

Fragend blickt der Arme, Kleine
In das feuchte Mutteraug',
Und die Mutter herzt und küßt ihn,
Ist er doch sein Söhnchen auch.
Hat das Schicksal viel genommen,
Gab der Himmel doch Ersatz,
Und in einem Mutterherzen
Hat das Kind den ersten Platz.

Ruhig spielt das Knäblein wieder
Mit der Mutter Halsband, d'ran
Hängt des Vaters Bild, das lächelt
Gar so hold den Kleinen an.
Freudig ist auch der versunken,
Sinnt und sagt „du wirst dich freu'n,
Mütterchen, denn unsern Vater
Bringt heut' 's gute Engelein.""

„Welches?" frug erstaunt die Mutter. —
„„Das zu mir kommt jede Nacht,
Das mir immer von dem Vater
Hat so schönen Gruß gebracht,
Englein will's dem Herrgott sagen,
Daß er heut' den Vater schickt.
Hast du's denn noch nicht gesehen?""
Sprach das Knäblein ganz entzückt.

Seltsam! — In dem Augenblicke,
Als das Knäblein solches sprach,
Trunknen Blickes auch die Gattin
In des Gatten Armen lag.
Gleich der Taube mit dem Oelblatt
Stand das Knäblein nebenbei,
Still sich fragend, wo das gute
Englein denn geblieben sei!

Und der Vater sieht den Knaben,
Küßt sein Kind zum ersten Mal;
Herzt und küßt in wilder Freude,
Was vor Kurzem seine Qual.
Eine ferne Abendglocke
Hub indeß zu beten an:
Selig, selig, selig ist die
Seele, die verzeihen kann!

Ferd. Naumann.

Die erste Gevatterschaft.

Weit Sichelrohr, seligen Andenkens, war ein stattlicher Bauersmann in Bergauf. Der hatte, was noch heut zu Tage Viele nicht haben, Essen und Trinken, Haus und Hof, Acker und Vieh, Geld und Gut, fromm Gesinde und fromm Gemahl. Auch wurde ihm ein Söhnlein geboren, das das halbe Dorf aus der Taufe hob. Da aber frühzeitig sich herausstellte, daß Hanslob ein Stiefkind der Mutter Natur war, erlaubte sich die aufblühende Schuljugend manche Unzukömmlichkeiten mit dem Stammhalter des Veit Sichelrohr'schen Geschlechtes und Niemand vermochte dies zu hindern. Unter solchen Verhältnissen sahen die bekümmerten Aeltern ihren Einzigen aus der Kinderjacke in den Jünglingsrock hineinwachsen und oft, gewöhnlich des Abends, wenn Hanslob hinterm Tische sein Nickchen machte und schnarchte, hub das einsame Mutterherz die obligate Klage an: „Ich werde an meinem Hanslob auf dieser Erde keine Freude haben!" Aber es kam anders.

Noch vor wenigen Jahren, Gottlob die Gegenwart beginnt freundlicher zu tagen, wurden die deutschen Schulmeister auch als Briefposten benutzt. Eine solche Briefpost klopfte eines Tages an Veit Sichelrohr's Stubenthüre. Splitter, der Schulmeister des benachbarten Dorfes Steinkirchen, entledigte sich bescheiden seiner sauber geschriebenen, sentimentalen Bürde und hatte das Glück, mit derselben namenlose Freude in das Veit Sichelrohr'sche Haus gebracht zu haben. Der „ehrsame, wohl- und tugendbelobte" Hanslob Sichelrohr sollte mit Schulzen's Marien, der wenn auch nicht reichen, doch aber schönen und nicht minder „ehrsamen, wohl- und tugendbelobten" Dorfmaid, Gevatter stehen. Solche unverhoffte Freude war für die Familie Sichelrohr ein wohlthuendes Sturzbad.

Vier glückliche Menschenherzen schlugen mehr auf der Welt. Bescheidene Gemüther sind ja so leicht glücklich zu machen. Dem Schulmeister hatte man während seiner zwanzigjährigen Praxis kein amtliches Schreiben so honorirt, wie heute; weshalb er auf dem Heimwege sich selbst das Versprechen gab, niemals den besser gestellten Steinkirchner Hirten mit neidischen Augen anzuschielen. Ob er sich Wort gehalten hat, wissen wir nicht.

Schon in der Frühe des nächsten Tages sah man die Mutter Veit mit ihrem Einzigen nach der Stadt wandern, um daselbst die nöthigen Einkäufe zur ersten Gevatterschaft zu besorgen. Vater Sichelrohr glaubte in dem Leben seines Sohnes einen Wendepunkt entdeckt zu haben, der benutzt werden müsse, die sonst so böswilligen Bergauf'schen Mäuler ein für alle Mal zu stopfen. Nach seinem Ermessen durfte demnach Nichts versäumt werden, damit Hanslob ebenbürtig an der Seite seiner schönen Gevatterin erfunden würde.

Er hatte sich auch darin nicht verrechnet. Die Mutterliebe hatte ihren Einzigen wirklich so einzig herauszuputzen gewußt, daß die sogenannten guten Freunde und getreuen Nachbarn das schmucke Pärchen verwundert angafften und, eine solenne Hochzeit wittrend, erst jetzt inne wurden, daß Hanslob in diesem Feiertagsstaate gar nicht ohne sei.

Eingeleitet war also die Sache so gut als möglich, wenn es nur nicht in den Schnee geregnet hätte!

Glücklich wurde die Gevatterin in den Wagen gehoben, glücklich folgte Hanslob hinterdrein,

und glücklich auch wurde der holperige Feldweg, der von Bergauf nach Steinkirchen führt, zurückgelegt. Ob der zweiunddreißigjährige Jüngling die daheim erhaltene Instruction sich vergegenwärtigte, oder in den Träumen schwelgte, die das räthselvolle Erwachen der ersten Liebe in einem Menschenherzen verrathen, mag unentschieden bleiben. Hanslob sprach mit seiner, von der Bergauf'schen Freundschaft ihm octroyirten Braut wenig. Er war mit sich und seinem neuen Hute beschäftigt. Nur zuweilen lächelte er sein zwanzigjähriges vis-à-vis mit einem vielsagenden „hä, hä!" an.

Heller denn jemals tönten die Feierklänge der kleinen Kirchenglocke, welche die Steinkirchner auf ihres Lebens erstem Gange zu begrüßen pflegte. Der Schulmeister, der das Glöcklein zum Sprechen zu bringen hatte, wollte in die wunderbare Sprache desselben auch die Gefühle seines eigenen Herzens legen. Wahrhaftig, ein rührender Zug menschlicher Dankbarkeit! Alt und Jung und Groß und Klein war in Steinkirchen auf den Beinen, um die Bergauf'schen Gevattersleute zu sehen. Hanslob blickte mit ruhiger Selbstgefälligkeit durch die Kutschenfenster in die neugierigen Dorfgesichter ohne die geringste Ahnung seines nahebevorstehenden Unglücks.

Der mit zwei muthigen Braunen bespannte Wagen war nämlich durch die Unachtsamkeit des Knechtes zu schnell und zu dicht an das Portal der Kirche geführt worden. Rechts und links stoben die daselbst aufgestellten Steinkirchner schreiend auseinander. Die Ursache dieser plötzlichen Katastrophe zu erforschen, fuhr Hanslob mit dem Kopfe zum Kutschenschlag heraus. Dieser aber sprang auf und warf seine Last hinab in das Portal. Dies Alles war das Werk eines Augenblicks.

Bald jedoch wich das Entsetzen dem Mitleid und das Mitleid löste sich allgemach in jene Schadenfreude auf, welcher sich bei gewissen Fällen selbst der beste Mensch nicht erwehren kann.

Veit Sichelrohr's Einziger hatte nicht den

Hals gebrochen, wie anfangs zu erwarten stand. Er war wieder aufgestanden und lächelte, mit einer großen Brausche über dem linken Auge, einer zerschlagenen Uhr in der Tasche und zerrissenen Hosen an den noch immer schlotternden Knieen, die erschrockene Gevatterin bedauernswürdig an. Die Taufhandlung ging trotzdem vor sich; Hanslob's Herz war ja ganz geblieben. War auch der Blumenstrauß, den ihm die Mutter an seinen blauen Rock geheftet hatte, zerdrückt, schöner prangten die Malven und Nelken und der Thymian in Marien's Strauße.

So war also die erste Gevatterschaft für zwei Dörfer zu einem Ereignisse geworden, das die gottlosen Mäuler der sogenannten guten Freunde und getreuen Nachbarn Sichelrohr's noch lange beschäftigte. Ob der übrigens sehr gerechte älterliche Wunsch, den Einzigen vortheilhaft untergebracht zu sehen, in Erfüllung ging, und ob Hanslob in seiner Gevatterin die künftige Hausfrau gefunden, ist uns unbekannt geblieben.

F. Naumann.

Lebens-Regeln.

Ein blöder Hund wird selten fett!
Das merk' zu allen Zeiten!
Man setz' den Bettler auf ein Pferd,
Und er wird wacker reiten.

Drum mitgenommen für und für,
Wo's gern wird uns gegeben;
Denn es thut ja auf Erden hier,
Der Mensch nur einmal leben.

Die Ochsen meide stets von vorn,
Die Pferde stets von hinten,
Doch solltest Du auf Deinem Weg
Einst einen Mucker finden,
So blicke links, so blicke rechts
Und guck' nach allen Ecken,
Denn diese wissen rund herum
Uns immer zuzudecken.

Aus dem „vollkommnen Grobian."

Die Dose.

Eine Erzählung aus dem Leben.

Es war einmal ein vornehmer Herr, geboren und erzogen von vornehmen Eltern. Wer vornehm ist, hat Geld und ist reich, macht Aufwand, lebt herrlich und in Freuden. Das Herrlich- und in Freudenleben, was immer der Armen große Sehnsucht und Zielscheibe ihres Hasses und Neides ist, hat leider die traurige Folge, daß es den Menschen verwöhnt, verweichlicht, verdirbt. Da heißt's immer, die Proletarier sind wie's liebe Vieh, roh und sinnlich; ja, aber der Vornehme ist auch sinnlich und auch mitunter roh. Was die Sinnlichkeit betrifft, so ist sie bei ihm um so schlimmer, je verfeinerter und gebildeter sie eben ist, obschon alle Sinnlichkeit nicht viel Feines und Gebildetes ist.

Kurz und gut, unser vornehmer und reicher Herr war vornehm, wie die andern Vornehmen auch, also auch recht sinnlich. Und da er nun zeither Mittel und Wege genug gehabt hatte, sinnlich zu leben, so war er's noch und blieb es, wie sich einmal auf eine ziemlich auffällige Weise herausstellte.

Zu einem alten, geizigen Filz, der durch

schmutzige Wuchergeschäfte seinen Geldklumpen immer schwerer zu machen für sein Leben gern that, mag es recht heißen oder nicht, — gleichviel: er war Geizhals und Wucherer und solche haben das Denken an andere Dinge verlernt, — kam ein Kind, ein Mädchen von 8—10 Jahren, in der Dämmerstunde eines häßlichen Septembertages, an dem noch Niemand hatte erfahren können, ob die heutige Sonne dieselbe sei, wie die alte, bisherige, oder ob sie sich in eine alte Oellampe verwandelt habe, weil ein dicker, giftiger Choleranebel die ganze Stadt mit Grauen überdeckt hielt. Das Kind, nachdem es auf sein Pochen ein heiseres Herein gehört hatte, fragte schüchtern, doch verschmitzt genug: „Sind Sie Herr Firel?"

Herr Firel reckte seine gelbbebrillte Nase in die Höhe und sagte: „Ja, was soll ich?" Dabei musterte er das Mädchen, ein kleines, ganz blasses Geschöpf, ärmlich gekleidet, eine traurige Gestalt, der nur ein Paar schwarze, glänzende und helle Augen den Ausdruck einiger Lebhaftigkeit verliehen, während dasselbe leise, aber fest sagte: „Ein Kompelment soll ich bringen von einer Dame und sie wollte hier die schöne Dose bei Ihnen für 5 Thaler versetzen. Sie sollten ihr einen Schein schreiben und mir ihn mit den 5 Thalern geben, aber gleich."

„So?" sagte der Filz und reckte den Kopf nochmals in die Höhe; ihm schien die Sache sonderbar. Er stand von dem hölzernen Schemel, vor seinem alten, wurmstichigen, wachsgrünen Schreibpult auf, und stellte sich, ein dürrer Schraubenstock, vor die unerschrockne Kleine überlegend hin, wobei er die in Empfang genommene, höchst kostbare Dose gierig musterte. „Wer ist denn die liebe Dame," sagte er schmeichelnd, „kann man sie nicht selbst sprechen?"

„Ich kenne sie nicht. Sie hat mich auf der Gasse getroffen und sagte: Höre Kleine, sagte sie, Du kannst Dir 4 Groschen verdienen, wenn Du mir folgst. Und dann sagte sie, wie wir hier vor dem Hause waren, gehe hinauf und sage zu dem Herrn Firel, — Du liest seinen Namen an der Thüre, — es schickte Dich eine Dame, Du solltest Dir auf die Dose hier 5 Thaler borgen lassen, dann lässest Du Dir einen Pfandschein darüber geben, und bringst mir den Schein und das Geld. Die Dose aber zeigst Du Niemanden. Will er nicht, so bringst Du hier die Dose zurück. Deine 4 Groschen kriegst Du schon, aber entweder Schein und Geld, oder die Dose!"

„Wo ist denn die Dame?" fragte Firel, dem die Sache nicht recht kauscher vorkam und der doch die Dose gerne haben wollte.

„Sie steht hier unten," antwortete das Kind.

„Bringe mich zu ihr," sagte Firel, nahm seinen schäbigen Hut und zog für ein Paar defekte Stiefeln an, dann drängte er das Kind vor sich her, das ängstlich um die Dose war, welche der Gierige in seiner zerrissenen Westentasche geborgen hatte; sie stiegen beide die 4 Treppen des massiven Gebäudes hinab, und traten in die dunkle Gasse, wo sie hinter dem Brunnen allein eine Gestalt in Federhut und etwas zur Schau getragenem Aufputz warten fanden.

„Hier ist die Dame!" sagte sogleich das blasse Mädchen zu Firel, der, mit linkischer Verbeugung vor ihr grüßend seinen Filz zog und sie um die Ehre bat, sie auf seiner Stube sprechen zu dürfen; eine Ehre, die sie kurzweg abschlug, indem sie mit theatralischem Anstand, der aber keine Anständigkeit, sondern eine Albernheit und Ungezogenheit war, dem Höflichen, ohne sich weiter mit ihm abgeben zu wollen, erwiderte: „Was wollen Sie?"

„Um Verzeihung, haben Sie durch dieses Kind nicht auf diese Dose — (er zeigte sie halb mit geschlossenen Fingern) — 5 Thaler nach üblichem Brauch auf einige Prozent von mir leihen wollen?"

„Ja! da aber die Sache Umstände zu machen scheint, so geben Sie her!"

Damit riß sie hastig und unerwartet dem Wucherer die Dose aus der Hand, der eben, um sie einstweilen wieder in Sicherheit zu bringen, etwas lockerer gehalten haben mochte. — Ehe der Verblüffte noch etwas stotterte, hatte die Dame den Rücken gewandt und ging ihrer Wege.

Das kleine Mädchen lief ihr nach, indem es laut um seine 4 Groschen mahnte, woran sich die Dame nicht kehrte, Als es dieser zu lästig wurde, gab sie ihm eine Ohrfeige und eilte hastiger davon, in eine Seitengasse einlenkend.

Wie es nun der Zufall will, ein Polizeidiener bog aus der Straße, in die Jene eben getreten war; er traf das heulende Kind und hatte dieses kaum erblickt, als er ihm zurief: „Ei der Tausend, erwische ich Dich schon wieder; habe ich Dich nicht neulich schon wegen der Sonntagsstörung verwarnt?"

Das Kind nun, entweder aus Furcht, vielleicht auch in einer Anwandlung von Rachedurst, oder im Verlangen nach Gerechtigkeit, verrieth heulend den ganzen Handel.

Der Polizeidiener hatte die interessante Dame gesehen und gleich auf den ersten Blick seines geübten Auges nichts Besonderes in ihr erkannt, im Gegentheil, so flüchtig auch nur ihr Begegnen war, hatte sie ihm sofort verdächtig geschienen.

Der Polizeidiener beruhigte das Kind und wälzte die Schuld auf dasselbe zurück, indem er ihm sagte, daß man nicht gleich Alles thun müsse, was fremde Leute wollten, denn es könnte ja auch etwas Schlechtes sein, verließ es und eilte der Industriellen nach, die er auch in einer andern Gasse, während sie, sich sicher dünkend, stolz nach Hause ging, antraf, mit der über feine Anrede doch etwas Erschrockenen ein paar Worte wechselte, dann aber sie ohne Ziererei ersuchte, mit ihm die Polizei inwendig in Augenschein zu nehmen.

Man nahm sie dort sehr gastfreundlich auf, indem man in ihr eine alte Bekannte gefunden hatte, und sie hingegen ließ sich es gefallen, für diese Nacht frei Logis und Abendbrot zu genießen, welches letztere indeß darum wahrscheinlich ganz mäßig und frugal war, weil in der herrschenden Cholerazeit jede Schwelgerei doppelt nachtheilig gewesen wäre.

Im nächsten Verhöre erwies sich sehr bald, daß sie zwar nicht die Dose gestohlen habe, aber von einem soliden Mädchen, welches bei ihr, nebst anderen, in Schlafstelle war, zum Behufe der Rettung aus augenblicklicher Geldverlegenheit bekommen hatte, um sich darauf als Pfand 5 Thaler leihen zu lassen. Das solide Mädchen aber hatte die Dose gefunden. Das solide Mädchen wurde beordert und ebenfalls als gute Bekannte begrüßt. Der Herr Aktuar fragte gleich: „In welcher Tasche haben Sie diese Dose gefunden?“ Natürlich wollte sie das Mädchen in keiner Tasche gefunden haben, auch nicht wissen, wem sie gehöre.

Es kam aber nur gar zu gut heraus, daß diese Dose jenem vornehmen Herrn gehörte, von dem wir Anfangs dieser Geschichte sprachen. Ein Polizeidiener ward mit ihr in's Haus geschickt, es hieß aber, der Herr sei nicht zu sprechen, er habe vorgestern einen heftigen Choleraanfall gehabt und sei noch ganz unwohl. Da erbat sich der Polizeidiener die Erlaubniß, des Herrn Frau Gemahlin sprechen zu dürfen. Er ward gemeldet, und mußte in ihr feines Boudoir eintreten. Er verneigte sich höflichst und fragte, ob sie vielleicht nicht wisse, daß ihr Herr Gemahl eine werthvolle Dose bei sich geführt und verloren habe, worauf ihm die Antwort ward, daß er allerdings eine dergleichen führe, sie aber nicht verloren haben könne, da er seit vorgestern nicht aus gewesen sei; sie besinne sich indeß, daß, als sie selbst vorgestern Abend ihn unwohl zu Bett gebracht habe, er seine Schmucksachen in's Pult geschlossen hätte, wobei die Dose nicht gewesen sei, „denn,“ fügte sie hinzu, „wenn ich nicht ganz irre, fragte ich ihn noch ausdrücklich nach seiner Dose und er hat mir darauf gesagt, daß er sie schon hineingethan habe!“

Der Polizeidiener fragte hierauf, ob sie die Dose kenne? und zeigte sie der Verwunderten, die es bejahte, richtig vor. „Hm! Da muß ich meinen Mann fragen, bitte, verziehen Sie ein Wenig!“ meinte die gute Frau und eilte mit der Dose an ihres Mannes Bett.

Der Polizeidiener verzieh und verzog, und verzieh nochmals, es kam aber die Frau Gemahlin nicht wieder, dagegen hörte er klingeln, laufen und eilen, Thüren gehen und es fehlte nicht viel, so würde er selber sich Raths verschafft haben, da er fast nicht wußte, ob er verrathen oder verkauft sei, als die Dame hastig wieder eintrat, dicht vor den Mann sich hinstellte und verwirrt fragte: „Sagen Sie um's Himmels willen, bester Mann, lösen Sie das Räthsel, wenn Sie es vermögen, befreien Sie mich von der qualvollen Unwissenheit und Ungewißheit, ich muß es wissen, was es mit dieser Dose für eine Bewandtniß hat. Wo haben Sie sie her? sprechen Sie!“

„Vom Polizei- und Kriminalamte!“

„Wie kommt sie dahin?"

„Man sagt, sie sei gefunden worden und habe versetzt werden sollen."

„Reden Sie, wer hat die Dose gefunden!"

„Ein Frauenzimmer —"

„Was für eins?" fragte immer gespannter und erregter die arme Dame, die sehr faule Fische merkte.

Der Polizeidiener war schlau genug, es nicht wissen zu wollen. Auch er merkte Unrath.

„Sie wissen es, Sie wissen Alles, gestehen Sie es nur, nun muß ich es wissen," eiferte die aufgebrachte Dame. Zugleich lief sie an einen Schreibtisch, holte Etwas heraus und drückte es dem Gerechtigkeitsdiener in die derbe Hand, die trotz ihres Hornes einen Thaler erfühlte.

Von Reden, Bitten, Drohungen und diesem Geschenke besiegt, löste endlich der verlegene Polizeidiener das Geheimniß, so gut er konnte, und er konnte es gerade gut genug.

Die Dose wurde der Grabstein einer langjährigen, glücklichen Ehe, und zugleich das Grab der Ehre des vornehmen Herrn Besitzers, welcher bei dem Anblick der Wiedergefundenen, — (er hatte es gleich gemerkt, wo er sie verloren, aber wohlweislich kein Geräusch gemacht,) — vor lauter Schreck einen Choleraräckfall bekommen hatte, an dem er noch lange zog, bis endlich ein Nervenfieber ihm den Rest gab.

Friede seiner Asche. Man stecke sie in seine Dose und versenke beide im Meere, wo es am tiefsten ist.

Ernst Silber.

Die Geschichte vom rothen Hans.

Erzählt von **Auguste Klar.**

Vergieb uns unsre Schuld wie wir vergeben.

1.

Es war der Sonnabend vor Pfingsten, wo alle guten Hausfrauen noch einmal so viel zu thun haben, als sonst. Auch die Meisterin Huber war sehr fleißig: sie putzte die Fenster und bohnte die Möbel, bis die Abendsonne darauf glänzte, als wenn es Spiegel wären. Dabei sang sie ein Lied, und man sah es ihr an, daß ihr die Arbeit leicht war. Aber so ist's immer, wenn man Frieden im Hause und Liebe im Herzen hat.

Die Hausthüre klingelte.

— Kommt jetzt nicht herein, Kinder! rief die Meisterin; die Stube ist noch nicht trocken und euer Butterbrod liegt in der Küche.

Aber die Kinder waren es nicht, sondern ein hübsches, blondes Mädchen, das lächelnd in der Thüre stehen blieb und fragte:

— Darf ich denn kommen, Frau Gevatterin?

— Ei Marianne! rief Frau Huber; ich habe Dich die ganze Woche nicht gesehen, wo bist Du gewesen, Mädchen?

— In Halldorf, bei Pastors habe ich genäht, antwortete Marianne; heute Mittag ließen sie die Kinder von Rektors abholen, da bin ich mit dem Wagen herein gekommen; dann habe ich mir schnell das neue Kleid fertig gemacht, damit ich morgen in die Kirche gehen kann, und nun wollte ich fragen, ob mir der Johannes das Gesangbuch von der seligen Mutter ein bischen verklebt hat.

— Das kennst Du gar nicht wieder, sagte die Meisterin; ganz neue Deckel hat er darauf gemacht mit schwarzem, gepreßtem Zeuge überzogen. Er sagte, das sollte für Dich ein Andenken sein, und darum hat er es gemacht wenn's Feierabend war, und Du sollst nichts dafür bezahlen.

— Zum Andenken? fragte Marianne; will er denn fortgehen?

— Das weißt Du noch nicht? rief Frau Huber. Es ist gut, daß Du jetzt kommst, er geht heute Abend schon fort.

— Hat er sich mit dem Meister nicht mehr vertragen?" sagte das junge Mädchen.

— Nun, die sind immer in der alten Freundschaft, antwortete die Meisterin. Aber der Johannes ist manchmal wunderlich; er sagt: er hätte Lust, mehr von der Welt zu sehen, er käme vielleicht einmal wieder, aber dann als der geschickteste Buchbinder weit und breit.

— Wohin will er denn gehen?

— Erst nach seiner Heimath, die ist im

Gebirge; er fährt aber erst ein langes Stück mit dem Dampfwagen — sein Freund, der lange Kunze, nimmt ihn mit auf das Lokomotiv — und dann will er den Rhein herauf gehen, oder an der Elbe herunter, nach Hamburg, oder nach Wien, oder nach sonst einer großen Stadt.

Marianne wollte lächeln über den Irrthum der Meisterin, aber es ging nicht; ihr war auf einmal ganz weinerlich um's Herz und Thränen kamen ihr in die Augen.

Weil das Mädchen nicht antwortete, sah sich die Meisterin nach ihr um, und ließ beinah den Rosenstock fallen, den sie eben in's Fenster stellen wollte.

— Marianne, was fehlt Dir! rief sie erschrocken. Du bist so weiß, wie der Kalk an der Wand.

— Es wird sein, weil mir die Sonne so lange in's Gesicht geschienen hat, und ich gleich darauf wieder fleißig genäht habe, antwortete Marianne, indem sie sich an den Tisch setzte, und den Kopf in die Hände legte.

— Und gewiß hast Du heute nichts Warmes gegessen, was das betrifft bist Du ganz unvernünftig, sagte Frau Huber mit freundlichem Vorwurf. Nun, ich denke, daß sich noch eine warme Tasse Kaffe in der Kanne findet.

Sie ging hinaus; Marianne richtete sich auf und blickte umher, als wenn sie an einem fremden Orte wäre — und doch war Alles wie sonst; von dem Ofen, an welchem sie sich schon als kleines Kind die Hände gewärmt hatte, bis zu den Pfauenfedern über dem Spiegel, und dem Kürbis auf dem großen gelben Kleiderschranke. — Und dann war ihr als ob sie ein Heimweh hätte und sie wußte doch nicht wohin — und dann fiel ihr plötzlich wieder ein, daß der Johannes fort wollte — und nun wußte sie auf einmal, warum sie so gar traurig war.

Die Meisterin kam wieder mit Kaffetasse und Butterbrot und mit ihr zugleich trat der Johannes in's Zimmer. Er hatte noch die grüne Schürze um und sah gar nicht reisefertig aus, aber er sagte, indem er dem Mädchen die Hand bot:

— Es freut mich, Mamsell Mariachen, daß wir uns noch Adje sagen können; wenn Sie morgen in die Kirche gehen und bei diesem Buche vielleicht denken, daß ich's eingebunden habe, bin ich schon gar weit von hier.

— Ich will gewiß daran denken, sagte sie; und ich danke Ihnen Johannes; es ist wunderschön geworden und — —

Nein, es kostet nichts! fiel ihr Johannes mit einiger Hast in die Rede und zupfte an seiner Schürze als wenn er verlegen wäre.

— Nun trinke nur den Kaffe, vermahnte Frau Huber, und iß einen Mundvoll Brod.

— Essen kann ich nichts, liebe Frau Gevatterin, sagte das Mädchen und stellte die ausgetrunkene Tasse an die Ecke des Tisches. Das Butterbrod mag der Lehrjunge essen. Guten Abend, wir sehen uns morgen — und Sie, Johannes, sollen nochmals bedankt sein, und ich wünsche, daß es Ihnen gut geht.

Sie reichte ihm die Hand und ging eilig weg. Johannes stellte sich ans Fenster und sah ihr nach wie sie die Straße hinunter ging, mit unsichern Schritten und gesenktem Kopfe.

— Hört mal, Johannes, Ihr könntet mir wohl erzählen, warum Ihr eigentlich fort wollt, sagte die Meisterin nach einer Pause. Ich glaube nicht, daß Ihr es bei einem andern Meister besser haben könnt, als bei uns.

— Das weiß ich schon, Frau Meisterin! rief Johannes und sah ihr treuherzig in das freundliche runde Gesicht. Wenn wir vom frühen Morgen bis zum Abend bei einander waren, hat mir der Meister kein böses Wort gesagt — und Ihr waret immer so gut, daß ich halbwegs meinte, Ihr wäret meine Mutter selig.

— Darum könntet Ihr mir's auch sagen, was es ist, daß Ihr fort wollt; sagt Johannes, ich habe immer gemeint, und jetzt weiß ich es ganz gewiß, daß Euch auch andere gern haben, ohne dem Meister und mich und die Kinder zu rechnen.

— O, ich weiß schon, was Ihr damit sagen wollt, Meisterin; und ich hätte nichts davon gesagt, aber nun Ihr es doch wißt, ist's auch gut so. Ich gehe aber nur darum fort, weil ich sehe, daß man mich so lieb hat und kann doch nicht dazu.

— Aber, Johannes, wenn ein Mädchen so brav und fleißig ist, kann man's schon lieb haben, auch wenn es kein Geld hat Der Huber und ich waren auch nicht in Silber gefaßt, aber es ist doch gut gegangen; wir haben immer satt zu essen gehabt und die Kinder lernen in der Schule und können bald mit arbeiten.

— Darum ist's auch nicht, weil die Marianne arm ist, sagte Johannes. Aber weil ich sie nicht so lieb haben kann wie ich müßte. Seht Meisterin, Euch kann ich's sagen, im Gehrthal, wo meine Heimath ist, da wohnt Eine, die habe ich lieber als Alles auf der Welt. Sie ist noch viel ärmer als die Marianne und ist auch nicht so geschickt und so klug, und ist auch nur ein Bauermädchen, aber wenn ich denke,

daß ich sie morgen Abend sehen kann, dann ist's als ob ich's gar nicht erwarten könnte, daß es morgen wird.

— Ja, wenn es so ist, muß die Marianne schon an einen Andern denken, antwortete die Meisterin mit ruhig lächelndem Gesicht; sie nimmt dann doch wohl den Schuster-Georg, besonders wenn er die Schreiberstelle bei dem Amtmanne bekommt. Aber ich will es ihr nur sagen, daß Ihr schon einen Schatz habt, denn sonst glaubt sie vielleicht ihr kämt wieder und es wäre doch schade, wenn sie so alt würde, und wäre dann so verlassen auf ihre letzten Tage.

— Ja Meisterin, thut das; ich habe es ihr schon selbst sagen wollen; aber wenn sie Einen so ansieht mit den blauen Augen, kann man ihr nur gute Worte sagen, und wenn ich ihr erzählt hätte, wie ich immerfort an die Lisbeth denke, es wäre ihr doch nicht gewesen wie ein Vaterunser.

Der Meister machte die Thüre auf:

— Johannes, sagte er, wenn Du um sieben Uhr am Bahnhofe sein willst, mußt Du jetzt Deinen Ranzen packen und dann muß ich Dir auch noch in's Wanderbuch schreiben.

— Wir wollen Dir helfen! schrieen Meister Huber's Knaben, die eben in's Haus stürmten. Und dann bringen wir Dich auf den Weg.

— Und nach Pfingsten kriegen wir einen neuen Gesellen, Hurrah! schrie der Kleinste.

Johannes nahm das Kind auf die Arme, um es zu küssen, und er wurde ganz traurig bei dem Gedanken, daß man überall so schnell vergessen und so leicht ersetzt wird.

— Wenn ich wiederkäme, sagte er zu sich selbst, wäre doch kein Platz mehr für mich da. Der Meister hat dann einen andern Gesellen, die Kinder haben einen neuen Spielkameraden und Marianne ist die Braut vom Schreiber-Georg.

2.

Aber am Pfingstsonntag Abend hatte Johannes ganz andere Gedanken, als er die Hohlgasse hinunter ging, die vom Waldberge in das Gebirthal führt.

In der Sägemühle, wo sein Vetter Knappe war, hatte er den Ranzen und die staubigen Reisekleider gelassen, und schritt nun im Sonntagsanzuge gar stattlich einher. Wie mußte sich Lisbeth über ihn wundern. Auch sie hatte sich gewiß verändert in den vielen Jahren — aber er wollte sie doch schon von weitem erkennen, an der schlanken Gestalt und an den prächtigen Haarzöpfen. Zuletzt ließ er sich gar nicht mehr Zeit zum Denken und lief nur schneller und schneller dem Dorfe zu; als er unter die Linden am Kirchwege kam, hörte er Musik und bald darauf den Jubel der Tänzer. Gewiß war Lisbeth auch dabei! Johannes blieb stehen, trocknete sich die Stirn, schlug den Staub von Rock und Stiefeln, und zog die Schleife am Halstuche fester zu; dann ging er langsamer und mit pochendem Herzen nach dem Kruge.

Als er eintrat war gerade ein Tanz zu Ende. Glühend und lachend, scherzend und trinkend, standen die Paare bei einander — wo war die Lisbeth? Ein hübsches, rothwangiges Mädchen sprang dem Ankommenden entgegen.

— Ei du meine Güte, da ist ja der rothe Hans! rief sie und reichte ihm beide Hände. Es war die Tochter des Wirthes, man nannte sie gewöhnlich die Kronen-Lore, weil die Schenke „zur grünen Krone" hieß.

Und nun gab es ein gewaltiges Drängen, Begrüßen und Fragen. Johannes hätte nie gedacht, daß es ihm so gefallen würde der „rothe Hans" zu heißen — aber ihm war dabei, als ob er wieder so recht mit dazu gehöre und eigentlich gar nicht weg gewesen sei.

Die Musik fing wieder an.

— Komm, Hans, sagte die Kronen-Lore, Du kannst mit mir tanzen. Du wirst mir schon nicht mehr bös sein von damals — weißt Du noch, Hans? —

— Ja, sagte der, ich weiß es noch ganz genau, es war Erntebier beim großen Kaspar — die Kinder tanzten alle mit und meine gute Mutter selig hatte mir alles geflickt, daß ich mich nicht schämen sollte.

— Und ein kecker Bursche bist Du immer gewesen, fuhr die Kronen-Lore fort; ich seh's noch zu dieser Stund', wie Du kamest und wolltest mit mir tanzen.

— Du gefielst mir auch so gar gut, sagte Johannes, mit Deiner neuen rothen Schürze, und dem breiten, weißen Strich — aber gut warst Du nicht — Du hast Dich umgedreht, und so recht vernehmlich das Verschen gesungen, was Dich Deine Base aus dem Rheinland gelehrt hatte.

— O, ich kann's noch! rief Kronen-Lore und sang halblaut und neckisch:

„Fideriz und fideratz
Und e Fisk isch kin Spatz
Und e rothhäriz Bürtschli
Isch au nit mei Schatz." —

— Das war aber gar nicht brav von Dir! sagte Johannes — hernach haben's alle Kinder in der Schule gewußt und mich damit geplagt — und was kann denn Einer dafür,

wenn ihm unser Herrgott das rothe Haar gegeben hat.

— Freilich war's nicht brav, antwortete das Mädchen; — ich thät's auch jetzt nicht; aber lieber ist mir's doch, daß Dein Haar nimmer roth ist.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Eisenbahn.

Ein Abenteuer bei der Fahrt durch

den Tunnel.

Der alte Zecher.

Das sind die alten Räume,
Wo ich so glücklich war,
Wo mir der Schooß der Liebsten
Heimath und Hochaltar,

Noch steh'n umher die Krüge
Als wie in alter Zeit,
Im Ofen knistert und knattert
Wie sonst manch Tannenscheit,

Es perlt der Wein im Glase,
Manch' alter Freund stößt an,
Gesprächig erzählt er wieder,
Was wir dereinst gethan,

Vergriffen und zerlesen
Seh'n noch die Zeitungen aus,
Mir ist's, als sei ich gewesen
Erst gestern in diesem Haus!

Doch ist viel Zeit vergangen
Von damals bis auf heut',
Gar viele Zechgenossen
Sind in der Welt zerstreut,

Veilchen ist entflohen,
Das Haus ist trüb und todt,
Mir alten Zecher mundet
Nicht perlender Wein und Brod,

Es sind die alten Räume
Wo ich so glücklich war, —
Wo sind die alten Träume,
Die jene Zeit gebar?

Ed. Dorsch.

Dresden: Verlag von H. H. Grimm & Comp. — Druck von E. H. R. Roempler.
Verantwortlicher Herausgeber: Hermann Grimm.

Telegraphische Depesche für die Menschheit.
Vom Telegraphen erscheint monatlich eine Lieferung von 2 Bogen mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten. — Preis jeder Liefr. 3 Ngr. (12 kr. C.-M.) — Zwölf Lieferungen bilden einen Band, für welchen man sich durch Annahme der 1. Lieferung verpflichtet. — Als Prämie wird am Schlusse des Bandes ein prachtvoll gestochener großer Stahlstich gratis beigegeben, dessen Preis im Kunsthandel 2 Thlr. P. C. ist.

Band II. **Liefr. 7.**

Der neue Robinson.

Es ist doch wahrhaftig ein ärmliches Leben
Auf so eine Insel verschlagen zu sein,
Wo sich Leoparden ein Rendezvous geben
Und Seehunde bilden den Zollverein.
Bald sticht eine Mücke uns unten am Zwickel,
Noch größer als wie so ein deutsches Karnickel,
Und wenn uns zuletzt eine Schlange gar frißt,
Ich bin überzeugt, daß dies Manchen verdrießt.

In Deutschland hingegen gibt's Aerger die Menge,
D'rum scheiden so Viele von Hof und von Haus,
Doch eh' dies geschehen, da zieh'n die Agenten
Und Schiffsmäkler so erst das arme Volk aus.
Man packt da die Menschen hinein in die Schiffe,
Als wären's Unterhosen, Nachtjacken und Müffe,
Da kann's wohl geschehn, daß die Gall' überfließt,
Ich bin überzeugt, daß dies Manchen verdrießt.

So manches Vergnügen wird uns da genommen,
Vorzüglich wer in das Theater sich schlägt.
Da schrei'n sie nach fünf Uhr schon in dem Parterre:
Hier können's nicht sitzen, hier ist schon belegt.
Da muß man drei Stunden im Gange nun stehen,
Wo Mancher uns trampelt herum auf den Zehen,
Daß man dabei Hören und Sehen vergißt,
Ich bin überzeugt, daß dies Manchen verdrießt.

Zu Zeiten der Messe, da schwillt erst die Galle,
Da macht man dem Menschen das Leben recht schwer;
Die Harfenmädchen aus Preßnitz und Halle
Und dann „Nix zu handeln!" der Krenz und der Quer.
Manch' Hausvater läßt da die Wohnung im Stiche,
Kampirt auf dem Boden, die Frau in der Küche.
Ein Trubel, ein Stoßen, man wird fast gespießt,
Ich bin überzeugt, daß dies Manchen verdrießt.

Wenn Anfang des Winters die Bälle losgehen,
Das ist so für Mädchen ein herrlicher Gott,
Man kauft sich ein Ballkleid von Krepp und von Seide,
Pariser Haarblumen und Glacéhandschuh.
Man schmückt sich mit Nadeln, Armbändern und Spitzen,
Doch kommt es zum Tanze, da bleibt Manche sitzen;
Und wenn sie darob auch kein Thränchen vergießt,
Ich bin überzeugt, daß dies Manche verdrießt.

Doch Eines, das kann mir zu Land hier gefallen,
Hier gilt freie Rede mit Herz und mit Mund;
Hier braucht man nicht Personalsteuer zu zahlen,
Kein Mamsen, kein Weibsen, viel weng'er ein Hund.
Wie anders in Deutschland, da heißt's: lieber Fritze,
Berappe bei Zeiten, denn sonst kommt der Schütze;
Wenn der dann mit Ober- und Untergewehr gräßt,
Ich bin überzeugt, daß dies Manchen verdrießt.

D.

Die Geschichte vom rothen Hans.

(Fortsetzung.)

Sie waren so eifrig im Gespräch, daß sie der Valentin anstoßen mußte, wie sie an der Reihe zum Tanzen waren; als sie wieder auf ihrem Platze standen, hatte der Johannes immer die Frage nach Lisbeth auf der Zunge, aber er traute sich damit nicht recht hervor.

— Weißt Du aber auch noch, sagte er endlich, wie mich dazumal die kleine Lisbeth bei der Hand nahm und sagte: komm zu mir, Hans, ich will schon mit Dir tanzen! und da hab' ich sie wie im Zorn gepackt und bin immer mit ihr herum gesprungen und die Thränen sind mir dabei über's Gesicht gelaufen — ich glaube, die Andern haben uns recht herzhaft ausgelacht.

— Und seit der Zeit ist's gewesen, als wenn die Lisbeth Dein Kamrad wäre, antwortete Lore; ihr seid immer miteinander gegangen. Was hätt' das geben sollen, wenn Deine Mutter selig nicht gestorben wäre, und Du wärst hier geblieben?

Johannes wußte wohl, was das gegeben hätte, aber er mochte es nicht sagen und fragte nur:

— Kommt die Lisbeth nicht zum Tanzen?

— Weißt Du nicht, daß die Lisbeth in Dienst ist? rief die Kronen-Lore.

— Ich habe mir gedacht, daß die Lisbeth stark genug von Knochen wäre für einen Bauerndienst, sagte Johannes. Und zum Tanze kann sie darum doch immer kommen.

— O, für einen Bauerndienst hat sich die auch zu gut gehalten, antwortete Kronen-Lore spöttisch; hochmüthig ist sie gewesen, wie ein Truthahn. Daß sie niemals zum Tanzen gekommen ist, will ich noch gar loben, denn einen Schatz hat sie nicht gehabt und nach armen Mädchen schaut sich eben keiner um.

— Höre, Kronen-Lore, sagte Johannes mit ernsthaftem Gesicht; ich sehe schon, wie es ist: Du hast die Lisbeth nie vor Augen sehen mögen und das ist noch immer so; aber ich denke, es wäre besser ihr machtet Frieden.

— Was Du nun wieder für ein Gewerbe machst, rief Lore. Ich habe mit dem dummen Dinge nichts zu thun, und sie ist auch ganz weit von hier, bei einer Stadtherrschaft als Küchenmädchen.

— Ist denn ihr Vater gestorben? fragte Johannes.

— Nein, der lebt so ganz elend fort, antwortete das Mädchen; hat keinen, der ihm nur 'mal ein Stück Brod giebt — aber das hoffärtige Ding hat's hier im Dorfe nicht mehr gut genug gefunden.

— Höre Lore, ich bin vom Marschiren so müde, daß ich nicht gut tanzen kann, sagte Johannes. Ich will nur fort gehen — Du findest schon Einen, der mit Dir tanzt.

— O, Dich brauch ich nicht dazu! rief die Kronen-Lore ärgerlich und ließ ihn stehen. Johannes war so traurig, daß er fortging ohne sein Glas Bier auszutrinken.

Er ging durch's Dorf; es war noch alles wie sonst — nur die Kinder waren etwas größer und die Männer und Frauen etwas älter geworden; wie es mit dem Vieh war, konnte

er nicht sehen, das ist Sonntags im Stalle. Aber eins war doch anders und das that ihm recht von Herzen weh; man sagte nicht, so wie sonst, wenn er vorüberging: da geht der rothe Hans! oder grüß Dich Gott, Hans! er war ja fremd geworden in seiner Heimath, trug sogar andere Kleider als die Bauern im Gehrthal — aber wenn ihm die Lisbeth nur willkommen sagte, wie er es wünschte — er wollte sie anfinchen, und wenn sie noch so weit fortgezogen wäre!

Am äußersten Ende des Dorfes steht ein kleines Haus, das von Altersschwäche schief und bröcklich ist — darin wohnte Lisbeth's Vater, den man gewöhnlich den lahmen Martin nannte. Er war zu seiner Zeit einer der besten Tagelöhner gewesen — ein unglücklicher Fall beim Holzfällen hatte ihn zu jeder schwereren Arbeit untauglich gemacht, er spann und fristete damit kümmerlich sein Leben, bis Lisbeth helfen konnte, und sich nach Kräften bemühte, des Vaters Sorgen zu erleichtern.

Der lahme Martin saß am offenen Fenster, blies dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife und sah sehr verdrießlich aus. Johannes trat zu ihm mit freundlichem Gruße. Der Alte zog die Pfeife aus dem Munde, reichte dem Gaste die Hand und sagte:

— Es freut mich, daß Du nicht an mir vorbeigehst, wenn schon die Lisbeth nicht mehr daheim ist.

— Von der Lisbeth wollte ich gerade mit Euch reden, antwortete Johannes indem er sich zu ihm setzte; Kronen-Lore sagt, sie hätte Euch verlassen, um aus dem Elend heraus zu kommen.

Der lahme Martin runzelte die Stirne und murmelte böse Worte, aber er besann sich noch zur rechten Zeit und sagte:

— Gott verzeih mir meine Sünde! Fluchen will ich nicht. Aber das sag ich Dir, Hans, wenn alle Mädchen so brav wären, wie die Lisbeth, gäb's nicht so viel Trübsal in der Welt. Daß sie nicht so dammstark ist wie die Andern, ist nicht ihre Schuld, sie hat auch nicht so viel und so gut zu essen gehabt; aber geschafft hat sie früh und spät unverdrossen und ist oft die halbe Nacht nicht ins Bette gekommen, weil sie unsere paar Lumpen waschen und flicken mußte.

— Ich hab's wohl gewußt, daß sie brav geblieben ist, meinte Johannes; wie ist's aber gekommen, daß sie in Dienst gegangen ist?

— Nun schau, das war so: sie hat immer wenn's auf der Pfarre was besonderes zu thun gab dorthin kommen müssen, und weil sie anstellig ist, hat sie dort viel gelernt; und darauf ist fremder Besuch zu Amtmanns gekommen, und die haben eine Magd von hier mitnehmen wollen, weil sie in den großen Städten gar nicht viel taugen — und da hat die Pfarrersfrau gesagt: Martins Lisbeth wäre ein gutes Ding, das viel arbeitet und wenig ißt — und da haben sie mit der Lisbeth und mir geredet, und haben sie mitgenommen.

— Geht's ihr gut bei der Herrschaft? fragte Johannes.

— Ach Hans, das arme Mädel hat's nicht gut getroffen; sie ist nicht lange fort, da stirbt die Frau und sie muß sich einen andern Dienst suchen. Nun ist sie bei vornehmen Leuten, aber da gefällt's ihr gar nicht ein Bischen.

— Hat sie denn geschrieben, und sagt sie nicht, daß sie wiederkommen will?

— Sie will schon wiederkommen, antwortete Martin; aber erst will sie sich etwas verdienen, damit ich in meinem Alter nicht ganz so arm fortleben muß. Ach Hans, sie ist so brav! schon zweimal hat sie mir Geld geschickt; ein Mal zwei Thaler und das andere Mal drei — verdienen muß sie ganz viel — sie schrieb, das wäre Trinkgeld — aber sie ist doch immerfort traurig und ich werde auch nicht froh, bis ich das Mädel wieder hier habe.

— Hört, Martin, wenn Ihr etwas auszurichten habt, so sagt's, ich will zu der Lisbeth gehen, sagte Johannes; Ihr wißt's schon, daß ich sie gern habe und ich denke, Euch ist's recht, wenn ich mal komme und sage: jetzt bin ich Meister geworden und die Lisbeth soll meine Frau sein.

Martin schlug die Hände zusammen und rief mit deutlichem Erschrecken:

— Gott soll mich vor Sünde und Hochmuth behüten! Nein, Hans, rede nicht so stolz — wie willst Du Meister werden — und wie soll mein armes Kind so große Ehre haben?

— Nein, Martin, das ist kein Hochmuth, antwortete Johannes. Gearbeitet habe ich, wie einer nur kann; meine Sach' versteh' ich und zum Meisterwerden kommt's schon noch. Mein Gevatter hat mir dazu 50 Thlr. vermacht und gespart habe ich auch — und so denke ich, Ihr seid's zufrieden, und Ihr sagt mir, wo ich die Lisbeth finde, daß ich mit ihr reden kann.

— Gott vergelt's Dir, daß Du die alte Freundschaft nicht aufgibst! rief der lahme Martin. Wo die Lisbeth ist, das steht in dem Briefe, der zu zweit in der Bibel liegt, dort auf dem Simmis, wirst es schon herauslesen — und dann sag' ihr, ich wäre gesund und ich wollt's gern

ertragen, daß ich allein bin, wenn sie's nur gut hat. — Nur daß ich Keinen habe, der mir was flickt, das muß ich alle Tage bedenken.

3.

Es war Abend, als Johannes in die große Stadt einwanderte, wo er die Lisbeth finden sollte. Es war da so schön, wie er es noch nirgend gesehen hatte, und Menschen, Wagen und Pferde kreuzten sich überall und es war so viel Lärm, daß man hätte glauben können, es wäre Jahrmarkt; aber Johannes lernte bald einsehen, daß es alle Tage so war.

Er ging nach der Herberge, fragte nach diesem und jenem und zuletzt auch nach der Straße, wo die Lisbeth wohnte. Er hatte sich Alles aufgeschrieben und es fand sich, daß es gar nicht weit war. Ein Kind führte ihn bis an das Haus — man brauchte gar nicht zu fragen, wo wohnt die Herrschaft? denn in großen Städten haben alle Häuser eine Nummer, und so kann man sie ganz leicht unterscheiden. In dem Hause war es ganz schön: breite Treppen, lange Gänge, hohe Fenster. Endlich kam Johannes an eine Thüre, auf der war ein Schild mit dem Namen der Herrschaft, bei welcher Lisbeth diente. Johannes klingelte; ein kleiner Junge mit vielen blauken Knöpfen und Goldschnüren am Rocke machte ihm auf.

— Kann ich die Lisbeth sprechen? fragte Johannes.

— Die ist in der Küche — da links — gehen Sie nur hinein.

Johannes ging hinein — und da fand er die Lisbeth. Sie war noch größer geworden — aber er hätte sie doch überall gleich erkannt.

— Grüß Dich Gott, Lisbeth! mehr konnte Johannes nicht sagen.

Mit einem Schrei wendete sich das Mädchen zu ihm, aber im gleichen Augenblicke war sie auch bei ihm, hielt seine Hände fest und sah ihn an, so treu, so lieb, so freundlich wie sonst.

Es währte lange, bis sie sprechen konnten; aber dann gab es ein Fragen und Erzählen! Lisbeth nahm dabei die Kaffeetrommel wieder zur Hand, die sie gedreht hatte und der Schein des Feuers röthete ihr Gesicht — vielleicht hatte auch die Freude ihr das Blut in die Wangen getrieben — Johannes hätte sonst bemerken müssen, daß sie Herzeleid hatte oder krank war.

— Und nun will ich hier bleiben, Lisbeth! schloß Johannes seine lange Erzählung. Arbeit wird's schon geben; und dann sind wir doch wieder bei einander wie sonst. Sonntags gehen wir spazieren, und in der Woche seh' ich Dich auch wohl am Feierabend — und wenn Alles gut geht, und Du willst's nicht anders, so wirst Du meine Frau.

Das Mädchen nahm langsam die Trommel vom Feuer und legte sie auf den Heerd, so daß die Flammen hell emporschlugen und alles ringsumher beleuchteten — und dann wendete sie sich zu Johannes — ihr Gesicht war ganz verzerrt, die gefalteten Hände, die bleichen Lippen zitterten und in ihren Augen lag so viel Gram und Schmerz, daß ihm war, als sollte sein Herz bei diesem Anblick still stehen.

— Lisbeth, bist Du mir nicht mehr gut? fragte er endlich. Da schlug sie die Hände vor's Gesicht und brach in lautes Schluchzen aus. Dabei wurde ihr ganzer Körper so erschüttert, daß er meinte, sie würde umfallen. Er sprang zu ihr, nahm sie in die Arme und legte ihren Kopf an seine Schulter. Sie ließ es geschehen, daß er über ihre Haare, ihre Wangen strich, daß er ihre Stirn, ihre Lippen küßte. Endlich schlang sie die Arme um seinen Hals und wie es vorhin schien, als müßte sie in Traurigkeit vergehen, so war's nun, als hätte sie kein anderes Verlangen, als seine Liebkosungen zu erwiedern.

Es wurde heftig geklingelt; Lisbeth richtete sich auf und sagte:

— Ich muß zur Herrschaft hinein; Sonnabend Abend halten wir immer die Abrechnung; aber ich muß Dich sprechen; komm um neun Uhr an die Hausthüre, dann erzähle ich Dir Alles.

— Lisbeth, sag' mir nur das Eine: bist Du mir noch gut und willst Du mich nehmen?

— O, Hans, wie kannst Du fragen — ich habe keine frohe Stunde gehabt, als bis ich Dich heute gesehen habe. Aber geh' jetzt, um neun Uhr kommst Du wieder!

Johannes ging fort; wohin? das wußte er selbst nicht; nur immer vorwärts, immer vorwärts — und wenn er eine ganze Meile gelaufen war, kam er immer wieder in dieselbe Straße und vor das Haus, in dem die Lisbeth wohnte. Wenn man ungeduldig ist, sagt man oft: die Zeit geht gar nicht fort! aber sie geht — und ob man nun ruhig wartet oder schreit und klagt — was sie bringen muß, bringt sie, und wir können nichts davon ändern. Darum sagt auch das Sprichwort:

„Traget Holz und lasset Gott kochen."

Auch für Johannes gingen die zwei Stunden hin, und es hatte nicht lange neun Uhr geschlagen, als die Lisbeth herunter kam.

— Hier können wir nicht mit einander reden, sagte sie; aber komm in den Park, da weiß ich eine stille Bank.

Sie gingen schweigend neben einander und Johannes mußte Lisbeth nur immer ansehen. Er wurde traurig dabei — ihm war, als wäre sie ganz umgewandelt und er konnte doch nicht sagen, in welcher Art. Sie hatte sogar die Kleidung des Dorfes beibehalten; nur war der bunte, faltenreiche Rock von feinerem Zeuge und mit breiterem Sammt besetzt; die über die Schultern fallende Krause gestickt, und das schwarze Mützchen mit schweren Bändern verziert, die über den Rücken bis auf die Ferse hinunter fielen. Lisbeth sah eigentlich aus wie eine reiche Bauerntochter.

Im Parke war es wunderschön: es wehete leise durch die hohen Bäume; man hörte Springbrunnen plätschern und Nachtigallen singen; das Geräusch der großen Stadt kam nur wie ein dumpfes Brausen aus der Ferne herüber.

— Hier ist die Bank, die ich meine, sagte Lisbeth — sie setzten sich, und er nahm ihre Hand zwischen seine Hände und sah ihr in's Auge und fragte endlich:

— Lisbeth, willst Du mich lieb haben? willst Du meine Lisbeth sein?

Da zuckte wieder derselbe furchtbare Schmerz über des Mädchens Gesicht — ihre Lippen bewegten sich, aber es kam kein Ton aus der heftig wogenden Brust. Man sah es ihr an, daß sie hätte weinen mögen — aber sie konnte nicht.

— Lisbeth, bist Du mir bös? fragte Johannes. Gott weiß es, daß ich Dir nicht mit Fleiß Unrecht gethan habe. Ich habe Dich aber so lieb wie sonst und noch vielmehr.

Er legte den Arm um ihre Schulter und wollte sie an sich drücken, aber sie machte sich von ihm los.

— Hans! sagte sie, so leise, daß er es kaum verstand; Hans! ich bin es nicht werth, daß Du mir gut bist.

— Du hast einen Andern lieber als mich? Du hast einen Schatz? rief Johannes.

— Nein, sagte das Mädchen, ich habe keinen Schatz, ich bin ein armes verlassenes Ding, und ich habe Dich lieb, Hans — aber ich bin schlecht — o Hans! ich bin so unglücklich!

— Lisbeth! sagte er, erzähle mir nur, was Dich drückt; es wird sich schon noch machen lassen. Aber Vertrauen mußt Du zu mir haben.

— Ja, ich will Dir Alles, Alles sagen! rief das Mädchen. O sei barmherzig, wie unser Herrgott barmherzig ist!

Sie drückte seine Hände an ihr Herz und sah ihn wieder mit den großen blauen Augen so innig an, daß ihm ganz warm und weh dabei zu Muthe war.

— Erzähle, Lisbeth! bat er und sie begann:

— Du weißt schon, wie es gekommen ist, daß ich vom Gehrthal wegging. Es war recht traurig in mir, Hans, denn wenn wir auch bei meinem guten Vater nichts als Armuth hatten, waren wir doch zufrieden, wenn es nur halbwegs mit der Arbeit gut ging. Aber hier war wohl Alles ganz gut, und ich konnte nicht klagen; aber es war doch gar Keiner, der mir einen guten Tag bot.

— Sieh, Lisbeth, so ist mir's auch gegangen; in der ersten Zeit habe ich gemeint, daß ich am Heimweh sterben müßte und dann habe ich doch wieder gute Tage gehabt.

(Fortsetzung folgt.)

Wie es dem Karllob auf der Messe ging.

Heutzutage, in dieser Zeit der Wunder, können jedem Sterblichen Dinge passiren, von denen man sich sonst nichts träumen ließ. Daher ist es nicht zu verwundern, daß auch ein armer Großknecht, als er einmal das Weichbild seines heimischen Dörfchens verließ, Erlebnisse hatte, die die Begriffe aller Großknechte auf zwanzig Meilen in der Runde überstiegen.

Karl Gottlob Ferkel, nach Bauernart kurzweg der „Karllob" genannt, war ein aufgeweckter Bursche, der manche Schnurre im Kopfe hatte und deshalb gewissermaßen als der Lustigmacher seines Dorfs angesehen wurde, weshalb er von sich selbst, da er auch dichtete, zu sagen pflegte:

„Karllob Ferkel
Macht oft en' Schnerkel."

Außerdem war er Großknecht bei einem wohlhabenden Bauer und noch nie aus dem Dorfe, in welchem er geboren war, herausgekommen. Seinetwegen, der von frühester Kindheit an nur mit harter Arbeit beschäftigt gewesen war und ganz wenig Schulunterricht genossen hatte, hätte die Welt außerhalb seines Dorfes immerhin können vernagelt sein, denn er wußte fast gar nichts davon, so viel stand indessen fest, daß Karllob selbst nicht vernagelt war. Denn was sein Herz betraf, so saß dasselbe unter seinem groben Leinenkittel nicht nur gerade auf dem rechten Flecke, sondern es war auch so warm und jugendkräftig verliebt, wie es bei einem tüchtigen Burschen auf dem Lande nur möglich war, der eben in seiner vollsten und gesündesten Jugendkraft stand. Es gab nämlich im Dorfe eine gewisse Rosine, ein nettes, rüstiges Bauermädchen, welches zwar so arm wie eine Walddrossel, aber auch so munter wie eine solche war, und das als Magd auf dem Rittergute des Dorfes vermiethet war. Sie war vielleicht das hübscheste Mädchen im ganzen Dorfe.

Nun hatte sich Karllob die große Rosine in den Kopf gesetzt, besagte Rosine zur heirathen, trotz dem, daß noch 12 andere junge Bauerburschen, die mehr einzubrocken hatten als er, ebenfalls ein, oder auch beide Augen auf Rosinen geworfen hatten.

Rosine ihrerseits ließ sich übrigens von Karllob in allen Ehren den Hof machen, er durfte sie des Sonntags zu Tanze führen, obgleich sie es sich nicht nehmen ließ, auch mit andern jungen Burschen zu tanzen, worüber er nicht selten ein schiefes Gesicht schnitt. Wie es bei allen jungen verliebten Leuten vorkommt, es gab zuweilen darüber Erörterungen, man schmollte gegenseitig, man sprach ein paar Tage nicht miteinander, und söhnte sich endlich am Brunnen wieder aus.

Das Ding wiederholte sich jedoch zu oft und Karllob beschloß, einmal gerade mit der Thür in's Haus zu fallen und Rosinen geradezu zu fragen, ob sie ihn heirathen wolle oder nicht.

Er führte diesen Vorsatz eines schönen Abends auch wirklich aus und paßte dazu die Gelegenheit ab, wo Rosine in ziemlicher Dunkelheit, die ja allen Verliebten so günstig ist, zu dem mitten im Dorfe gelegenen Brunnen ging. Ohne große Umschweife rückte er mit seiner Frage heraus.

Rosine blickte ihn ganz schelmisch von der Seite an, und da auf eine so offene Frage auch eine ebenso offene Antwort gehört, so sagte sie:

„Höre, Karllob, wenn Du mir einen recht großen Gefallen thust, so will ich Dich heirathen. Aber abschlagen darfst Du es mir nicht!"

„Nun, so sag' an, was willst Du?"

„Du sollst mich nächsten Sonntag nach der Stadt auf die Messe führen." —

(Siehe die Abbildung auf Seite 101.)

Karllob schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und erschrak nicht wenig über das, seinen Begriffen nach, sehr kühne Vorhaben seines Schatzes, jedoch nach einem kurzen Besinnen, während dessen ein kleiner Seufzer der Besorgniß seine Brust gehoben hatte, säumte er nicht, Rosinen zu versichern, daß er recht gern dazu bereit sei, ihren Wunsch zu erfüllen und sie, und zwar gleich nächsten Sonntag, auf die Messe zu begleiten, wenn er und sie von ihren Dienstherrschaften die Erlaubniß zu einer Reise auf die Messe erhielten, nur machte er noch die wohlbegründete Bemerkung, daß an einem einzigen Tage zu einem Gang auf die Messe am Ende die Zeit nicht zureichen würde, denn das Dorf sei fünf volle Stunden von der Stadt entfernt, und fünf Stunden Wegs nach der Stadt — dies solle sich Rosine überlegen, und fünf Stunden wieder zurück — wie wenig würde dabei Zeit zur Wandrung auf der Messe übrig bleiben, und wie todemüde würden Beide, wenigstens Rosine, Abends wieder ankommen.

„Ei was!" wandte diese ein, „wir brechen Beide recht frühzeitig auf und gehen zwei Stunden weit nach dem Dorfe, wo früh um sieben Uhr der Dampfwagen anhält; dort fahren wir auf der Eisenbahn nach der Stadt und haben den ganzen Tag vor uns. Es wird uns großes Vergnügen machen, den Dampfwagen einmal zu sehen und gar auf demselben mitzufahren, was wir Beide noch nicht erlebt haben. Wenn wir dann auf der Messe eingekauft und uns überall recht umgesehen haben, gehen wir gegen Abend wieder nach Hause, wenn wir auch etwas spät und ein bischen müde wieder ankommen."

So wurde das wichtige Unternehmen, auf nächsten Sonntag nach der Stadt zur Messe zu reisen, zwischen Beiden beschlossen und festgestellt. Karllob hatte sich von seinem schwer verdienten Dienstlohn während einer Reihe von Jahren einen kleinen Schatz zusammengespart, der wohlverwahrt in harten preußischen Thalern tief auf dem Boden einer altväterischen verschlossenen Truhe in einen wollenen Strumpf eingepackt ruhte. Jetzt nun zitterte der arme Großknecht, daß es höchst wahrscheinlich arg über den sauer erworbenen Inhalt des vollen Strumpfes her-

gehen würde, aber seine Liebe zu Rosinen überwand alle Bedenklichkeiten.

Am Abend vor dem Sonntag, wo die Meßreise vor sich gehen sollte, öffnete Karllob im Dunkeln vor dem Zubettgehen ganz sachte die alte Truhe, suchte seinen verborgenen Schatz hervor und entledigte den wollenen Strumpf zur Hälfte seiner klimpernden Silberstücke, die er in einen kleinen ledernen Beutel und diesen unter das Kopfkissen steckte.

Mit der Morgenröthe stand das Pärchen reisefertig.

Beide nahmen sich in ihrem Sonntagsstaate recht stattlich aus und wanderten über die duftigen Wiesen rüstig fürpaß, bis die Sonne aufging, die Rosinen so freundlich in's Gesicht leuchtete, daß diese sie mit einem schönen Doppelthaler verglich.

Bei dem Worte „Doppelthaler" wurde Karllob plötzlich käseweiß im Gesicht und rief vor Schreck: „Herr Je!"

„Was ist Dir denn? Karllob!" fragte Rosine.

„O Jemine, o Jemine!" jammerte dieser, „ich habe gestern Abend meinen Geldbeutel unter's Kopfkissen gesteckt und habe ihn vergessen."

Und wie ein gehetzter Hase rannte er, Rosinen stehen lassend, nach dem Dorfe zurück.

„Ei, ei!" sagte diese, „das fängt gut an; na, wenn er nur zur rechten Zeit noch zum Dampfwagen kommt, ich will immer hingehen und sagen, daß sie ein ganz kleines Bischen warten sollen."

Und eiligst schürzte sie ihr saubres Röckchen auf, packte den großen Familienregenschirm, den sie mitgenommen hatte, fester und langte nach einer Stunde schweißtriefend am Haltpunkte an, wo sie erfuhr, daß sie noch eine gute Stunde zu warten habe.

Rosine that einen Freudensprung, als sie hörte, das noch so viel Zeit übrig sei. Indessen verfloß diese Stunde sehr schnell und allmählig fanden sich immer mehr Leute ein, welche auf den Dampfwagen warteten. Karllob war immer noch nicht da, Rosine wurde ungeduldig. Endlich wurde der Himmel etwas trübe und es drohte zu regnen.

Schon bemerkten einige der Anwesenden, daß der Dampfwagen nun gleich kommen müsse, schon erfaßte Rosinen eine namenlose Angst, und schon hörte man es in der Ferne brausen und tosen, als sich von der andern Seite eine schreiende Stimme hören ließ, welche rief: „Heda! halt! halt! ich komme schon!" und Karllob mit gleichen Beinen unter die Menge sprang und Rosinen beim Arme packte.

Zu gleicher Zeit begann es ziemlich derb zu regnen und der galante Großknecht riß Rosinen den Familienschirm aus den Händen und spannte ihn auf. In demselben Moment wurde auch das Lärmen und Sausen immer lauter, eine Dampfsäule stieg empor, ein gellender Pfiff ertönte und heranbrauste mit einer langen Wagenreihe die Lokomotive. Rosine schrie vor Schreck laut auf, und Karllob wurde es im Ernste Angst vor der Lokomotive, die wie ein wüthendes Ungethüm herangeschossen kam, so daß er beinahe zurückgesprungen wäre. In diesem Augenblicke rief ein junger Mensch, der hinter dem Pärchen stand:

„Um's Himmels Willen! ziehen Sie ihren Regenschirm ein; die Lokomotive wird sonst scheu."

Wie der Blitz reßte Karllob den großen Familienschirm ein und blickte angstvoll auf die Lokomotive, während ein lautes Gelächter unter den zunächst stehenden Personen erfolgte. Als sich nun Karllob im nächsten Augenblicke überlegte, daß ja die Lokomotive kein unvernünftiges Thier, sondern bloß eine Maschine sei, wollte er höllisch grob werden. Indessen hatte er jetzt wirklich nicht Zeit dazu, weil er bemerkte, daß sich alle Welt an die Wagen drängte, und daß man sich wahrscheinlich sehr dazu halten müsse, um Plätze in den Wagen zu bekommen. Rosine und ihr Schatz wurden von einem Konduktenr in ein Koupé geschoben und gleich darauf brauste der Zug weiter. Bisher hatte sich der gute Karllob noch nie auf einem andern Wagen befunden, als auf einem mit Ochsen bespannten Leiterwagen, daher glaubte er jetzt nicht anders, als in einem Fuhrwerk zu sitzen, das direkt zur Hölle fahre; er dachte, so rasch müsse der feurige Wagen des Propheten Elias gelegen sein, von dem er in seinen Kinderjahren einmal in der Schule gehört hatte, daß er zum Himmel gefahren sei. Es schwindelte ihm ordentlich, als er sah, mit welcher rasenden Schnelligkeit Felder, Anhöhen und Bäume vorbeiflogen. Nicht minder wunderbar war es Rosinen zu Muthe; diese faß da mit offenem Munde, blickte nur immer in's Freie hinaus und fand nicht einmal Zeit, einige Worte mit ihrem Bräutigam zu reden. Die jungen ländlichen Reisenden hatten sich noch lange nicht von ihrem Staunen erholt, als der Dampfwagen bereits sein Ziel erreichte und im Bahnhofe anlangte.

Nun aber that sich erst recht eine ganz neue Wunderwelt vor Beiden auf. Karllob hatte wohl vordem auch schon einmal im Gedränge gestanden, nämlich auf dem Kirchhof seines Dorfes, als der Gutsherr gestorben war und feier-

lich begraben wurde; aber in ein so polizeiwidriges Gewühl, zwischen lauter stockfremden Leuten, die sich alle stießen, drängten und schuppten, war er noch niemals gerathen.

Er fand sich daher mehrmals veranlaßt, zu seinen Hintermännern zu sagen: „Hör'n Sie drängeln Sie hier nich so!" aber diese lachten ihn aus, und er nahm daher aus Desperation endlich seine Rosine so fest unter den Arm, daß diese schrie, drückte zwei alte Herren bei Seite, die etwas von „groben Bauerflegel" fallen ließen, trat einer ebenfalls nicht ganz jungen Dame auf die Füße, welche in Ohnmacht fiel, und rettete sich, als eine Fluth von Verwünschungen, ihn selbst betreffend, sein Ohr erreichte, durch schleunige Flucht, so daß Rosine, die er noch immer unter dem Arm geklemmt hielt, ihm kaum zu folgen vermochte. Athemlos hielten Beide erst an, als sie sich mitten in der Stadt befanden, und an eine, aus Stangen aufgebaute Schnsterbude stießen, die prasselnd und mit vielem Gepolter zusammenstürzte.

Mit wüthender Geberde sprang die Schustersfrau aus Großtzsch, deren Bude sie eingerannt hatten, herbei und hielt Karlloben an der Jacke fest, während ein Wasserfall schöner Redensarten ihrem Munde entströmte. Der arme Großknecht konnte sich auf keine andre Weise von der beleidigten Fußbekleidungsfabrikantin befreien, als daß er ihr erstlich die Bude wieder aufrichten half und zweitens für Rosinen ein paar Pantoffeln kaufte, von denen die Sage geht, daß die gute Rosine einen davon in dem kürzlich errichteten Ferkel'schen Hauswesen sehr gut zu regieren verstehe.

So war also der erste und ziemlich ominöse Einkauf gemacht und nunmehr gab es für Beide weiter nichts zu thun, als fortwährend die Augen aufzumachen. Was war hier nicht Alles anzuschauen und zu begaffen! Die breiten, oft himmelhohen Häuser, die langen gepflasterten Straßen, die vielen geputzten Leute, die mitunter in so seltsamen Anzügen erschienen, daß ein gesunder Menschenverstand darüber den Kopf schüttelt, die polnischen Juden mit ihren langen Bärten, die Tyroler, Slowaken und Drahtbinder; — die offenen Verkaufsläden, angefüllt mit allen möglichen, zum Theil sehr kostbaren Dingen; die glänzenden Kutschen u. s. w. — Karllob hätte sich kaum getraut, auf den glatten Trottoirs zu gehen, wenn er nicht gesehen hätte, daß andre Leute auch darauf herumliefen.

Auf einem der vielen großen Zettel, mit denen die Ecken der Häuser beklebt waren, studirte der gute Karllob mit Mühe die Worte heraus: „Luftballan" und „Korwell." Um einige Auskunft darüber zu erhalten, faßte er sich ein Herz und fragte einen Herrn, was das für eine Bewandtniß mit dem Luftballon habe. Nachdem er ausführlich darüber belehrt worden war, wurde sogleich beschlossen, sich Nachmittags an den Ort, wo der Luftballon aufsteigen sollte, zu begeben und das Wunder mit anzusehen. Rosine wollte erst noch wissen, was wohl das Wort „Korwell" zu bedeuten habe; hierauf legte Karllob den Finger an die Nase, sann eine Weile nach und sagte: „So heißt gewiß der Mann, dem der Luftballon gehört," — wodurch unverkennbar bewiesen ist, daß Karllob bei geeigneter Gelegenheit seinen aufgeweckten Verstand nützlich anzuwenden verstand.

Das hierauf erfolgende Einkaufen entbehrlicher und unentbehrlicher Gegenstände, welches zum Theil in den Achtzehnpfennig- und Zweigroschenbuden statt fand und eine Hauptepoche in dem Lebensabschnitte unsrer Reisenden bildete, giebt jedoch weniger Stoff für unsre Meßannalen, als der Besuch der sogenannten Meß- oder Schaubuden, nach welchen das wandernde Paar alsbald seinen Weg einschlug.

Die Besichtigung eines Affentheaters, in welches Karllob und Rosine zuerst eintraten, gewährte ihnen ein außerordentliches Vergnügen. Hierauf besahen sie sich die großen Bilder vor den Menagerien und Zaubertheatern, hörten eine Weile auf die Musik der Bergleute, Leierkasten

und Harfenmädchen und kamen endlich in die Nähe eines Mannes, der bei einer Elektrisirmaschine stand und mit gewaltiger Deklamation das umstehende Publikum aufforderte, sich elektrisiren zu lassen. Karllob besah sich das Ding, das er begreiflicher Weise noch nie gesehen, von allen Seiten und konnte sich durchaus nicht erklären, was das eigentlich sein möchte. Da er jedoch sah, daß es immer gedreht wurde, so sagte er halblaut zu Rosinen: Das Ding müsse wahrscheinlich eine Kaffeetrommel sein. Diese Bemerkung war sowohl von dem Besitzer der Maschine, als von den zunächst stehenden Leuten gehört worden und Karllob hatte wiederum die Ehre, die Lachmuskeln der Umstehenden in Bewegung gesetzt zu haben. —

„Kommen Sie, meine Errschaften!“ rief jetzt der Mann mit der Elektrisirmaschine, der ganz darnach aussah, sich mit Karllob einen Spaß machen zu wollen, „kommen Sie und laß Sie sich einmal elektrisir. Es kostet blos eine Kleinikeit. Sie erhalt' ein leichte Schlak im Körper und fühl' sik dann ganz kesund kemakt. Diese Manöver sein von alle kroße Potentate von Europa probat kefunde. Die Wirkung des elektrischen Schlakes sind bei verschiedene lebendike Wesen kanz verschieden. Ein Elephant wird eine elektrische Schlak gar nit empfind', ein Vokel wird dadurch sein kaput, eine Mensch fühlt denselben nur aukenehme, und ein Esel, der etwas ist schwach von Natur und in diese Hinsicht nit kann viel vertrage, wird von eine elektrische Schlak fallen zu Boden. Kommen Sie, mein Err!“ — und hierbei wendete sich der Mann zu Karllob — „machen Sie einmal den Versuch.“

Unser Meßreisender wollte nicht recht daran, fühlte sich aber von Rosinen in die Seite gestoßen, und deutete diesen Rippenstoß für eine Aufforderung, den Versuch zu machen, er gab also dem Mann ein paar Pfennige und empfing dafür, während der Mann zu drehen begann, den Draht in die Hand. Plötzlich fühlte er sich im ganzen Körper von einem so gewaltigen Schlag erschüttert, daß er augenblicklich auf dem Erdboden saß.

Ein lautes Spottgelächter ertönte rings im Kreise. „Rha! ein Esel, von schwacher Natur! Freund Asinus, wie er sich hat elektrisiren lassen!" schrie ein Haufe von Schulbuben und Alles lachte im Chor.

Indessen raffte sich Karllob sogleich wieder vom Boden auf und ging mit geballter Faust auf den Besitzer der Elektrisirmaschine los. Rosine aber, welche ein Unglück fürchtete, hing sich hinten an seine Jacke fest, so daß er den Mann nicht erreichen, sondern nur schreien konnte:

„Hör' Er, Er mit seinem Dings da, wenn Er etwa glaubt, daß man dazu sein Dings da braucht, um zu wissen, wie es ist, wenn Einem der Schlag trifft, so irrt Er sich. Wenn Er aber einmal eine andere Art und Weise probiren will, so komm Er in unser Dorf, zu unserm Fleischer, bei dem hat schon manchen Ochsen der Schlag getroffen."

Wieder ertönte Gelächter ringsum, welches jetzt mehr dem Experimentenmann galt, welcher daher rief: „Sie selbst ein Ochs sein, mein Err!"

„Was! ich ein Ochse?" schrie Karllob, „ei, da soll doch gleich ein Donnerr—" und wie der Blitz riß er sich von Rosinen los und versetzte dem Elektriseur eine Ohrfeige, daß es knallte.

Nun aber regnete es Püffe von allen Seiten auf den armen Karllob, weil er ausgeschlagen hatte; schnell bildete sich ein Auflauf um ihn her, man schimpfte, schrie und lachte, und von Weitem zeigte sich die Polizei.

Als Karllob hörte, daß die Polizei im Anzuge sei, welche er sich als die schrecklichste Macht der Erde vorstellte, bemächtigte sich seiner eine wilde Verzweiflung und wie ein wüthender Stier durchbrach er die Massen rings um ihn her. Alles flog zur Seite, mehrere Menschen wurden niedergerannt und der unglückliche Großknecht, den eine lustige Rotte verfolgte und jagte, gerieth, nach zehnminutenlanger Hatz, mitten in eine Bude, wo er auf einen Schenktisch plumpte und 14 Biergläser zerschlug, nicht gerechnet 3 Schnapsgläschen, die unter die Tische rollten. Mehrere Dabeistehende wurden mit Bier überschüttet und erhoben ein schreckliches Geschrei.

Hinter dem Tische aber stand ein, halb als Reiter, halb als Griechin gekleidetes Frauenzimmer, welche, für den Augenblick verblüfft, den armen Pechvogel Karllob mit großen Augen anstarrte. Dieser, welcher sie für die Besitzerin der Bude halten mochte, sagte: „Geehrteste Dame, nehmen Sie es nicht übel, ich will Alles bezahlen, nur lassen Sie mich hier ein Bischen verstecken, und geben Sie mir ein Glas Schnaps."

„Schnaps!" sagte ziemlich schnippisch die Dame, welche Niemand anders als das Schenkmädchen war, „Schnaps wird hier nicht verschenkt, sondern nur Liqueur."

„Hier ist keine Schnapsbude!" fingen nun die mit Bier begossenen Gäste an, und rückten von allen Seiten auf den Großknecht los. „Schmeißt den groben Kerl 'naus!"

„Ja, der uns mit Bier begossen hat! Hinaus!"

„Erst bezahlen!" schrie das Schenkmädchen.

„Ja, erst bezahlen und dann 'naus mit ihm!"

„Hol' euch Alle der Teufel!" brüllte nun Karllob, der sich wieder zu erhitzen begann, „Ihr Stadtvolk denkt wohl, Ihr könnt mich zum Narren haben, weil ich zum ersten Male —" doch er verschluckte den Nachsatz und warf mit den Worten: „Hier ist Geld!" ein paar Thaler auf den Tisch.

„Was? der Kerl will wohl hier dicke thun?" riefen wieder Andere, „i Du infame Landpflanze!"

Und nun ging der Spektakel auf's Neue los; Karllob wollte grob werden, zog aber dabei den Kürzern und wurde, unter allgemeinem Halloh der Anwesenden, zur Bude hinaus gemaßregelt, wo er seiner Rosine in die Arme flog, die beim Elektrisirer von ihm abgekommen war und zu der Ansicht gekommen zu sein schien, ihren Karllob da suchen zu müssen, wo der meiste Spektakel war.

„Himmelsappyment!" schrie Karllob, „hole der Teufel die Messe und das ganze Stadtvolk, hier wird man ja seines Lebens nicht froh. Gleich auf der Stelle gehe ich wieder nach Hause. Komm, Rosine!"

„I lieber gar! wir müssen doch erst noch den Luftballon sehen!"

„Ach, Schade auf den Luftballon! ich hab's satt. Ich gehe gleich von hier aus zu Hause und mich bringt so balde Niemand wieder in die Stadt." —

„Na, das wäre noch schöner, wenn ich wegen Deiner Dummheiten den Luftballon nicht sehen sollte! Denkst Du denn, ich bin blos wegen Dir mit auf die Messe gegangen? Immer lauf' Du zu Hause, aber ich gehe nicht eher fort, als bis ich den Luftballon gesehen habe und werde mich auch ohne Dich nach Hause finden."

„Nu, 's ist ja gut. Ich gehe ja mit," sagte Karllob, und sie gingen nach dem Platze, wo der Luftballon steigen sollte.

Hier kamen ihnen sogleich zwei fremde Herren entgegen, wovon der Eine sagte: „Ah, very well! ick finden schon, was ick suchen."

Und zu Karllob gewendet, fuhr er fort: „Ick haben gemacht eine Wette mit der Herrn Korwell, weil ick wollen —"

Doch er wußte sich nicht weiter auszudrücken, und der andere, welcher ein Lohndiener war, nahm für ihn das Wort.

„Dieser Herr hier ist ein vornehmer Herr aus England, ein Lord —"

„Ja, ick sein ein englisch Mensch, ein Lord," sagte der Engländer.

„Der Herr Lord," fuhr der Lohndiener fort, „hat für sich und seine Frau Gemahlin einen Platz in dem Luftballon gemiethet, der nun bald aufsteigen wird, aber die Lady, die Frau Gemahlin des Herrn Lords, hat keine Lust mitzufahren —"

„Ja, Milady haben keine Lust, mitzufahren mit die Ballon."

„Und deshalb," fuhr der Andre fort, „will nun der Herr Lord auch nicht mitfahren, er hat aber mit dem Besitzer des Ballons eine Wette gemacht, daß er binnen einer halben Stunde ein Paar Bauersleute finden wolle, die den Muth hätten, an der Stelle des Herrn Lords und dessen Gemahlin mit dem Ballon mit aufzufahren, ohne daß denselben eine Belohnung dafür angeboten würde. Darauf, keine Belohnung zu bieten, hat der Herr Lord sein Ehrenwort gegeben."

„Ja, ick haben geben mein Ehrenwort," versicherte der Engländer.

„Wenn Sie nun Beide," nahm der Lohndiener wieder das Wort, „Kourage haben und dem Herrn Lord den Gefallen thun wollen, sich in die Gondel des Luftballons zu setzen, so gewinnt dadurch der Herr Lord eine hohe Wette, denn er hat mit dem Herrn Korwell um hundert Guineen gewettet, macht nach unserm Gelde über sechshundert Thaler."

„Ja, ick haben gewettet um hundert Guineen. Wollen Sie Beide mitfahren?" fragte der Lord.

Karllob und Rosine hatten unverwandten Blicks die beiden Fremden angegafft, schienen aber noch nicht recht begriffen zu haben, bis nach der letzten Frage des Lords Rosine herausplatzte: „Mitfahr'n soll'n mer? Ei Karllob, ich mache mit, das muß ja noch schöner wie auf dem Dampfwagen sein!"

Karllob kratzte sich bedenklich hinter den Ohren und sagte: „Aber Rosine, wenn wir nun Beide herunterfallen und den Hals brechen!"

„I!" versetzte Rosine, „wenn der Herr Korwell, der mit drinne sitzt, nicht herunterfällt, so werden wir Beide auch nicht gleich herunterpurzeln."

Karllob schien jedoch noch immer nicht viel Lust zu verspüren, dachte vielmehr, man wolle sich wieder einen Spaß mit ihm machen, und sagte daher: „Ei, was krieg' ich denn, wenn ich mitfahre?"

„Eine Ohrfeige, Du Hasenfuß!" sagte Rosine. „Pfui schäme Dich, denkst Du denn, ich soll mir allen Spaß von Dir verderben lassen? So was wird uns im ganzen Leben nicht wieder angeboten, und wenn Du nicht willst, so fahre ich alleine mit."

Und der Lohndiener, welchem der Wette wegen blos an einer Person nichts gelegen sein konnte, fügte, an Karllob's Ohr gelegt, hinzu:

„Dummer Teufel! fahr' sammt Deinem Mädchen mit. Hinterher wird Dir's gewiß eine Hand voll Thaler von dem reichen Herrn eingetragen."

Diese Sprache verstand Karllob viel besser, als die vorhergehenden wohlgesetzten Redensarten, und er entschloß sich ohne weiteres Zögern. Nachdem nun Rosine noch von dem Lord genau ausgefragt worden war: wer sie wären, wie sie hießen, wo sie wohnten? welche Notizen derselbe genau in seine Brieftasche schrieb, wurde das Pärchen zum Staunen des Publikums in die Nähe des Luftballons geführt und setzte sich dann sogar in die Gondel des Ballons hinein.

Was das Publikum dazu sagte, als die ländlichen Reisenden mit Herrn Korwell in die Luft stiegen, mit ihm über der Stadt schwebten und endlich in den Wolken verschwanden, haben wir nicht erfahren, weil wir dasselbe nicht darüber befragten. Und was Karllob und Rosine selbst sagten, hat Herr Korwell nicht verrathen. Soviel aber ist zu unsern Ohren gekommen, daß Rosine, als sie kein Land mehr unter sich erblickte und sich rings von Wolken eingehüllt sah, zu schreien anfing, und Karllob die denkwürdigen Worte hervorstieß: „Hier ist es verflucht kalt!"

Als der Ballon sich wieder zur Erde herabzusenken begann, waren Stadt und Messe und Gewühl, und Schau-, Kauf- und Trinkbuden verschwunden. Ueberall Felder und Wälder und Teiche und Fluren und in der Ferne ein Dörfchen. Und was das merkwürdigste war, dieses Dörfchen war Karllob's und Rosinen's Heimath. Durch Hülfe herbeieilender Landleute wurde der Luftballon in Sicherheit gebracht, Herr Korwell reiste zu Lande nach der Stadt zurück und Karllob that sich nicht wenig dicke, durch die Luft wieder zu Hause angelangt zu sein.

Nach kurzer Zeit langte nun zum Ueberfluß noch ein hübsches Geschenk vom englischen Lord an Karllob und Rosinen an, welche übrigens Niemandem vertraut haben, in wie viel dasselbe bestand.

Wenn aber Karllob später auf seine Meßreise zu sprechen kam, sagte er immer: „Das Stadtvolk ist doch nicht so schlecht, als ich erst gedacht habe, und wenn's sich's wieder macht, verrede ich's nicht, noch einmal zur Messe zu geh'n."

Die Brautnacht zu Lauterstein.

Vaterländische Novelle.

(Nebst den Ansichten der Schlösser Lauterstein und Wolkenstein.)

Es war in dem finstern Thale in der Nähe der Burg Lauterstein, wo die wildschäumende Bockau von den Gränzmarken Böhmens herabströmt. Ein rauher Morgenwind wehete todesschauernd durch den dunkeln Fichtenwald und das Morgenroth schimmerte durch die Klüfte der steilen Felsenwände, das blutige Werk, das hier geschehen sollte, hochroth beleuchtend. Die Wellen des Bergstroms brausten grollend an den unverwüstlichen Klippen vorüber, gleichsam empört über das hier stattfindende Beginnen, mit ihrem weißen Gischt die alten Granitmauern anspeiend.

Zwei ritterliche Jünglinge, zum ernstlichsten Kampfe gerüstet, standen, mit dem Schwert in der Faust, einander gegenüber. Aus den Augen Beider blitzte ein tödtlicher Haß; noch heller, als der scharfgeschliffene Stahl ihrer entblößten Klingen. Nur Einer durfte lebend den Platz verlassen; so stand in Beider Blicken deutlich zu lesen. — Konrad, der Sohn des Grafen Georg von Berbisdorf, Besitzers der Burg Lauterstein, war der Eine, Ottokar von Kolowrat, ein junger böhmischer Edler, der Andere.

Im hohen Schlosse zu Wolkenstein am Strande der Zschopau, wo jetzt Herzog Heinrich der Fromme Hof hielt, blühte unter den Edelfräuleins der Frau Herzogin eine zarte Rose, hold und frisch wie Schnee im Alpenglühen, die liebliche Adeline von Lengenfeld, und diese junge Rose war eben die Flamme, die den Kampf entzündet hatte, den die beiden Ritter zu beginnen im Begriff standen. Adeline liebte Ottokar, den jungen Böhmen, den sie in ihrer Heimath kennen gelernt hatte, bevor sie Hofdame bei der Herzogin geworden war; aber der junge Berbisdorf, mit Leidenschaft in das Fräulein von Lengenfeld entbrannt, hatte sich um die Hand Adelinen's beworben. Der Vater Konrad's war reich und mächtig und wünschte, da er, hochbejahrt und kränklich, den Tod herannahen sah, seinen Sohn noch vor dem Ende seiner Tage vermählt zu sehen. Der Herzog und die Herzogin begünstigten die beabsichtigte Verbindung Konrad's mit dem Fräulein von Lengenfeld, während Adelinen's Eltern dieselbe ihrer Tochter geradezu befahlen. — Adeline, machtlos, den Verhältnissen zu widerstehen, mußte ihrem geliebten Ottokar mit dem heitern, kühnen Angesicht und dem dunkeln brannen Lockenhaar entsagen. Sie war unglücklich, und seitdem sie die Gewißheit hatte, die Gattin Konrad's werden zu müssen, trug sie keine rothen, sondern nur weiße Rosen, keinen funkelnden Juwel, sondern nur Perlen, die wie Thränen schimmerten, in ihrem blonden Haar. Ottokar aber hatte beim letzten Abschied seiner Geliebten bei dem Kreuze des Erlösers und der Asche seiner Ahnen zugeschworen, daß, so lange er am Leben sei, Adeline nie die Gemahlin eines Andern werden solle, und daß er sie erretten und — sei es durch Kampfgetümmel, Feuersbrunst oder Wasserfluth — nach seinem Ritterstz in Böhmen entführen wolle.

Konrad von Berbisdorf hatte von dem Liebesverhältniß zwischen Ottokar und Adelinen mehr erfahren, als es beburfte, seinen wilden, jähzornigen Charakter in Flammen zu setzen. Der junge Graf schäumte gegen seinen Nebenbuhler, und es war ihm der Gedanke unerträglich, daß ein Anderer als er auf Erden leben sollte, nach dem sich Adelinen's Herz in Liebe sehne. Rauh von Sitten und stark von Faust, wie er war, that er daher, was dem Wesen eines auf einem finstern Felsennest in wilder Gebirgsgegend geborenen jungen Ritters vollkommen entsprach, er sandte dem Kolowrat einen Fehdehandschuh und ließ ihn mit allen Formalitäten ritterlichen Gebrauchs zu einem Zweikampf auf den Tod herausfordern. Ottokar säumte keinen Augenblick, den Kampf anzunehmen, und jetzt war die verhängnißvolle Stunde gekommen, wo Beide von den gewaltigsten Leidenschaften, von

Liebe und Haß bis zur Wuth entflammt, Mann gegen Mann einander gegenüberstanden. Die beiden Ritter hatten jetzt die Visiere ihrer schwarzen Stahlhauben herabgelassen; jeder trug am linken Arm einen runden Schild; übrigens waren aber Beide ungepanzert und nur mit kurzen ledernen Waffenröcken angethan. Die zwei Kämpfer hatten sich auf Schwertesklänge genähert. In angemessener Entfernung standen hinter jedem der Ritter ein paar Knappen, welche Rosse am Zaume hielten. Die Pferde Berbisdorf's trugen eine Sänfte, die Rosse Kolowrat's aber waren vor einen Wagen gespannt, in welchem ein ernster, silberhaariger Greis in schwarzer Kleidung saß. In der Nähe der Streitenden stand ein Kampfrichter, der den Kampfplatz erwählt und vorher die Waffen der Ritter untersucht hatte. Auf ein Zeichen des Letzteren nun stürzten die Gegner wüthend auf einander los und es begann ein Mordgefecht, eine Schlacht zwischen Zweien, bei der die nahen, starren Felsen von den mächtigen Streichen erbebten. Schlag auf Schlag und Stoß auf Stoß. Kaum einige Minuten, und schon rieselte das Blut aus mehreren Wunden beider Kämpfenden. — Im Anfang schien der Vortheil sich mehr auf Seiten Kolowrat's zu neigen, weil dieser mit mehr Ruhe und Sicherheit focht, als der von Berbisdorf, welcher wild wie ein angeschossener Eber mit seinem Schwert um sich wüthete und in dieser Wildheit sich manche gefährliche Blöße gab. Das Geschick entschied jedoch wider Erwarten. Ein heller Sonnenstrahl schoß plötzlich hinter einem Felsen hervor, dem Kolowrat in's Angesicht. Dadurch auf einen Augenblick geblendet, versäumte der Böhme, sich gehörig zu decken und mit einem furchtbaren Stoß durchdrang ihn das Schwert Berbisdorf's.

Er stürzte rücklings zu Boden, ein Blutstrom schoß aus der klaffenden Wunde, sein Gesicht überzog sich mit Leichenblässe und auf seinen zuckenden, erbleichenden Lippen erstarb der Name: „Adeline." —

„Er ist todt!" sprach der schwarzgekleidete Greis, der aus dem Wagen gestiegen und hergetreten war, „Ihrem Schwerte, Graf von Berbisdorf, gehörte der Lebende, mir gehört jetzt der Todte."

Konrad öffnete sein Visier, warf einen finstern Blick auf den Gefallenen und entfernte sich schweigend mit seinen Reisigen und Rossen auf dem Wege nach der Burg Lauterstein.

Der Greis aber kniete neben dem gefallenen Ottokar nieder, zog einen Verband und Medikamente hervor und verband die tödtliche Wunde des jungen Ritters mit Schnelligkeit und Geschick. Der Körper Kolowrat's wurde sodann in den Wagen gehoben, den auch der alte Arzt bestieg, worauf sich das Fuhrwerk, bedeckt von den Reisigen des erschlagenen Herrn, langsam und vorsichtig der nahen böhmischen Gränze zu bewegte. —

Auf das Waffengetös des wilden Zweikampfes folgte in dem dunkeln Thale nun plötzlich die tiefste Stille, von nichts unterbrochen, als von dem Wellengemurmel der schäumenden Botau. Aus dem Fichtenwald schwang sich ein schwarzer Raubvogel in die blaue Luft und kreiste hoch über den emporragenden Gipfeln der Berge, die auf das im Walde versteckte, auf seiner Klippenmauer hängende Schloß Lauterstein finster herabblickten. Es lag eine düstre Ahnung davon über dem ganzen Felsengrunde, daß hier soeben etwas Entsetzliches geschehen, aber Niemand (kaum die Personen, die bei dem Kampf zugegen gewesen) hätten einige Stunden nach dem Ereigniß auch nur eine Spur davon auffinden können; selbst das vergossene Blut war von den Raubthieren des Waldes begierig vom Rasengrunde aufgeleckt. —

Zwei Monate waren verflossen. Der Tag, an welchem Graf Konrad von Berbisdorf mit dem Fräulein von Lyzenfeld hochzeitlich verbunden werden sollte, war bestimmt. Adeline hatte zwar nie gesagt, daß eine Vermählung mit Konrad ihr Wunsch oder Wille sei, aber der alte und der junge Graf von Berbisdorf und die Eltern Adelinen's nahmen die Einwilligung der Letzteren zu der beabsichtigten Vermählung als eine abgemachte Sache an, zumal der Herzog Heinrich selbst und seine erlauchte Gemahlin sich für diese Verbindung interessirten und beschlossen hatten, daß der Tag, an welchem der junge Berbisdorf seine Braut aus der Umgebung der Frau Herzogin nach seiner Burg Lauterstein zur Hochzeit abholen würde, bei Hofe wie ein Fest durch ein großes Gastmahl begangen werden sollte.

Während auf Lauterstein zur Feier der Hochzeit des jungen Grafen viele glänzende Vorbereitungen getroffen wurden, trug sich die unglückliche Adeline, dem äußern Anschein nach ruhig und gelassen, wiewohl nicht mehr so heiter, wie ehemals, im Innersten ihrer Seele mit Entwürfen der Verzweiflung herum. Sie wußte, daß Ottokar, ihr Geliebter, von dem ihr bestimmten Bräutigam im Zweikampf erschlagen worden war. Ein Knapp Kolowrat's hatte ihr selbst

alle Einzelnheiten des furchtbaren Zweikampfs erzählt. Obgleich nun Adeline mit sich selbst darüber einig war, daß sie mit Konrad die Brautkammer nicht betreten wolle, so war sie doch noch in Zweifel darüber, ob sie sich nur selbst das Leben nehmen, oder vorher noch Rache an dem Mörder ihres Geliebten üben solle. Die qualvollsten Gedanken drückten und beängstigten sie so sehr, daß sie von Tag zu Tage bleicher wurde und die trüben Schatten finsterer Todesgedanken sich über ihr ganzes Wesen verbreiteten. Mitten in dem geräuschvollen Treiben eines vergnügungsliebenden Hofes lebend, verwünschte die verzweifelnde Adeline jede Stunde, die sie dem verhaßten Hochzeittage näher brachte.

Herzog Heinrich der Fromme, der eigentlich in Freiberg residirte, hegte eine große Vorliebe für das Schloß Wolkenstein, dessen Umgegend ein vortreffliches Jagdgebiet darbot, so daß die Zeit, die er hier mit seinem Hofe verlebte, zu den heitersten für ihn und seine ganze Umgebung gehörte. Eine Hoffestlichkeit und eine lustige Jagdpartie drängte in einem solchen Zeitraum die andere. Und in der That war auch die Vorliebe des Herzogs für Wolkenstein sehr leicht erklärlich, denn unter allen Bergschlössern des Erzgebirges gab es kaum ein stattlicheres und romantischer gelegenes, als dieses Schloß, das, unmittelbar an der in der Tiefe brausenden Zschopau, hoch und majestätisch auf einem steil abstürzenden Felsen thronte. — Noch jetzt ist das Schloß Wolkenstein, zum Theil zwar in Ruinen, zum andern aber gut erhaltenen Schloßgebäuden und Parkanlagen einer der reizendsten Punkte Sachsens, aber zu Herzog Heinrich's Zeiten entsprachen der Glanz und die Feste eines beinahe üppigen Fürstenhofes in dem Schlosse auch der äußern Pracht seiner Lage und der rings verbreiteten Naturschönheit.

So war denn nach Abhaltung verschiedener großer Jagden wiederum ein Tag der Lustbarkeit in der Burg erschienen; es war eben derselbe, an welchem der junge Graf von Berbisdorf, im vollen Glanze eines ritterlichen Aufzuges, wie er einem Kavalier der damaligen Zeit geziemte, nach Wolkenstein gekommen war, um seine Braut, Adeline von Lengenfeld, mit allem Pomp und Gepränge zur Hochzeit vom Hofe des Herzogs nach seiner Burg Lauterstein abzuholen. Die Hochzeit selbst sollte auf Lauterstein gefeiert werden, weil der alte Graf von Berbisdorf so kränklich war, daß er das Bett nicht mehr verlassen konnte und gleichwohl bei der Vermählung seines Sohnes gegenwärtig zu sein wünschte.

Das Gastmahl im fürstlichen Schlosse zu Wolkenstein hatte begonnen. Zwischen schönen Damen, Rittern und Hofherren saßen der Graf Konrad und Adeline an einer großen und geschmückten, mit edlen Weinen und vortrefflichen Speisen reich besetzten Tafel einander gegenüber, an dessen oberem Ende der Herzog und die Herzogin auf prächtigen, mit rothem Sammt überzogenen Sesseln ihre Plätze eingenommen hatten. Der Herzog, der schon manchen Zug aus seinem goldenen Becher gethan, überblickte freundlich die Tafelrunde, deren Glieder sich einer vergnügten Unterhaltung überließen, ohne sich etwa einen hofmäßigen Zwang auferlegen; denn man war gewöhnt, sich an der herzoglichen Tafel dem Vergnügen ungenirt hingeben zu dürfen, da der Herzog selbst die Genüsse der Tafel vorzugsweise liebte. Die Fremde, die im ganzen Saale waltete, konnte nur in Adelinen's Busen keinen Raum gewinnen, obgleich die junge Dame den äußern Verhältnissen nach in der Fülle des Glückes zu stehen schien, und obgleich selbst die Frau Herzogin sich ihr so außerordentlich huldreich bewiesen und ihr ein kostbares Geschmeide von Edelsteinen als Brautgeschenk gespendet hatte.

Der Herzog seinerseits hatte dem Bräutigam ein treffliches spanisches Roß und einen weißen Zelter für seine Braut zum Geschenk gemacht; denn wem der Herzog Heinrich einen besondern Beweis seiner Gewogenheit geben wollte, dem schenkte er gewöhnlich ein Roß, weil er es selbst liebte, viele und schöne Pferde zu besitzen. An der Tafel hatte die Unterhaltung schon eine lange Weile das junge Brautpaar zum Gegenstand gehabt; die jüngeren Herren, von dem Herzog selbst durch dessen Beispiel dazu aufgemuntert, hatten es an Neckereien nicht fehlen lassen, und Adeline hatte manche derbwitzige Bemerkung (denn in der Feinheit des Witzes hatte man es in jener Zeit noch nicht sehr weit gebracht) gesenkten Auges und tief verletzt mit anhören, ja sogar erwidern müssen, da nahm endlich das Gespräch eine andere Wendung. Der Herzog fing an mit einem Manne zu reden, welcher mit an der Tafel saß, und der, ungeachtet seines bescheidenen Wesens und seiner einfachen Tracht, doch die Aufmerksamkeit vieler Personen auf sich zog, aus dem einfachen Grunde, weil er zu den berühmtesten Männern seiner Zeit gerechnet wurde. Es war nämlich der Maler Lukas Kranach von Wittenberg, der sich jetzt bei dem Herzog Heinrich aufhielt. Der Fürst sprach mit dem Künstler von Riesenschlangen, Krokodilen, Drachenköpfen und höllischen Ungeheuern,

welche der Maler in Bildern entwerfen sollte, nach denen der Herzog die furchtbaren großen eisernen Kanonen schmücken zu lassen beabsichtigte, deren er eben jetzt mehrere gießen ließ und die ebenfalls zu seinen Liebhabereien gehörten. So ging die Unterhaltung bald von dem einen auf den andern Gegenstand über. Der Herzog schien sich mit jedem Augenblicke gemüthlicher und wohlbehäbiger zu fühlen; der Duft des reichlich genossenen Weines verklärte sein Angesicht und brachte sein Haupt in eine gewisse schwebende Bewegung, und wer den Fürsten mit dem heitern, gutmüthigen Blick, mit den edeln, ausdrucksvollen Zügen und mit dem langen, ehrwürdigen Bart so auf seinem Lehnsessel an der Tafel sitzen sah, der hätte gewiß schwören mögen, daß menschenfreundliches Wohlwollen und Behagen am Lebensgenuß die Grundzüge in dem Charakter dieses Herzogs wären; und doch war es derselbe Fürst, der mit Energie die Einführung der Reformation in Sachsen beschützte, und doch war es auch eben derselbe Fürst, der über rebellische Bauern, die in etlichen Dörfern der Gegend von Wolkenstein sich empört, ihre adeligen Gutsherren gemißhandelt und deren Schlösser geplündert, sowie auch die Pfarrer aus den Dörfern vertrieben hatten, ein furchtbar strenges und barbarisches Strafgericht verhängte, indem er eine Anzahl dieser Bauern auf dem Schloßhofe zu Wolkenstein hängen, köpfen, ja sogar spießen ließ. —

Adelinen dünkte es, sie habe noch nie einem so peinlichen und so entsetzlich lang ausgedehnten Gastmahl beigewohnt, als heute. Nachdem, wie es schien, der Herzog sich nur ungern dazu entschlossen, fand er es doch endlich für gut, die Tafel aufzuheben. Graf Verbisdorf näherte sich zögernd, ja fast schüchtern seiner Braut. Diese hatte es bisher so viel als möglich vermieden, mit ihrem aufgedrungenen Bräutigam allein zu sein; jetzt aber winkte sie ihm, mit ihr in ein Seitengemach zu treten.

„Was ist Ihr Befehl, theure, angebetete Adeline?“ fragte Konrad, dem Winke folgend.

„Wenn man im Begriff steht, für's ganze Leben sich zu verbinden, so hat man sich doch wohl so Manches mitzutheilen; finden Sie das nicht, Herr Graf — Folgen Sie mir in's Freie, Herr Verbisdorf, wenn ich bitten darf.“

Mit diesen Worten richtete Adeline, das Schloß verlassend, ihre Schritte nach dem Schloßgarten und zwar mit einer solchen Hast, daß der Ritter weite Schritte machen mußte, um ihr folgen zu können. Nicht eher hemmte sie ihren Lauf, als bis sie am Südrande des Schloßfelsens an einem schroffen Abhange stand, da, wo man in grausiger, schwindelnder Tiefe die wild brausende Zschopau tief unter sich am Felsen zerschäumen sieht.

„Wissen Sie, was an dieser Stelle einst geschah, Herr Graf?“ fragte Adeline athemlos und krampfhaft nach Luft schnappend.

„Wie sollte ich dies? — Mir sind die einzelnen Ereignisse nicht so genau bekannt, die sich in diesem Schlosse zugetragen,“ versetzte Konrad, „aber wie kommen Sie —“

„Von diesem Felsen wurde vor etwa hundert Jahren ein Priester von den Hussiten in die dort unten grollende Zschopau gestürzt.“

„Fräulein! Bei Gott, wie kommen Sie an dem heutigen Tage dazu, diese schauerliche und blutige Erinnerung aufzufrischen?“

„Weil mir dies Veranlassung gibt, Herr Graf, Ihnen zu bedenken zu geben, daß es für mich ein Entsetzen ist, mich mit einem Manne zu verbinden, an dessen Hand das Blut eines Ermordeten klebt, der sich ebenfalls um mein Herz bewarb.“

„Ha! und den Sie liebten!“ fuhr Konrad wild auf. „Fräulein, Sie wissen um die Geschichte? Mag doch die ganze Welt darum wissen! Ich habe meinen Feind, der mir dasjenige, was mir das Theuerste auf Erden, rauben wollte, in ritterlichen und ehrlichen Zweikampf besiegt und getödtet. Mir konnte das Gleiche widerfahren. Die Tapferkeit hat entschieden. Dem Tapfern gehört die Welt.“

Adeline hörte nicht darauf, was der Graf sagte. Ihr Gesicht war bleich und ihre Stirn finster. Sie preßte mit Gewalt ihre beiden Hände gegen ihr klopfendes Herz und that einen Schritt vorwärts, gleichsam um einen verzweifelten Vorsatz auszuführen, aber zaghaft zog sie den Fuß wieder zurück. — In dem Gemüth des Mädchens arbeitete ein furchtbarer Gedanke, den sie auszuführen den Grafen hierhergeführt hatte. Sie wollte den Ritter von dem Felsen hinabstoßen, wie einst der Priester hinabgestürzt worden war, und dann wollte sie sich entweder ebenfalls in den Abgrund stürzen, oder mit einem Dolche, den sie bei sich führte, durchbohren. Graf Verbisdorf begriff wohl leicht die finstern Gedanken und unheilvollen Vorsätze, die in der Seele seiner Verlobten arbeiteten, und betroffen, aber schnell gefaßt, sagte er:

„Fräulein, lassen Sie uns eiligst nach dem Schlosse zurückkehren, Ihnen ist nicht wohl.“

Noch stand Adeline unentschlossen, da ließen sich leichte Schritte vernehmen und ein junger, zierlich gepuzter Page trat vor die Braut und sprach:

„Gnädiges Fräulein, ich habe Euch ein Briefleiu zu überbringen von — von —" hier zögerte der Knabe.

Hastig, wie in Todesangst, riß Adeline den dargereichten Brief an sich und eröffnete denselben, während der Page sich eiligst wieder entfernte. Der Brief enthielt folgende Worte:

„Geliebte Adeline!

Ich lebe noch. Durch die Kunst meines Arztes bin ich von der tödtlichen Wunde geheilt worden. Noch ehe Du mit Verbisdorf zum Altar trittst, errettet Dich Dein

Ottokar."

An die Stelle der Blässe trat plötzlich ein glühendes Roth in Adelinen's Angesicht, sie athmete ein paar mal tief auf und ein Strahl von hoffnungsvoller Freude blitzte aus ihren Augen.

„Darf ich fragen, was dieser Brief enthält?" frug Graf Konrad in ziemlich gebieterischem Tone, „ich, Ihr Bräutigam und heute noch Ihr Gemahl, darf es wohl wissen!"

Adeline hatte die Hände auf den Rücken gelegt, und das Briefchen schnell zu einem Kügelein zusammengeknittert. Mit einem Zuge des bittersten Spottes, der ihr feines Antlitz beinahe häßlich machte, warf sie das zerknitterte Papier hinunter in die Zschopau und sagte:

„Da, wenn Sie anders ein guter Taucher sind, Herr Graf, so holen Sie sich den Brief."

Und leichten Fußes eilte sie dem Schlosse zu, während Graf Konrad, der vergeblich nach dem verschwundenen Pagen umherspähete, mit finster gerunzelter Stirn, die Brust voll kochenden Zornes, ihr folgte.

(Schluß folgt.)

Consequenz.

Hausmann. Erlauben's, wenn's hier eini wollen, so sperr' i erst zu, dann schellen's, und dann sperr' i wieder auf, damit allens in seiner Ordnung geht, und i meini Kreuzer nit umsonst krieg'.

Garçon. Wenn ich nun aber gleich zahl?

Hausmann. Schad' nicht, so sperr' i doch, weil i einmal am Sperr'n bin.

Nur bibelfest!

„Herr Pastor, mein Junge muß gleich getauft werden."

„„Hat das nicht bis morgen Zeit?""

„Dann hätten Sie es auf ihrem Sterbissen, wenn er als Heide in den Himmel käme."

„„So besorgen Sie einen Wagen; das Wetter ist zu schlecht.""

„Das wäre nicht christlich: Denn in der Bibel steht nicht: „Fahret hin in alle Welt, sondern: Gehet hin in alle Welt!""

Dresden: Verlag von H. H. Grimm & Comp. — Druck von E. H. R. Roempler.
Verantwortlicher Herausgeber: Hermann Grimm.

Der Telegraph.

Mit Illustrationen von Dresdner Künstlern.

Band II. Telegraphische Depesche für die Abnehmer. Vom Telegraphen erscheint monatlich eine Lieferung von 2 Bogen mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten. — Preis jeder Liefr. 3 Ngr. (12 kr. C.-M.) — Zwölf Lieferungen bilden einen Band, für welchen man sich durch Annahme der 1. Lieferung verpflichtet. — Als Prämie wird am Schlusse des Bandes ein prachtvoll gestochener großer Stahlstich gratis beigegeben, dessen Preis im Kunsthandel 2 Thlr. P. C. ist. Liefr. 8.

Die Hydra der Neuzeit.

„Blitz! hat man große Müh' und Noth!
Schlägt man der Bestie alle Köpfe 'runter,
Und glaubt, sie sei gewiß nun mausetodt,
Gleich wird sie wieder ganz und zwiefach munter!

Wer bist Du denn, daran zerschellt
Begeisterung und auch der Skepticismus,
Du Ungethüm, Du Schandfleck dieser Welt —?"
„„Nun, nun, Ihr Herr'n! Ich bin der Egoismus!""

„So gräßlich schau'st Du aus? Uns graut!"
„„Ei, müßt Euch d'rob, Ihr Herr'n, zu viel nicht sorgen!
Ich wette d'rauf, daß Ihr mir bald vertraut,
Viel Segen ist im Rachen hier verborgen!

Wie thun, daß Ihr Euch glücklich seht,
Und gänzlich frei und göttergleiche Wesen,
Das wird Euch jetzt in heller, klarer Red'
Von mir, dem wilden Ungethüm, verlesen.

So horchet nun, was da zu thun!
Doch — was ist das? — Ich glaub' etwas zu wittern,
Ja, ja, fürwahr, man stiehlt Euch Obst vom Hag —
Doch Ihr denkt groß — Euch kann das nicht erbittern!""

„Was groß! Der freche Schelm! Wer wagt
Uns eine einz'ge Pflaume nur zu stehlen?!
Schlecht ist das Jahr, dem Himmel sei's geklagt!
Ei ja, das sollt' uns wahrlich auch noch fehlen!"

„„Ha!"" brüllt nunmehr die Bestie,
„„Ihr Thor'n! mich wollt Ihr wagen zu erdolchen —?
Und sitz' zu tiefst in großer Glorie
Im Herzen selbst Euch feigen, geiz'gen Strolchen!

Erst Eure Köpfe tauscht Euch aus
Und Eure Herzen suchet zu verwandeln,
Dann mag's in Eurem armen Grillenhaus
Von höh'rem, göttlicherem Ding sich handeln!

So mir nicht grollt! Grollt Euch allein!
Ihr hasset mich und seid mir täglich treuer —
Ich bin Euch nur bei Anderen zur Pein,
In Euch doch — schwärmt Ihr für mich Ungeheuer!""

Die Geschichte vom rothen Hans.

(Fortsetzung.)

Ich meinte auch, daß es schon besser würde, fuhr die Lisbeth fort; aber da starb meine Herrschaft und ich kam zu Leuten, mit denen ich nicht einmal von Gehrthal sprechen konnte, weil sie nicht einmal wußten, daß es in der Welt ist. Und man kann auch sonst nicht mit ihnen sprechen.

— Es sind aber doch noch andere Leute da, meinte Johannes.

— O, die sind hochmüthig — und weil ich ein Bauermädchen bin, und es kommt mir wohl mal eine Rede in den Sinn, die man hier nicht sagt, lachen sie mich aus. Und die Herrschaft ist sehr bösartig — sie hat erst gestern gesagt: wenn Du nicht ein so grundehrliches Mädchen wärst, ich hätte Dich schon lange aus dem Dienst geschickt. Ich kann mich immer nicht recht finden und kann auch noch nicht alles so kochen, wie sie's haben wollen.

— Aber sie haben Dir damit doch ein schönes Lob gegeben — und Du kannst ja auch eine andere Herrschaft suchen, sagte Johannes.

— Darum bin ich auch nicht so traurig, antwortete Lisbeth; ich habe Dir das nur gesagt, Hans, damit Du Dir denken kannst, daß mir oft um's Herz war, als wenn ich fortlaufen müßte, in einem weg, bis nach dem Gehrthal, damit ich nur einmal ein gutes Wort zu hören bekäme.

— Meine gute, liebe Lisbeth!

— Sieh, Hans, so war's auch Ostern. Alle freuten sich — ich konnte mich auch freuen, denn ich hatte meinem armen Vater Geld geschickt; aber nun gingen die Andern spazieren, und alle hatten einen Kameraden oder einen Schatz — ich saß in der Küche ganz allein und weinte. Ich dachte an Gehrthal — und ich glaube, daß ich auch an Dich gedacht habe, und wie ich so ganz von Dir vergessen wäre —

— Warum sagst Du's nicht weiter, Lisbeth?

— Hans, es wird mir so schwer — o, Hans, ich habe Dich so lieb, aber Du —

— Weine nicht, Lisbeth; es hat wohl jeder einmal böse Gedanken.

— Es sind nicht die Gedanken allein, sagte das Mädchen; aber ich will sehen, ob ich Dir's sagen kann. Sieh, wie ich so dasaß und weinte, daß ich so allein wäre und Niemand sich um mich kümmerte, da kam ein Freund von meinem Herrn — ich war ganz allein und sagte ihm, daß die Herrschaft fort wäre; aber er fragte, warum ich geweint hätte und setzte sich zu mir — und tröstete mich; und dann hat er gesagt, daß er mich lieb hätte — und dann hat er mich in seine Arme genommen und geküßt —

Das arme Mädchen wartete vergebens auf ein freundliches Wort; Johannes biß die Zähne auf einander und blickte finster zu Boden.

— Sag mir Alles, Lisbeth! rief er endlich, als sie schluchzend in sich zusammensiel.

— Was soll ich weiter sagen, Hans, rief sie mit leisem herzzerreißendem Tone. Ich habe geglaubt, daß er es gut meinte, und ich ließ mich gehen — und — und —

— Und nun weiß ich, was Du bist! sagte Johannes, indem er aufstand, um fortzugehen. Aber das Mädchen trat ihm in den Weg.

— Nein! nein! sagte sie; Du denkst schlechter von mir als ich's verdiene. Schlecht genug bin ich gewesen, Hans, das weiß ich; aber es ist eben so viel Unglück als Schlechtigkeit dabei. O, sage mir nur ein gutes Wort, Hans! Du kannst Dir gar nicht denken, was ich ausgestanden habe — als ich mich so wiederfand. Ich traute mich gar nicht mehr einen Menschen anzusehen — und ich habe geweint Tag und Nacht. Und hernach ist — Er — wiedergekommen — und er war schlecht genug, daß er mir Geld geben wollte — ich sollte zu ihm kommen — aber ich habe ihn nicht ausreden lassen. Hans! und dann habe ich wieder so viel geweint, daß ich glaubte, Gott würde sich erbarmen. Hans, willst Du Dich nicht erbarmen?

Aber Johannes wendete sich ab, um ihren flehenden Blick nicht zu sehen.

— Hans, sagte sie und hielt noch immer seine Hände fest; als Du heute kamst, hat mich die Erinnerung an meine Sünde gepackt, so daß ich meinte, ich würde daran sterben. Aber dann hast Du mich in die Arme genommen und geküßt und da war mir, als wäre mit eins die Last von mir genommen. Und wie Du weg gewesen bist, habe ich gebetet. Ich will Dir's nur sagen, Hans, ich habe auch einen Augen-

blick den bösen Gedanken gehabt, Dir gar nicht zu sagen, wie es Alles gekommen ist — aber das war nur ein Augenblick — ich wollte Dir Alles sagen — und ich dachte, Du würdest es mir vergeben, weil ich Dich so gar lieb habe —

— Nein, Lisbeth, sagte Johannes, das kann ich Dir nicht vergeben! zugleich machte er seine Hände von ihr los und wollte gehen. Das Mädchen fiel auf die Kniee, streckte ihm die Arme entgegen und rief:

— Hans, wie oft haben wir zusammen gebetet: vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben! —

Aber Johannes hörte nicht auf die mahnenden Worte. Er ließ das Mädchen allein in ihrer Trübsal und sah sich nicht einmal um, als sie ihm nachrief:

— Hans, um Gottes Barmherzigkeit Willen, nur ein freundliches Wort!

4.

Johannes war umhergelaufen, er wußte gar nicht wie lange Zeit, da packte ihn ein junger Mann am Aermel und sagte:

— Ei, Gehrthaler, seit wann bist Du hier und wohin gehst Du so spät noch?

Es war der Rudelsbacher, ein früherer Kamerad des Johannes, von dem er sich aber losgemacht hatte, weil es ein roher, wüster Geselle war. Jetzt aber ließ sich Johannes von ihm bereden, mit ihm in ein Bierhaus zu gehen.

Es war eigentlich nur ein Keller; ein elendes, schmutziges Loch. An der Decke hing eine Oellampe, deren rothes flackerndes Licht den dichten Tabaksqualm nicht durchdringen konnte. Es roch ganz abscheulich da unten nach Bier und Branntwein, Hering und Käse. Obwohl es sehr spät war, saß doch noch viel Gesellschaft da — man sang und zankte sich, schrie und lachte — aber Johannes meinte, das wäre Alles besser, als so allein zu sein mit seinen traurigen Gedanken, mit den zerstörten Wünschen und Hoffnungen.

Der Rudelsbacher schien sehr lustig zu sein — er ließ Bier geben, denn er wußte, daß Johannes keinen Branntwein trank; sorgte dafür, daß der Krug oft geleert wurde und erzählte von seinen Erlebnissen.

Das war freilich nicht angenehm zu hören; überall war er in Streit gerathen, hatte manchen dummen Streich gemacht und schloß mit den Worten:

— Nun hab' ich aber das Elend satt; ich will mich nicht mehr schinden und plagen, ich will auch meine Lust haben in der Welt, und ein Herrenleben. Ich bin entschlossen, Gehrthaler, ich werde Soldat.

Das schlug wie ein Blitz in Johannes Seele.

— Höre, Bruder Rudelsbacher, sagte er; dazu hätte ich auch nicht übel Lust. Ich weiß gar nicht mehr, warum ich arbeiten soll. Nach meiner Heimath mag ich nicht wieder; das ich gern habe, krieg' ich nicht — und so ist's doch nur ein Hundeleben.

— Ein Narr bist Du gewesen Dein Lebtag, erwiderte der Rudelsbacher. Du siehst aus, wie die leibhaftige Desperation — und nun kommt's heraus, daß es um ein Mädel ist. Mädels kann man dutzendweise haben, und wenn man Soldat ist, schockweise! Trink' nur mal, Gehrthaler! wirst die Dummheiten bald vergessen — und in Schleswig-Holstein werden wir Beide wenigstens Korporale.

Sie tranken und schwatzten noch lange Zeit; erst als der Morgen graute ging Johannes, mit schwerem Kopfe und leerer Tasche in die Herberge zurück.

— — — — — — — — —

Als Johannes nach einigen Stunden voll böser Träume aufwachte, gab man ihm einen Brief; er erkannte die großen, steifen, unsichern Buchstaben der Lisbeth. Das Mädchen schrieb:

„Lieber Johannes!

Ich bin so traurig und ich habe so viel geweint, daß ich denke, Du wirst noch einmal Mitleid haben. Ich weiß gar nicht, was ich Dir Alles sagen soll und doch muß ich Dir etwas sagen. Ich kann es nicht vergessen, daß ich die große Sünde gethan habe; aber ganz schlecht bin ich darum nicht, aber ich weiß doch nicht, ob ich nicht ganz schlecht werde, wenn Du mich verstoßen willst. Daß Du mich heirathen sollst, kommt mir nicht mehr in die Gedanken; aber wenn Du auch einen andern bessern Schatz hättest, könntest Du doch freundlich mit mir sein, denn wir sind ja aus einem Orte und noch dazu Nachbarskinder.

Sieh Hans, es kommen mir immer alle die Gleichnisse von unserm Heiland in den Sinn, wie der den Sündern vergeben hat und ich bete alle Abend, als wenn ich in der Kirche wäre: vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben, und weil Du das so oft mit mir gebetet hast, will ich es Dir heute auch schreiben, damit es Dir wieder in den Sinn kommt, wie wir zusammengehalten haben. Und wenn Du mir Alles zu leid gethan hättest, und gäbst mir nur ein gutes Wort, dann

wäre ich schon wieder gut. Darum denke ich auch, Du kommst wieder zu mir.

Elisabeth Fromann."

Das Mädchen hatte mit diesen Worten vier Seiten voll geschrieben, und es waren so viele Thränen auf das Papier geflossen, daß man manches gar nicht lesen konnte.

Johannes kamen dabei viele Erinnerungen an die Kinderzeit; ihm war, als sähe er das blasse kränkliche Kind noch, wie es sich bemühte, die Buchstaben auf der Tafel nachzumalen — oder wie es zuhörte, was ihm Hans erzählte, der um eine Klasse weiter war, und schon biblische Geschichte lernte. Oder wie sie sich in spätern Jahren den Katechismus und die Bibelsprüche gegenseitig vorlasen, bis sie die Aufgabe auswendig wußten.

Vielleicht hätten diese Erinnerungen sein Herz erweicht, so daß er endlich doch ein freundliches Wort für die arme Lisbeth gefunden hätte; aber der Rudelsbacher kam, als er gerade den Brief des Mädchens noch einmal las und der gab nicht nach, bis er ihn auch gelesen hatte. Als er damit fertig war, sagte er:

— Nun, Gehrthaler, so dumm wirst Du doch nicht sein, daß Du Dich von dem heulenden Mädel fangen läßt? Wer so Eine kriegt, muß entweder ein Betbruder werden oder muß sein Weib alle Tage mit der ordentlichen Tracht Prügel regaliren — und zu der Motion bist Du nicht geschickt.

— Aber, Rudelsbacher, von Heirathen kann ja gar nicht die Rede sein. Nur so, daß ich wieder gut bin, ist's gemeint.

— O Du Tölpel! rief der Rudelsbacher; glaubst Du, die ließe Dich fahren, wenn sie Dich nur erst wieder beim Schopfe hat? Die Weibsbilder sind nicht besser, wie der Teufel; wenn Du ihnen nur den Finger gibst — sie haben doch gleich die ganze Hand.

So sprach er hin und her und Johannes hörte ihm zu, bis er glaubte, daß wäre eigentlich auch seine Ueberzeugung. Er nahm sich vor, die Lisbeth nicht wieder zu sehen, ihr auch nicht einmal zu schreiben. Aber ohne recht zu wissen, was er that, legte er den Brief zusammen und hob ihn sorgfältig auf. Dann aber ließ er sich vom Rudelsbacher wieder in allerhand Schenken und Speisehäuser führen; sie tranken und machten eine Menge neuer Bekanntschaften; der Rudelsbacher spielte auch, mit Karten und Würfeln, aber dazu mochte sich Johannes nicht verstehen, obwohl er sah, daß sein Kamerad gewann und man ihm eifrig zuredete. Abends machten sie noch mit einander aus, wie sie's anfangen wollten, um recht bald Soldaten zu sein.

— Und dann, sagte der Rudelsbacher, geht's alle Tage wie heute. Immer lustig und immer vollauf! an Arbeit gar nicht zu denken; das bischen Marschiren läßt sich thun — und wenn der Feind kommt, wehrt man sich seiner Haut, so gut wie die Andern — Du sollst mal sehen, was das ein herrliches Leben ist!

Am folgenden Tage wartete Lisbeth immer auf Nachricht vom Haus; jedesmal, wenn die Klingel gezogen wurde, meinte sie, nun müßte er kommen — aber es kam auch nicht einmal ein Brief, nicht einmal ein flüchtiger Gruß! das arme Mädchen hielt, so lange sie konnte, die Hoffnung fest: er suchte wohl erst Arbeit zu bekommen; oder er wollte nur den ersten Schmerz überwinden. Dann meinte sie gar, er wäre krank — und da konnte sie's nicht mehr aushalten. Sie ließ sich nach der Herberge weisen und fragte nach dem Johannes Kunz von Gehrthal. Aber die Herbergsmutter, ein altes mürrisches Weib, gab ihr nur den kurzen Bescheid: der Mensch wäre schon 2 Tage nach der Ankunft wieder fortgewandert; es werde wohl nicht viel an dem Menschen sein, denn er wäre jede Nacht betrunken nach Haus gekommen.

Das war für Lisbeth der härteste Stoß. Wenn auch Johannes nicht an sie geschrieben hatte, war sie doch niemals ohne Nachricht von ihm gewesen — und alle Berichte sagten ihr, daß es keinen ordentlicheren, fleißigeren und nüchternen Menschen geben könnte, als den Johannes.

Und nun war das Alles vorbei — Lisbeth wußte, wie lieb der Hans sie gehabt hatte — wenn sie allein war, durchbrehte sie noch immer das Gefühl seiner Küsse — nun sagte sie sich: ich bin schuld, daß er zu Grunde geht; und meine Sünde kann mir vor Gott nicht vergeben werden, wenn der Hans sie nicht vergeben kann, und wenn er noch dazu darüber ein Taugenichts wird!

Die halbe Nacht lag sie oft weinend auf den Knieen; den Tag über war sie wie im Traume; sie that ihre Arbeit nicht mehr so pünktlich als sonst; wurde ausgescholten von der Herrschaft, verhöhnt von den andern Dienstboten. Zuletzt hätte man sie wohl gar aus dem Dienst gejagt, aber sie wurde krank; der Arzt sagte, es wäre ein bösartiges Nervenfieber, und da ihre Heimath so weit entfernt war, wurde die Kranke nach dem Hospital geschafft.

5.

Fünf Monate waren vergangen; der Herbst brachte stürmische Regentage. Seit mehreren

Wochen lag die Kompagnie, bei welcher Johannes diente, in einem Dorfe, das gar wenig zur Unterhaltung dieser Gäste bieten konnte. Die Gegend ist einförmig; die Bewohner sind an ein ruhiges, einfaches, arbeitsames Leben gewöhnt; die Mädchen und Frauen lieben ein nutzloses Tändeln und Schäkern nicht; so blieben Trunk und Spiel das einzige Auskunftsmittel, müssige Stunden zu füllen. Dabei war der Rudelsbacher immer voran und wenn es — wie das leider an der Tagesordnung war — zu Schlägereien kam, war er der Erste auf dem Kampfplatze und der Letzte, der die Hand zum Frieden bot. Leider hatte er sehr viel Einfluß auf den Johannes, der jetzt wieder der „rothe Hans" genannt wurde, seitdem er in einer heitern Stunde seine Jugendgeschichte erzählt hatte. Der rothe Hans konnte fluchen und schwören, trotz dem Wildesten unter seinen Kameraden; er trank und spielte, war unfreundlich gegen seines Gleichen und hart gegen Leute, die ihm nicht widerstreben konnten — man hätte umsonst in ihm den sanften, gutherzigen Menschen von früher gesucht.

Der Bauer, bei dem er im Quartier lag, war ein verständiger Mann, der Kopf und Herz an der rechten Stelle trug. Wenn er nach vollbrachter Arbeit seine Pfeife rauchte, hatte er sich wohl mit dem Johannes unterhalten und da schien es ihm, als ob unter der rauhen Außenseite doch nicht Alles so versteinert und zerstört wäre, was den Menschen liebenswerth und achtbar macht. Er hatte auch bemerkt, daß, wenn der Hans noch so unwirsch gegen die Knechte und Mägde war, er dem Vieh nie etwas zu Leide that, ja, in seinen bösesten Stunden ging er nie an den prächtigen, gelbbraunen Kühen vorüber, ohne sie auf den Rücken zu klopfen und für den Hofhund und die Schimmel hatte er immer ein freundliches Wort.

— Wer weiß, wie viel ihm die Menschen zu leid gethan haben, dachte der Bauer; er wird wohl wieder gut, wenn er einsieht, daß es doch noch viele brave Leute gibt.

Eines Abends, als Johannes in der Küche die Montirungsstücke putzte, kam der Bauer dazu. Hans war so verdrießlich, daß er auf den Gruß seines Wirthes kaum schönen Dank sagte, aber der wollte nun einmal ein vernünftiges Wort mit dem jungen Menschen reden.

— Hört mal, fing er an, indem er sich behaglich auf einen Holzschemel setzte, es scheint mir alle Tage mehr, als ob Euch das Soldatsein nicht recht zusagte — Ihr seid gewiß zu etwas Anderem angelernt.

— Daß ich Soldat bin, ist mein eigner Wille, antwortete Johannes trotzig.

— Das kann schon sein, sagte der Bauer; deshalb ist's doch möglich, daß es Euch jetzt verleidet ist. Wenn einer ein böses Weib nimmt, meint er auch nicht vor der Hochzeit, daß es so kommen wird, und hernach wär er sie doch gar zu gern wieder los und ledig.

Johannes putzte seine Knöpfe und sagte gar nichts. Nachdem der Bauer noch einige Züge aus der Pfeife gethan hatte, begann er wieder:

— Es sind gar Viele in diesen Krieg gezogen, wie man das so nennt, aus Patriotismus — nun, unsereins versteht eben nichts davon, aber ich meine so, daß es unserm Herrgott besser gefällt, man bleibt daheim und schafft seine Sachen, als man sich einander um's Leben bringt.

— Hört, Bauer, das versteht Ihr nicht, sagte Johannes ziemlich grob; aber was den Patriotismus betrifft, so weiß ich davon auch nicht zuviel. Weil's hier Krieg gab, bin ich hergekommen. Mir war das Leben verleidet, und wenn sie mich bald einmal mit zerschossenem Körper heimtragen, so denke ich, daß mir mein Wunsch erfüllt ist.

— Das ist eine gottlose Rede, antwortete der Bauer, und ich wollte, ich hätte das nicht von Euch gehört. Wer jung und gesund ist, hat immer noch was in der Welt zu thun und kann seines Lebens froh werden.

— O ja, wenn er Haus und Hof hat, wie Ihr, oder ein Weib und Kinder, oder auch nur eine alte Mutter, die er versorgen kann, aber wer gar nichts hat, keinem Menschen nöthig ist und von keinem etwas braucht —

— Was Ihr nun wieder sprecht! fiel der Bauer dem Johannes in's Wort; es hat noch keinen Menschen gegeben, der sagen konnte: ich bin so klug und so gut, daß ich von Niemandem etwas brauche. Und seht, Hans, wenn Einer auch mal in sehr großer Trübsal oder sehr großem Hochmuth so was hat denken können, so hat der Herr Gott immer dafür gesorgt, daß ihm das Rechte wieder eingefallen ist. Ich glaube, Ihr werdet das noch an Euch selbst erfahren.

— Nun, ich habe an mir selbst schon so viel erfahren, daß es mich nicht nach mehr gelüstet! sagte der Hans.

— Das hab ich mir schon gedacht, antwortete der Bauer, denn für nichts und wieder nichts wird junges Blut nicht so bösartig — Ihr seid oft wie pure Galle — und dabei guckt Euch doch zuweilen die Gutmüthigkeit aus den Augen heraus.

So hatte lange Keiner mit dem Hans gesprochen; es wurde ihm ganz wohl dabei und der Bauer meinte, als er das im Gesicht des jungen Menschen sah, er könnte schon noch ein bischen weiter gehen, darum fuhr er fort:

— Und sebt, Hans, eins will ich Euch auch noch sagen: Ihr seid in schlechter Gesellschaft; wenn Ihr mit dem Rudelsbacher geht, seid Ihr's wirklich. Das ist ein Mensch, der keinen guten Gedanken im Kopfe, kein gutes Wort im Munde und keinen guten Blick in den Augen hat. Und zu dem allen ist er auch noch ein Händelsucher und ein Bruder Liederlich.

Aber damit hätte der Bauer fast Alles wieder verdorben. Der Hans fuhr auf und sagte: Der Rudelsbacher wäre sein bester Kamerad, und man sollte doch lieber vor der eignen Thüre kehren, als sich in Sachen mischen, die Keinem etwas angingen. Zum Glück war Röse, die Magd, gerade mit der Suppe fertig und sie mußten alle zur Großmutter hinein und essen. Da sah der Bauer doch zu seiner Freude, daß er nicht ganz in den Wind geredet hatte; denn als die alte Frau so mühselig aufstand und nicht gut fort konnte, ging der Hans zu ihr und führte sie an den Tisch, so daß Alle ganz erstaunt aufsahen. Und weil ihn nun Alle freundlicher behandelten, wurde auch der Hans nach und nach freundlich und ordentlich vergnügt. Er sah zum ersten Male, daß die alte Großmutter so gute Augen hatte, und mit ihrem weißen Haar gar ehrwürdig aussah; und daß die beiden Töchter vom Hause ganz verständige, freundliche Mädchen waren, und daß Alle, vom Hausherrn bis zur Viehmagd, zufrieden und gutmüthig aussahen. Er hörte nun auch, was sie sich erzählten und sprach mit ein; viel war das freilich nicht — denn wenn Bauersleute essen, haben sie nicht Zeit zum Reden.

Seit der Zeit war er nun aber ganz wie zu der Familie gezählt; er wußte, wo gepflügt wurde, welche Kuh die beste Milch gab, wie viel Schweine gemästet wurden, und ob Marie mit der Butter zufrieden war. Manchen Abend, den er sonst in der Schenke zugebracht hätte, verlebte er bei der Großmutter. Die alte Frau hatte viel erfahren, hatte immer um sich geschaut und Alles im Kopfe behalten; so war sie wie ein Buch, das man nur aufzuschlagen braucht, um eine hübsche Geschichte zu finden. Und der Bauer gab auch sein Wort dazu, und die jungen Mädchen hatten ihren Spaß — Hans erfuhr einmal wieder, daß das rechte Leben nur im Hause ist, wo einer den andern gelten läßt und darum auch einer dem andern hilft, wie er es eben kann, im Schaffen, im guten Rath oder im Troste.

Aber dem Rudelsbacher war es nicht recht, daß der rothe Hans so vernünftig lebte. Als sie wieder einmal die Löhnung bekommen hatten, wußte er ihn in die Schenke zu locken und so recht mitten in die lauteste und wildeste Gesellschaft zu bringen. Als die Köpfe vom Trinken und Singen gehörig erhitzt waren, schlug der Rudelsbacher ein Spiel vor und weil die Andern damit zufrieden waren, mochte der Hans auch nicht nein sagen. Aber das wurde ihm bald leid, er verlor und verlor, trank dabei immer mehr — und als er keinen Groschen Geld mehr hatte und nach Haus gehen wollte, konnte er sich nicht mehr auf den Füßen halten und mußte von zweien seiner Kameraden geführt werden.

Obwohl er nicht ganz bei Sinnen war, fiel es ihm doch auf, daß bei seinem Wirthe noch Licht aus den Stuben- und Küchenfenstern schien, daß im Hofe gesprochen und hin und her gelaufen wurde. Er nahm sich zusammen, so gut er konnte, ließ seine Kameraden vor dem Thorweg umkehren und ging allein nach dem Hause. Da stand ein Wagen mit allerhand Geräth bepackt und die Leute vom Hofe bemühten sich, ihn abzurämmen. In der Küche stauden Röse und Marie mit einem fremden Mädchen in städtischen Kleidern und alle Dreie weinten und klagten, daß es einem Stein in der Erde erbarmen mußte.

Johannes hielt sich am Thürpfosten fest und sagte: Röse, Sie kann mir wohl mal die Lampe anzünden! die Frauenzimmer fuhren ganz erschreckt auseinander — die Fremde wendete sich um, schlug mit dem Ausdruck der höchsten Ueberraschung die Hände zusammen und rief:

— Mein Gott! da ist ja der Gehrthaler Johannes!

Der aber hätte vor Scham in die Erde sinken mögen — Marianne stand vor ihm; freilich hatte ihn die Ueberraschung vollends wieder zu sich gebracht, aber er meinte doch, sie könnte seine Sünde und Schande auf seiner Stirne lesen — schon, daß er mitten in der Nacht erst aus der Schenke heimkam, mußte sie Wunder nehmen — er konnte und mochte jetzt nicht länger mit ihr reden, murmelte einige unverständliche Worte und ging nach seiner Kammer, so unzufrieden mit sich selbst und seiner ganzen Lebensweise, wie er noch nie zuvor gewesen war.

(Schluß folgt.)

Der Horcher.

Der Horcher.

Launiges Geschichtchen von Gust. Bernhard.

(Hierzu ein Stahlstich.)

Motto: Untreue schlägt den eignen Herrn.

Herr Knipperling war ein alter listiger Fuchs, besonders was Geldangelegenheiten und Spekulationen betraf. Unter den Schätzen, die er seit vielen Jahren sich zu erwerben gewußt hatte, besaß er aber seit einiger Zeit auch einen, den trotz aller Fuchslisten und Luchsaugen ordentlich zu bewahren ihm nicht gelang; dieser Schatz war eine junge hübsche Frau. Obwohl Daniel Knipperling sich stets als ein unausstehlicher Geizhals in Bezug auf Geld bewies, so war er doch noch viel geiziger rücksichtlich der Reize seiner jungen Ehehälfte; dies will natürlich so viel sagen: er war eifersüchtig wie der Mohr von Venedig, und Eifersucht ist auch Geiz.

Seiner Körperbeschaffenheit nach dürr wie ein altes, verwittertes Gartenspalier, hatte Knipperling nichts dagegen, wenn die Leute ihn und sein Weibchen mit einem Stock verglichen, an den ein zarter Blumenstengel gebunden sei, wenn nur dies Gleichniß auch ganz richtig gepaßt hätte: wenn nämlich seine junge Frau immer so fest an ihn gebunden gewesen wäre, wie eben ein Blumenstengel an einen Stab. Aber Madame Eugenie Knipperling ließ sich trotz aller Befehle und Vorsichtsmaßregeln ihres geizigen und eifersüchtigen Ehegenossen nicht so fest an ihn ketten, wie er es wünschte. Ein schlimmes, dem Eheglück Knipperling's höchst ungünstiges Schicksal wollte, daß seine junge Gattin gerade mit den Gegensätzen von denjenigen Eigenschaften begabt war, welche bei ihrem Gemahl vorherrschten. Seitdem Knipperling den dummen, mit seiner Fuchsnatur gar nicht übereinstimmenden Streich begangen hatte, zu heirathen, schwebten seine wohlverwahrten Geldsäcke fortwährend in Gefahr, weniger von den krummen Fingern der Spitzbuben, als vielmehr von den zarten Händen seines reizenden Eheweibchens geöffnet und ausgeleert zu werden, und jeden Tag verwünschte Knipperling das Unglück, daß die Spitzbüberei — Geldverschwendung war nämlich für ihn gleichbedeutend mit Spitzbüberei — so ganz in seine Nähe gerückt sei.

Was nun die Eifersucht betraf, so durfte man von der liebenswürdigen Eugenie Knipperling durchaus nicht behaupten, daß sie mit diesem abscheulichen Laster behaftet sei, denn nichts fiel ihr weniger ein, als auf ihren Gemahl eifersüchtig zu sein, ja sie trieb die Nachsicht so weit, daß sie vorauszusetzen schien, eine gleiche Freiheit müsse auch ihr von Seiten ihres Gatten gewährt werden. Madame Knipperling hatte daher mehrere Anbeter, öffentliche und geheime; die öffentlichen wies sie mit vieler Ostentation von sittsamer Strenge zurück, damit es ihr möglich werden möchte, die geheimen um so mehr zu begünstigen. Dies Letztere war eben keine so leichte Sache, denn Daniel war Tag und Nacht auf der Huth und es war schwer zu entscheiden, ob es schwieriger sei, einen Louisd'or aus seiner Kasse oder einen Kuß von den Lippen seiner jungen Frau zu stehlen. Entweder wich Knipperling keine drei Schritte weit von der Seite seiner Gattin, oder er bewachte sie wenigstens mit den Augen, oder er beborchte sie. Da er indessen nothgedrungener Weise zuweilen in Geschäften ausgehen mußte, so hatte er die Einrichtung getroffen, daß er seiner Gemahlin niemals vorhersagte, wann er ausgehe, und ob er längere Zeit ausbleiben oder bald zurückkehren werde; so konnte die junge Frau nicht etwa einen vorherbestellten Besuch in seiner Abwesenheit empfangen. Auch war ihr streng verboten, während der Abwesenheit ihres Gemahls selbst auszugehen.

Um hiernächst seine Frau zu jeder ihm beliebigen Zeit beborchen zu können, so hatte Herr Knipperling folgende Einrichtung getroffen. Das Zimmer der Madame Knipperling, welches dieser zur ausschließlichen Benutzung angewiesen war, befand sich neben dem Arbeitskabinet ihres Gemahls. Die Wand, welche die beiden Zimmer trennte, war durch keine Thür unterbrochen, die beide Räume in Verbindung gesetzt hätte. Herr Knipperling hatte mit Vorbedacht dieses Zimmerarrangement also eingerichtet, weil er wünschte, daß seine Frau sich zu gewissen Tagezeiten ganz allein und unbeobachtet wähnen solle, während er seinerseits ungestört ihr Thun und Treiben belauschen könne. Damit dies Letztere ihm möglich werde, hatte er in seinem

Arbeitskabinet hinter einem Gemälde unten am Rande desselben durch die Wand ein Loch gebohrt, welche Oeffnung in dem Zimmer seiner Frau hinter einem auf einem Büreau befindlichen und etwas von der Wand abstehenden Postament, worauf eine Stutzuhr stand, so verborgen war, daß ein arglofer Bewohner des Zimmers nicht auf den Gedanken gerathen konnte, hinter dem Postament auf dem Büreau befinde sich eine Oeffnung. Vernahm nun Herr Knipperling irgend ein auffälliges Geräusch oder das Sprechen einer zweiten Person in dem Zimmer seiner Frau, so war er wie der Blitz mit einem Ohre an dem Loch hinter dem Gemälde und behorchte, was in dem anstoßenden Kabinet vorging. So listig nun auch das Verfahren Herrn Knipperling's mit Recht genannt werden durfte, so wurde es dennoch von der List seiner jungen, schlauen Frau übertroffen. Diese hatte nämlich einst beim Reinigen der Stutzuhr hinter dem Postamente das Loch bemerkt, welches den Kanal bildete, durch den die Wirksamkeit des Gehörorgans ihres Gatten sich bis in ihr Zimmer zu erstrecken vermochte. Ohne sich im mindesten merken zu lassen, daß sie diese wichtige Entdeckung gemacht habe, richtete doch Madame Knipperling ihre Handlungsweise darnach ein.

Zu den geheimen Liebhabern Eugenie Knipperling's gehörte vorzugsweise ein gewisser Herr Distelmeier, ein interessanter junger Mann, dessen Mittel zwar kaum hinreichten, seine Existenz zu fristen, der aber außer einigen andern liebenswürdigen Eigenschaften auch eine ausgezeichnete Geschicklichkeit besaß, Liebesintriguen mit Leichtigkeit zu behandeln und solche mit preiswürdiger Gewandtheit durchzuführen. Trotz aller seiner Aufpasserei hatte Herr Knipperling doch nicht zu verhindern vermocht, daß seine junge Ehehälfte mit diesem Herrn Distelmeier in einen geheimen Briefe- oder vielmehr billet-douxwechsel getreten war.

Eines Tages, als Herr Knipperling von einem Ausgang zurückgekehrt war, Hut und Mantel auf seine wohlverschlossene Geldkasse abgelegt hatte und sich eben damit beschäftigte, einige Briefe zu kouvertiren, vernahm er mit Entsetzen in dem anstoßenden Zimmer seiner Gemahlin die Stimme eines Mannes, und zwar die Stimme desjenigen Mannes, den Knipperling unter Allen, auf die er eifersüchtig war, am meisten fürchtete, wir meinen damit Herrn Distelmeier. Im Nu lag der von Eifersucht Geplagte mit dem rechten Ohr an dem Loch hinter dem unteren Rand des Wandgemäldes, und stemmte den einen Arm an die Wand, damit auf der Hand desselben sein Haupt um so sicherer ruhen könne, mit Begierde ein Gespräch beborchend, das sich zwischen seiner Frau und Herrn Distelmeier entsponnen hatte.

„Ich habe Sie, mein Herr," sprach Eugenie, „zu einem Besuch bei mir veranlaßt, um mich insgeheim mit ihnen über einen wichtigen Gegenstand besprechen zu können und mir Ihre gütige Hülfe bei einem Unternehmen zu erbitten, welches ich nicht allein mir in's Werk zu setzen getraue."

„O reizende, liebenswürdigste Frau!" antwortete mit einem Seufzer freudiger und schwärmerischer Aufregung der junge Mann, „wie unaussprechlich beglücken Sie mich, indem Sie mich in einer Ihrer Angelegenheiten zum Vertrauten erwählen. Was ich bin und vermag, steht in jedem Augenblicke Ihnen zu Gebote. Ich würde mich glücklich fühlen, wenn ich mich für Sie aufopfern dürfte, denn Sie sind von dem Augenblick an, wo ich Sie zuerst sah, der Gegenstand meiner Liebe und Anbetung gewesen."

„Still!" sagte Madame Knipperling in einem strengen Tone, „Sie begreifen, mein Herr, daß hier nicht von einer Liebesangelegenheit zwischen Ihnen und mir die Rede sein kann. Sobald Sie von irgend einer Zuneigung für meine Person zu reden beginnen, muß ich Sie bitten, das Zimmer zu verlassen, denn nichts in der Welt wird mich vermögen, gegen meinen Gatten, den ich — seine allerdings etwas zu weit getriebene Sparsamkeit abgerechnet — von Herzen liebe und hochachte, ein Unrecht zu begehen."

„So sprechen Sie denn aus, was Sie mir zu sagen haben, Madame Knipperling," sprach Distelmeier mit trübe herabgestimmtem Ton, „ich sehe ein, daß ich mein glühendes Gefühl in die geheimsten Tiefen meines Herzens verschließen muß."

„Ich erwähnte die übertriebene Sparsamkeit meines Mannes," fuhr nun Madame Knipperling fort; „diese Schwäche meines übrigens lieben und braven Gatten trifft mich — ich muß es gestehen — etwas empfindlich. Meine Neigung, arme Mitmenschen ganz in der Stille zu unterstützen, und einige Bedürfnisse meiner Toilette, die bei dem höchst geringen Nadelgelde, welches mir mein Mann bewilligt, zu befriedigen mir unmöglich ist, lassen es mir als wünschenswerth erscheinen, in den Besitz einer Summe Geldes zu kommen, über die nur ich allein nach Gutdünken zu verfügen hätte. Ganz unverhoffter Weise hat sich mir jetzt eine Gelegenheit dargeboten, durch welche ich wahrscheinlich von

Deutschlands Mädchen.

— Mina, Du wuollen mir alſo wirklich lieben? Immer — ewik — treu? O glücklick ick! — War ick in Britany, Italia, in Rußeland, aben mir die Mädgen geflohen, aben alle geſakt: Fi donc! Sak, Mina, was gefallen Dick denn an mein ſo kut — warum Du kannſt lieben mir? —

— Ja, weil Sie halt goar ſo ſchlecht deutſch ſprechen. —

einer ſolchen Summe Beſitz ergreifen kann. Denken Sie ſich, Herr Diſtelmeier," ſprach Eugenie mit etwas gedämpfter Stimme, „in unſerem Hauſe befindet ſich ein Schatz, von welchem bis jetzt Niemand etwas gewußt hat, ausgenommen die Perſon, welche den Schatz unten im Keller unſeres Hauſes vergraben hat."

Wir müſſen hier erwähnen, daß der lauſchende Daniel, der bisher mit dem Inhalt des von ſeiner Frau und Herrn Diſtelmeier geführten Zwiegeſprächs ſo leidlich zufrieden geweſen war, jetzt bei den letzten Worten ſeiner Gemahlin die Ohren ſo ſcharf ſpitzte, als es ihm nur möglich war.

„Wäre es möglich?" fragte Herr Diſtelmeier ſehr eifrig und angelegentlich, „ein Schatz! ein Schatz! aber wie, Madame Knipperling, kamen Sie hinter dieſes Geheimniß?"

„Ganz einfach!" verſetzte die Gefragte. „Sie wiſſen, daß wir, mein Gatte und ich, nicht allzulange erſt im Beſitz des Hauſes ſind, welches wir gegenwärtig bewohnen. Sie werden auch vielleicht davon gehört haben, daß dem vorigen Beſitzer dieſes Hauſes, welcher ohne Erben verſtorben iſt, einmal eine ſehr bedeutende Summe Geld entwendet wurde."

Herr Knipperling grübelte bei der letzteren Bemerkung Eugenien's in ſeinem Gedächtniß nach, konnte ſich aber durchaus nicht darauf beſinnen, vernommen zu haben, daß dem vorigen Beſitzer ſeines Hauſes einmal Geld geſtohlen worden ſei. Gleichviel, er horchte weiter.

„Ein Dienſtbote hatte den Diebſtahl verübt," fuhr Madame Knipperling fort. „Ungeachtet aller ſtrengen Unterſuchung kam Dies nicht an den Tag. Da aber der Beſitzer des Hauſes am meiſten Verdacht auf jenen Dienſtboten hatte, ſo ſagte er ihn ohne Weiteres aus dem Dienſt. Der Dieb hatte das geraubte Gut unten im Keller vergraben, fand aber, da er plötzlich das Haus verlaſſen mußte, keine Gelegenheit, unbemerkt ſich des geſtohlenen Geldes zu bemächtigen und es fortzuſchaffen. Der Schatz blieb lange Zeit unberührt im Keller liegen, denn der Dieb wagte aus Furcht, entdeckt zu werden, Niemandem etwas davon zu erzählen. Vor Kurzem iſt nun jener Dienſtbote erkrankt, demzufolge in's Hospital geſchafft worden und vor einigen Tagen daſelbſt geſtorben. Bevor er aber verſchieden iſt, hat er an mich, die ich — nebenbei geſagt — mich ihm wohlthätig bewieſen habe, einen Brief geſchrieben, worin er mir in einem Anfall großer Gewiſſensangſt das ganze Geheimniß von dem vergrabenen Schatz entdeckt und mich flehentlich bittet, denſelben zu heben und das Geld unter die Armen zu vertheilen.

Der Schatz befinde sich — schreibt der nunmehr Verblichene in seinem fast unleserlichen Brief — in einem großen irdenen Topf, welcher an der hintersten Wandseite des Kellers in dem Winkel links nicht eben tief vergraben sei."

„Das ist ja eine sehr interessante und erfreuliche Geschichte," bemerkte Herr Difftelmeier.

„Mein Plan ist nun folgender:" sprach Eugenie Knipperling weiter. „Ich glaube mit Sicherheit ausgeforscht zu haben, daß mein Mann heute gegen Abend um sechs Uhr auf längere Zeit ausgehen wird. Während seiner Abwesenheit will ich den Schatz heben, und Sie, Herr Difftelmeier, möchte ich bitten, mir das Geld sicher unterzubringen und anzulegen, nachdem ich einen Theil zu meinen nächsten Bedürfnissen davon abgezogen habe. Ich gedenke es nach Gutdünken nach und nach zu benutzen, wobei natürlich die Armen am meisten werden bedacht werden. Ich bitte Sie um diesen Dienst, weil es auffällig erscheinen könnte, wenn ich ohne Wissen meines Mannes mich mit Geldgeschäften in größerem Maßstabe befassen wollte. Auch möchte ich Sie ersuchen, mir beim Heben des Schatzes selbst behilflich zu sein. Ich werde es schon so einrichten, daß die Dienstboten in unserm Hause nichts davon wahrnehmen."

Herr Difftelmeier versicherte sofort auf das Freudigste seine Bereitwilligkeit, den von ihm begehrten Dienst der Madame Knipperling zu leisten. Daß während dieser Versicherungen aus den zarten Fingern Eugenien's ein Billet in die Hände Difftelmeier's glitt, worin etwas ganz Anderes verabredet war, davon hörte freilich Herr Knipperling nichts. Es wurden hierauf noch einige allgemeine, bedeutungslose Redensarten zwischen Madame Knipperling und ihrem Galan gewechselt und dann empfahl sich der Letztere.

Herr Knipperling aber war außer sich vor Vergnügen, er rieb sich die Hände und segnete einmal über das andere seinen geschickten Einfall, die Wand zu durchbohren, um seine Frau beherrschen zu können. Schnell hatte auch er seinerseits einen Plan entworfen. Dieser Plan war genau so beschaffen, wie ihn die listige Eugenie bei ihrem Gemahl vermuthet hatte. Herr Knipperling wollte nämlich seiner Frau ausdrücklich sagen, daß er heute gegen Abend um sechs Uhr auf einige Stunden ausgehen werde, vorher wollte er aber während der Nachmittagsstunden sich in aller Stille hinunter in den Keller verfügen und den Schatz heben, so daß später seine Frau und Herr Difftelmeier nur das ausgeleerte Nest finden sollten. Dann wollte er sich im Hause verstecken und, wenn seine Frau und ihr Begleiter mit langen Gesichtern aus dem Keller zurückkehrten, plötzlich hervortreten, als sei er soeben, zeitiger als man ihn erwartet, nach Hause zurückgekommen, seiner Gemahlin eine donnernde Strafrede halten und Difftelmeiern für immer die Thür weisen.

Dieser Plan war gewiß Herrn Knipperling's vollkommen würdig und angemessen. Zufälliger Weise hatte aber diesmal der gute Daniel — was ihm selten zu geschehen pflegte — falsch kalkulirt und die Sache gestaltete sich ganz anders, als er geahnet hatte.

Nach Tische eröffnete er seiner Gemahlin, daß er heute um sechs Uhr in einer wichtigen Angelegenheit ausgehen müsse und einige Stunden wegbleiben werde. Gähnend und mit der gleichgültigsten Miene erwiderte ihm Eugenie darauf: daß dies ihr lieber Daniel thun könne, wie es ihm beliebe, daß er nur nicht gar zu lange ausbleiben möge, und daß sie selbst jetzt gern ein Mittagsschläfchen halten wolle.

Die affektirte Mittagsruhe seiner Frau kam Herrn Knipperling bei seinen Absichten vortrefflich zu statten. Versehen mit einer Laterne, einer Radehacke und einer Schaufel schlich er ganz sachte hinunter in den Keller, bemerkte aber nicht, daß eben so sachte, wie er selber ging, ihm sein Weibchen nachgeschlichen kam. Als sich der hoffnungsvolle Schatzgräber im Keller befand, wurde hinter ihm von Eugenien's Hand die Kellerthür leise zugeschlossen. Hierauf begab sich Madame Knipperling in ihr Zimmer, öffnete ein Fenster und ließ ein weißes Taschentuch hinauswehen. Auf dieses gegebene Zeichen erschien nach kurzem Verzug Herr Difftelmeier in dem Kabinet Eugenien's, ließ sich neben ihr auf einem Sopha nieder und unterhielt sich nun ein Stündchen mit dem Gegenstand seiner Liebe und Anbetung in ungestörter Ruhe. Was während dieses Stündchens zwischen Beiden vorging, lassen wir unberichtet, und sehen lieber zu, welches Erfolgs sich unterdessen Herr Knipperling unten im Keller bei seinem Unternehmen zu erfreuen hatte.

Nachdem dieser im Schweiße seines Angesichts eine volle halbe Stunde lang wie ein wühlender Eber den Grund an der hintern Wandseite des Kellers vermittelst Hacke und Spaten aufgerissen und umgeschaufelt hatte, mußte er zu seinem größten Verdruß die Bemerkung machen, daß sich im hintersten Winkel des

Kellers zur linken Hand etwa ein paar Fuß tief in der Erde durchaus nichts befand, was einem Schatze ähnlich gewesen wäre. Der geldgierige Schatzgräber ließ sich jedoch durch diese erste Täuschung seiner Hoffnungen nicht abschrecken, sondern setzte mit Anstrengung aller Kräfte seines schwächlichen Körpers sein Maulwurfsgeschäft weiter fort.

Endlich nach einer Stunde heißer Arbeit stieß er im hintersten Winkel des Kellers zur rechten Hand mit dem Spaten wirklich auf einen harten Gegenstand — ein Entzücken schauerte durch seine Seele — er griff mit seiner knochigen Rechten nach dem Funde und es unterlag keinem Zweifel mehr, daß dieser Gegenstand ein großer irdener Topf sei. Einen bedeutenden Kraftaufwand kostete es dem armen Daniel, ehe es ihm gelang, das große irdene Gefäß aus seiner Vertiefung emporzuheben, denn der Topf war sehr schwer — aber je schwerer, desto besser.

Eine neue Schwierigkeit war nunmehr zu besiegen, denn die Oeffnung des Topfes war sehr fest mit Draht und Wachstuch verschlossen. Nachdem auch dieses beseitigt und der Topf geöffnet war, bot sich ihm, der vor Begierde und Erwartung fast nicht athmete, ein Anblick dar, vor dem ihm die Augen übergingen; aber freilich nicht vor dem Glanze der Gold- und Silberstücke, welche er zu erblicken erwartete, sondern vor der nackten Blöße der Kieselsteine, mit welchen der Topf angefüllt war.

Der vor demselben knieende Schatzgräber fühlte sich bei dieser Entdeckung ganz vernichtet. Es währte lange, ehe er sich wieder erholte. Als dies geschehen war, sprang er in unsäglicher Wuth auf, stieß den irdenen Topf mit dem Fuße um und zertrümmerte ihn mit einigen Streichen der Schaufel, die wie ein Racheschwert in seiner Hand erglänzte. Die Kieselsteine rollten über die Scherben hinweg und ein weißes Papier wurde sichtbar. Herr Knipperling, der sich noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen konnte, daß er in seiner Hoffnung völlig getäuscht sei, wähnte, daß in diesem Papier vielleicht Werthpapiere enthalten seien, die man unter den Steinen um so sicherer habe verbergen wollen. Hastig riß er das zusammengefaltete Papier auf — von Staatspapieren war darin jedoch nichts zu sehen, wohl aber eine Schrift, die Knipperling bei dem Schein der Laterne las, und welche folgendermaßen lautete:

Ein Schatz
goldener Regeln und Aussprüche, mehr als eine Million an Werth:

Besitzest Du keinen Reichthum und gelingt es Dir auch nicht, solchen zu erwerben, so sei zufrieden, denn Zufriedenheit ist der größte aller Reichthümer. —

Besitzest Du aber Reichthum, so suche Dir denselben zu erhalten und beherzige dabei folgende Regeln:

Sei nie des Geldes Knecht, sondern stets sein Herr. —

Rede nie zu viel, denn Reden ist Silber, aber Schweigen ist Gold. —

Dein Wohlthätigkeitssinn sei nie größer als das Loch in der Armenbüchse. —

In Kleinigkeiten sei streng ehrlich, denn dies verschafft Kredit; in wichtigen Angelegenheiten aber, wo es sich um große Summen handelt, sei, so weit es sich mit den Gesetzen verträgt, ein Spitzbube. —

Der Arme muß seine Armuth mit feinen, noblen Kleidern, der Reiche seinen Reichthum mit ärmlichen Kleidern zu verdecken suchen. —

Besitzest Du keinen Reichthum, so strebe mit allen Kräften darnach, denn Reichthum gibt bekanntlich Macht und irdisches Glück, und es ist viel angenehmer, reich zu werden, als reich zu sein. —

Die Armen können blos gut sein, aber die Reichen Gutes thun. —

Die Armen leben blos, die Reichen aber genießen das Leben. —

Ein goldener Schlüssel schließt alle Schlösser auf, und ein mit Gold beladener Esel steigt über jede Mauer. —

Ein Reicher setzt, wenn er keinen Kopf hat, statt dessen einen Geldsack zwischen die Schultern. —

Ein reiches Schaf ist geachtet, eben weil es in der Wolle sitzt. —

Als Herr Knipperling die Schrift gelesen hatte, zerriß er sie in tausend Stücken, und begriff nun endlich, daß er niederträchtig gefoppt worden. Voller Wuth rannte er die Kellertreppe hinauf und mußte nun, damit sein Aerger vollständig werde, auch gewahr werden, daß er im Keller eingeschlossen sei. Er pochte und lärmte wie rasend an der Kellerthür, er rief, er schrie, aber lange vergebens, bis endlich geöffnet ward. Vor Herrn Knipperling stand eine Magd, welche, entsetzt über das Aussehen des wüthenden alten Herrn, erst einige Schritte zurückprallte und dann zitternd erklärte: Madame Knipperling habe ihr befohlen, die Kellerthür zu öffnen

und befinde sich oben im Zimmer des Herrn. Dieser stürmte nun hinauf mit dem höchst löblichen Vorsatz im Herzen, seiner Frau den Kopf auf den Rücken zu drehen, um dadurch an ihr seinen Grimm auszulassen. Als er in seinem Zimmer ankam, fand er indessen Eugenien nicht darin, sondern hörte nur deren Stimme, welche ihm durch das in die Wand gebohrte Loch zurief: „Daniel! mein lieber Daniel! nimm die vergebliche, und von mir selbst veranstaltete Schatzgräberei als eine kleine gerechte Strafe hin für das unbillige Mißtrauen, womit Du Deine Dir treuergebene Gattin gekränkt hast. Nicht wahr, künftig wirst Du nicht wieder Löcher in die Wand bohren, um Deine Frau behorchen zu können?"

Diese Worte Eugenien's bildeten den Anfang zu einer ziemlich langen Unterhandlung, welche zwischen Herrn und Madame Knipperling lediglich durch das Wandloch abgehalten wurde, und die am Ende zu dem Resultat führte, daß Herr Knipperling, anstatt seiner Frau eine zornige Strafrede halten zu können, diese wegen seines Mißtrauens und seiner Eifersucht noch um Verzeihung bitten mußte. Daß Herr Diffelmeier während der Zeit, wo Knipperling unten im Keller nach dem Schatze grub, sich im Zimmer Eugenien's befunden habe, davon war natürlich bei der gepflogenen Unterhandlung mit keiner Sylbe die Rede. —

Nach einiger Zeit wurde Herr Knipperling, den der Aerger über die vergebliche Schatzgräberei sehr angegriffen hatte, gefährlich krank und segnete nach kurzem Krankenlager das Zeitliche.

In seinem letzten Willen hatte er entfernte Verwandte reichlich bedacht und seine würdige Gattin nur zum Pflichttheile eingesetzt. Madame Knipperling war nun eine junge und schöne, jedoch nichts weniger als reiche Wittwe. Mit dem Reichthum verlor sich auch die Schaar der Anbeter, sogar Herr Diffelmeier verschwand, und so gewann sie Gelegenheit, darüber nachzudenken, daß Untreue den eignen Herrn schlägt, auch wenn sie gegen einen Knipperling in Anwendung gebracht wird.

Das schlechte Metier.

„Bester Herr — bitte um eine Kleinigkeit." —

„Aber schämt Er sich denn gar nicht, Mensch? — jetzt mitten in der Erndte, wo nicht Hände genug geschafft werden können, Er, ein großer, starker gesunder Kerl, zu betteln — pfui, in die Seele hinein müßte er erröthen, wenn er nur so viel Ehrgefühl im Leibe hätte."

„Ach, lieber bester Herr — Sie haben wohl gut von Arbeiten reden, 's arbeitet sich aber schlecht, wenn's Mehtze ganz darniederliegt — es hat reineweg ufgehört."

„Aufgehört? was hat er denn für ein Metier, — was ist er denn?"

„Iche? — en Schneeschipper, lieber Herr!"

Die Brautnacht zu Lauterstein.

(Schluß.)

Obgleich Graf Berbisdorf nach dem, was soeben vorgefallen war, sich keiner besonders angenehmen Laune erfreute, so hob er doch eine Viertelstunde später Adelinen gar ritterlich und galant auf ihren weißen Zelter und bestieg neben ihr sein spanisches Roß, um seine schöne Braut von befreundeten Rittern aus der Nachbarschaft und reichgeschmückten Knappen begleitet, in einer prächtigen Kavalkade gen Lauterstein zu führen. Zum Erstaunen des Hofes war Adeline plötzlich wieder lebhaft und munter geworden und strahlte fast in neuverjüngter Schönheit, als sie, mit Graf Berbisdorf an der Spitze, dahinritt. Sie glich einer Blume, die lange nach einigen Tropfen Wassers geschmachtet, endlich, von frischem Thau benetzt, wieder anfängt lieblich zu blühen.

Noch vor einbrechender Abenddämmerung war man von Wolkenstein weggeritten. Dennoch war es schon spät und ganz dunkel, als der bräutliche Zug an der Burg Lauterstein ankam. Das ganze Schloß war prächtig erleuchtet und gewährte in seiner grotesken Lage einen imposanten, ja feenhaften Anblick.

Vor dem äußersten Schloßhofe standen dichtgedrängt eine Menge Landleute, welche hier gewartet hatten, um den stattlichen Brautzug ankommen zu sehen; aber nur die zu dem Zuge selbst gehörigen Personen und deren Diener fanden Einlaß in die Burg. Trotzdem aber, daß sowohl an dem äußern, als an dem innern Thore des Schlosses Schildwachen aufgestellt waren, gelang es, bei dem fröhlichen Gedränge, mit dem der Brautzug von Hochzeitsgästen und einer zahlreichen geputzten Dienerschaft empfangen wurde, einer dunkeln, vermummten Gestalt, sich zugleich mit den Ankommenden unbemerkt in die Burg hineinzuschieben und zu verschwinden.

Der alte Graf Georg von Berbisdorf empfing das Brautpaar in seinem Krankenzimmer, sehr schwach und matt, und so weit es seine Kräfte gestatteten, aufrecht im Bette sitzend; er ertheilte dem jungen Paare seinen väterlichen Segen. In einem anstoßenden Zimmer war ein Altar errichtet und ein Priester war bereit, im Beisein einiger dazu erwählter Zeugen den Akt der Trauung zu vollziehen.

Der frohe Muth Adelinens war jetzt gänzlich wieder verschwunden. Auf dem ganzen Wege nach Lauterstein hatte sie jeden Augenblick auf ein außerordentliches Ereigniß gehofft, als z. B. auf einen plötzlich aus dem Gebüsch hervorstürzenden Trupp verkappter Reiter, der sie der Gewalt Berbisdorf's entreißen würde. Aber es hatte sich nichts ereignet. Jetzt befand sie sich nun in der Burg selbst, das Hochzeitessen war aufgetragen und die Gäste warteten bereits auf den Beginn desselben, die Trauungszeugen, zu denen Adelinen's Eltern gehörten, waren versammelt und der Pfaff stand im priesterlichen Ornat am Altar, um das ewig unauflösliche Bündniß zu schließen. — Woher sollte jetzt Hülfe und Rettung kommen? — Adeline fühlte eine Todesangst durch alle ihre Glieder zittern. — Jetzt, mit feierlichem Anstand, nahte sich ihr Graf Konrad, um sie zum Altar zu führen — da, auf einmal, ertönte in der Burg ein dumpfer Ruf, der sich sogleich verstärkt wiederholte und als der deutliche Angstschrei: „Feuer! Feuer!" hörbar wurde. Der alte Graf von Berbisdorf sank vor Schreck ohnmächtig in die Kissen seines Bettes zurück, Konrad dagegen eilte sogleich hinaus, die übrigen Personen in Bestürzung zurücklassend.

In einem der unteren Gemächer der Burg war Feuer ausgebrochen, und die Flamme hatte bereits auf eine räthselhafte Weise mit furchtbarer Gewalt und entsetzlicher Wuth um sich gegriffen. Wie durch Wahl schien sie einen Ort ausgesucht zu haben, von dem aus sie sich ungehindert am schnellsten verbreiten könne. Die Verwirrung, die dadurch im Schlosse entstand, stieg bald in's Grausenhafte, denn es währte nicht lange, so stand ein ganzer Theil der Burg in Flammen. Die vorhergegangene Illumination hatte sich in eine schauerliche Beleuchtung des ganzen Thals verwandelt, in eine ungeheure Fackel, die mit unseliger Gluth der Brautnacht im Schloß zu Lauterstein leuchtete. Wohl waren die starken Mauern dieses festen Bergschlosses geeignet, einer Feuersbrunst Trotz zu bieten, nicht aber der innere Ausbau der Burg, zumal

bei den in jener Zeit noch so unzureichenden Löschanstalten. Auf nichts war man im Schloß in dieser Nacht weniger gefaßt, als auf solche Gefahr. Die Flamme griff mit jeder Minute mehr und mehr um sich und bedrohte bereits das Hauptgebäude, worin sich auch der festlich geschmückte Saal befand, in dem die Hochzeitgäste kopflos umherirrten. Wie ein Rasender herrschte Graf Konrad die Knappen und Diener mit Befehlen an, die auszuführen, größtentheils unmöglich war. Reisige, Knechte und Landleute aus dem nahen Dörfchen schleppten zwar aus der Bockau im Thale Wasser in Eimern herauf, aber alle Löschversuche erwiesen sich als so fruchtlos, daß bald Niemand mehr zu löschen sich bemühte. Jetzt, da der furchtbaren Feuersbrunst nicht mehr Einhalt gethan werden konnte, flüchtete Alles aus den brennenden und einstürzenden Trümmern der Burg in's Freie hinaus.

Die Frauen waren gleich zu Anfang der Gefahr ängstlich in denjenigen Theil des Schlosses geflohen, der von den auflodernden Flammen am weitesten entfernt war. Unter diesen befand sich auch Adeline, die allerdings von dem allgemeinen Entsetzen mit erfaßt, doch während des Schreckenisses viel freier aufathmete, als kurze Zeit vorher, wo sie bei dem ruhig leuchtenden Glanz der hochzeitlichen Kerzen als Braut zum Altar treten sollte. — Mit einem fürchterlich donnernden Krachen stürzte mit einemmale einer der Thürme des Schlosses, der inwendig ausgebrannt war, in sich zusammen und sendete aus seinem glutherfüllten Mauercylinder, gleich dem Krater eines Vulkans, eine ungeheure Säule prasselnder Flammen und dicken Rauchgewölks hinauf in den nächtlich gestirnten Himmel. Dies Ereigniß steigerte die gränzenlose Verwirrung bis zum tödtlichsten Schrecken. Graf Berbisdorf gab es auf, das Schloß zu retten, und rief mit gewaltiger Stimme, daß Alle, die sich noch in der Burg befänden, eiligst aus derselben entfernen möchten; den Knappen und Knechten befahl er aber, Waffen, Kostbarkeiten, und andre werthvolle Gegenstände, besonders aber die Pferde aus dem Schloß herauszuschaffen.. Durch diese Anordnungen wurde das angstvolle Gedränge noch wilder und verworrener.

Mitten aus Gluth und Dampf tauchte jetzt eine dunkle Gestalt auf, gleichsam wie ein Dämon des Abgrunds, der die verheerende Flamme zum Verderben heraufbeschworen. Es war dieselbe Nachtgestalt, die bei dem Einzuge des Brautpaares unbemerkt in die Burg mit eingedrungen, jetzt aber frei und ungehindert umherging, da in dem Angstgewühl Niemand sie beachtete. Der Vermummte wußte einen Moment zu ersphähen, wo er die, mit den aus dem Schlosse flüchtenden Damen ebenfalls enteilende Adeline rasch und von Niemandem beobachtet in dem dunkelsten Winkel eines abgelegenen Verstecktes zu ziehen vermochte. Hier lüftete er seine Maske und zeigte der Erschrockenen sein Gesicht. Mit einem halb von Entsetzen, halb von Entzücken gemischten Gefühle erkannte Adeline in dem Manne den theuern, schon verloren gegebenen Kolowrat. Schnell legte derselbe sein dunkles Gewand ab, und hüllte seine Geliebte in dasselbe, dann setzte er ihr einen liegen gebliebenen Helm auf, so daß sie vollends für Jedermann unkenntlich geworden war. —

Ottokar selbst zeigte sich in der einfachen Tracht eines Knappen, und während er bemüht war, Adelinen so unkenntlich als möglich zu verhüllen, flüsterte er leise ihr zu: „Einst schwur ich, holde Geliebte, Dich zu retten aus Kriegsgetümmel, Wassersfluth oder Feuersbrunst. Jetzt halte ich Wort!" — und schnell über brennende Trümmern und rauchenden Schutt führte er die zitternde Jungfrau aus dem wankenden Schlosse in den nahen Wald.

Hier kletterten die beiden Flüchtlinge vorsichtig an dem von Klippen durchbrochenen Waldeshange abwärts, bis sie an das Ufer der Bockau gelangten. Ottokar gab ein Zeichen, welches leise erwiedert wurde und alsbald vernahm man das Getrappel versteckt gehaltener Pferde. Ehe jedoch der Uebergang der ungeduldigen Thiere über den rauschenden Bergstrom bewerkstelligt werden konnte, waren die Flüchtigen genöthigt, ein paar Augenblicke das furchtbar schöne Schauspiel zu betrachten, das der Brand der Burg vom Thale aus gewährte. Der ganze wildschauerliche Waldgrund war in eine gluthvolle, schnell wechselnde Beleuchtung gehüllt, und aus den Wellen der grolleuden Bockau spiegelte ein glühender Widerschein ihnen die ganze grausige Scene zurück, daß die Liebenden unwillkührlich erbebten. Plötzlich aber ereignete sich vor ihren Augen, indem sie zu dem in Trümmern sinkenden Schlosse emporstarrten, ein Vorfall, der ihnen die Haare zu Berge trieb und das Blut in ihren Adern erstarren machte.

Oben in der Burg hatte in der entsetzlichen Verwirrung unverzeihlicher Weise Niemand des alten Grafen von Berbisdorf gedacht, der krank und hülflos, vielleicht sterbend, in seinem Bette lag. Selbst sein Sohn, Graf Konrad, hatte des todtkranken Greises vergessen, aber plötzlich schoß ihm der Gedanke an seinen Vater durch den Kopf. „Wo ist mein Vater?" schrie er

mehrere mit Fortschaffung von Waffen sich abmühende Diener an. Diese erschraken und keiner wagte zu antworten. „Um Gottes und der heiligen Jungfrau Willen!“ rief der Burgvogt, „der gnädige Herr Graf befindet sich wahrscheinlich noch in seinem Krankenzimmer!“

Konrad ward blaß vor Entsetzen, denn dieses Krankenzimmer befand sich an der äußersten, nach dem Flusse zu gelegenen Seite des Schlosses und war rings von Flammen umgeben, vielleicht von denselben schon erfaßt. Der unglückliche Greis, der nicht mehr gehen konnte, mußte verbrennen, wenn seine fast unmöglich scheinende Rettung nicht noch versucht wurde. Graf Konrad besann sich keinen Augenblick und that, was sein persönlicher Muth und Kindesliebe ihm geboten. Er stürzte fort durch Gluth und Dampf dem Zimmer seines Vaters zu, indem er rief:

„Mir nach, wer Herz hat und seinem Herrn treu ist!“

Ein einziger junger verwegener Bursche, dem sich der alte Graf stets besonders geneigt erwiesen, entschloß sich, sein Leben zu wagen und dem jungen Grafen zu folgen. Der Knappe war aber besonnener, als sein Herr; er raffte zuvor mehrere Seile und Riemen zusammen, ehe er seinem Gebieter auf dem gefährlichen Pfade nacheilte. Als er halb erstickt in dem Krankenzimmer ankam, war Konrad schon bemüht, seinen bewußtlosen Vater fortzuschleppen. Im gleichen Augenblick hörten die Männer hinter sich ein Gepraffel. Das Feuer hatte eine Treppe ergriffen, die einzige, welche den Rückweg möglich machte, und dicker Rauch drang in das Zimmer. Tod und Leben hing an einem Moment. Man war schnell entschlossen aus den Stricken, die der Knappe mitgebracht hatte, ein langes Seil zu bilden und an demselben den kranken Greis, fest in seine Betten gepackt, aus dem Fenster auf einen Felsenvorsprung hinabzulassen; dann wollten beide, der Graf und der Knappe, auf demselben Wege nachfolgen. —

Es geschah, was verabredet worden. Allein einer von den Knoten des Seiles, die in der furchtbaren Eile nicht fest genug geknüpft waren, löste sich, und der unglückliche Greis fiel an dem Felsenvorsprunge, auf den man ihn niederlassen wollte, vorüber in die Tiefe, zerschmetterte an einer hervorragenden Klippe und verschwand in den Wellen der Bockau. —

Konrad von Berbisdorf sah diesen Sturz, sah das gräßliche Ende seines Vaters und stand starr vor Entsetzen und Verzweiflung. Der Knapp, zum Glück mit riesiger Körperstärke begabt, ergriff den jungen Grafen, lud ihn auf seine Schultern und stürzte mit ihm durch Rauch und Flammen, blind und mit wilden gewagten Sätzen auf denselben Weg, den er gekommen war. —

Als der zerschmetterte Leichnam des alten Grafen von Berbisdorf zu den Füßen Kolowrat's und seiner Geliebten in die Wellen der Bockau kollerte, entrang ein durchdringender Entsetzensschrei sich der Brust Adelinen's.

„Auch dies Dein Werk um mich! O Ottokar, ich bin theuer erkauft!“ — hauchte sie weinend an der Brust ihres Geliebten. Dieser aber hob sie rasch auf eins der durch den Fluß setzenden Pferde, schwang sich auf ein anderes, von seinen Knappen bereit gehaltenes, und indem die Rosse nochmals den Bergstrom überschritten und das andere Ufer wieder erreichten, ging der Reiterzug im scharfen Trabe der böhmischen Gränze zu, jenseit welcher Ottokar seine Geliebte in sein weit entlegenes Schloß brachte, wo er sich mit ihr vermählte.

Adeline war verschwunden. Niemand in Sachsen erfuhr etwas von der Entführung. Einige wollten sogar behaupten, das Fräulein von Lengenfeld sei in der Burg Lauterstein mit verbrannt. — Graf Konrad von Berbisdorf verfiel nach der Schreckensnacht in eine gefährliche Krankheit, von der er erst nach langer Zeit wieder genas, worauf er Schloß Lauterstein neu aufbauen ließ. —

Die weiteren Schicksale desselben mitzutheilen, ist nicht der Zweck dieser Erzählung. Wir erwähnen nur noch, daß die Burg, welche hundert Jahr vor der Zeit unserer Erzählung durch die Hussiten ein Raub der Flammen geworden war, zum dritten Mal im Jahre 1639 und zwar von den Schweden niedergebrannt wurde. Seit diesem letzten Brande ist sie eine Ruine geblieben, welche noch jetzt höchst malerisch über dem Ufer der Bockau auf einer Felsenklippe schwebt.

Eine Universalkur.

„Ach, mein Herr Doktor, was mir elend ist, das kann ich Ihnen gar nicht sagen! Sehn Se, da hab' ich, wie noch meine selige Frau so krank war, die Restchen von den Medizinen aufgehoben, weil ich mir gedacht habe, man kann nicht wissen, zu was man's brauchen kann, und da hab' ich gestern, weil ich schon seit längerer Zeit so Uebelichkeiten verspür', die Restelchen fast alle getrunken. Was soll ich nun thun?"

„Mein lieber Mann, trink' er die andern auch noch, vielleicht treibt ein Gift das andere 'naus."

Auf der Thierschau.

„Siehst Du, Brüderchen, ich hab' gar nichts gegen Euch, von mir aus sind Alle gleich: Christ und Jude; aber daß Ihr um's goldne Kalb getanzt habt, das will mir durchaus gar nicht gefallen!"

„Nu wo so? Ä messivs goldiges Kalb! Hätt't Ihr ä messivs goldiges Kalb, thät't Ihr aach 'rumtanzen!"

Aufrichtige Belehrung.

„Papa! was ist denn das eigentlich mit die Kühe, Kälber, Ochsen und Stier?"

„Ja siehste — das will ich Dir schont sagen. Es Kalb, das is es Kind — un die Kuh, das is als wie de Mutter, un der Stier is der Vater."

„Ja, was is denn nachher der Ochs?"

„Ja der Ochse! nu — der Ochse — siehste? ja der Ochse, nu, das is der Onkel!"

Auch deutsch!

„Mama! — da steht in meinem Lesebuch das Wort „Muhme!" — was ist denn so eine Muhme? — ich habe das garstige Wort noch gar nicht gehört!"

„Das glaub' ich, Kind; diese ausländischen Wörter werden jetzt in Deutschland immer seltener gebraucht und man sagt darum auch nicht mehr Muhme, sondern Tante — was das ist, wirst Du wissen?"

„Tante? — ach, wenn ich das nicht wüßte, da müßte ich mich ja schämen! die Tante ist dem Onkel seine Frau!"

Dresden: Verlag von H. H. Grimm & Comp. — Druck von C. H. R. Roempler.
Verantwortlicher Herausgeber: Hermann Grimm

Mit Illustrationen von Dresdner Künstlern.

Telegraphische Depesche für die Abonnenten.

Band II. Vom Telegraphen erscheint monatlich eine Lieferung von 2 Bogen mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten. — Preis jeder Lief. 3 Ngr. (12 kr. C.-M.) — Zwölf Lieferungen bilden einen Band, für welchen man sich durch Annahme der 1. Lieferung verpflichtet. — Als Prämie wird am Schlusse des Bandes ein prachtvoll gestochener großer Stahlstich gratis beigegeben, dessen Preis im Kunsthandel 2 Thlr. C. G. ist. Liefr. 9.

Es kommt oft anders, als man denkt.

Es hat der Mensch oft über Nacht
Sich so ein Plänchen ausgedacht,
Doch eh' erglänzt das Morgenroth,
Da ist sein Plänchen hin, ist todt.
Das Kartenhaus, es stürzte ein,
Der Himmel sah so blau hinein:
Die Menschheit träumt, die Gottheit lenkt —
Es kommt oft anders, als man denkt!

Ein junger Fant, der sonst sehr schlau,
Spaziert zu einer hübschen Frau,
Schon träumt er von der Liebe Glück,
Da packt's ihn hinten am Genick,
Es prügelt, was nur prügeln kann,
Der eifersücht'ge Ehemann,
Auch nicht ein Schlag wird ihm geschenkt —
Es kommt oft anders, als man denkt!

Jüngst träumt ein junges Ehepaar,
Wo's Geld nicht überflüssig war:
Kommt auch einmal der Storch in's Haus,
Zu einem Kindchen reicht's schon aus.

Da aber kam ein Zwillingspaar,
Und so ging's fort von Jahr zu Jahr,
Die Menschheit träumt, der Himmel lenkt —
Es kommt oft anders, als man denkt!

Ein Städtchen sucht für's Ständehaus
Sich einen Deputirten aus,
Der da den Steuern und dem Zoll
Etwas am Zeuge flicken soll.
Jedoch der Mann sprach nicht ein Mal,
Hat aber — es ist ein Skandal —
Doch die Diäten eingesenkt.
Es kommt oft anders, als man denkt!

Ein Weibchen sprach zum Herrn Gemahl:
„Dein Rauchen ist mir höchst fatal!
Auch stell' einmal das Schnupfen ein,
Ich will es haben, so soll's sein!"
Der Mann wird bleich bis hinter's Ohr
Und fistulirte im Tenor:
„O Gott! wie hat die eingelenkt!" —
Es kommt oft anders, als man denkt!

Th. Drobisch.

Die Geschichte vom rothen Haus.

(Schluß.)

6.

Er schlief nicht viel und als er erwachte, meinte er, es wäre doch am besten, gleich mit der Marianne zu sprechen — auch wollte er gern erfahren, warum sie so weit von ihrer Heimath fortgegangen wäre. Darum nahm er sich vor, sie gleich aufzusuchen — und dazu brauchte er nicht weit zu gehen. Marianne war bei der Röse in der Küche, der sie beim Geschirrauswaschen half. Die Andern gingen ihren Arbeiten nach, wie jeden Tag.

— Marianne, sagte der Johannes, indem er dem Mädchen die Hand bot; gestern habe ich gar nicht glauben können, daß Sie es wären — nun aber freut's mich doch, zu sehen, daß Sie es selbst sind.

— Ich hätt' es mir auch nicht träumen lassen, daß ich Sie hier fände, Johannes, antwortete Marianne; und wenn die Gevatterin selig das erfahren hätte —

— Die Frau Huber ist todt! rief Johannes.

— Sie wissen also gar nicht, wie traurig es bei uns hergegangen ist? sagte das Mädchen; Sie waren noch gar nicht lange fort, da ist ein bösartiges Nervenfieber in die Stadt gekommen und da sind aus jeder Familie welche begraben — und da ist auch die Gevatterin Huber gestorben.

— Und wie kommen Sie nun hierher? fragte Johannes. Marianne erröthete und schlug die Augen nicht auf, als sie antwortete:

— Mir war es zu Haus ganz verleidet, besonders nachdem die Meisterin gestorben war. Ich hatte vielleicht auch Angst vor der Krankheit und als meine Tante in Hallförde starb und ihr Mann mich zu seiner Pflege bei sich haben wollte, bin ich ganz gern zu ihm gegangen.

— Und dann? fragte Johannes ungeduldig.

— Hallförde liegt ganz in der Nähe von dem Hauptquartier, erwiderte das Mädchen; wir haben die ganze Zeit viel durch die Unruhen des Krieges gelitten — und mein armer Onkel ist dabei so geisteskschwach geworden, daß er vor Furcht zuweilen weint, wie ein Kind. Als nun das Treffen bei * * * Alles in Schrecken versetzte, ließ er sich gar nicht mehr halten, packte zusammen, was ihm das Liebste war; ließ den Hof in den Händen seines Bruders — und dann sind wir gefahren, ohne uns aufzuhalten, bis wir hierherkamen.

— Und hier werden Sie bleiben?

— Wahrscheinlich, sagte Marianne; mein Onkel und der Bauer sind Geschwister Kinder. Und überdies ist mein armer Onkel so krank, daß er schwerlich anders, als im Sarge das Haus verläßt.

— Und was wollten Sie dann anfangen, Marianne? fragte Johannes theilnehmend.

— Ich denke, es findet sich schon ein Plätzchen für mich, antwortete das Mädchen; arbeiten kann man überall und ich brauche nicht viel zum Leben.

— Ich habe gemeint, und auch die Meisterin Huber hat davon geredet, daß sie den Schreiber Georg heirathen würden. Marianne wendete sich um und sagte hastig:

— Wie das die Frau Gevatterin hat sagen können, weiß ich nicht; den Schreiber Georg habe ich nie leiden mögen und ich kann Keinen nehmen, der mir zuwider ist.

— Ist denn gar Keiner in der Welt, den Sie leiden möchten? fragte Johannes. Mir ist allezeit, als wenn ich einen wüßte und es ist eine große Dummheit von dem gewesen, daß er es selbst nicht früher eingesehen hat, wie gut er Ihnen ist.

— Wir wollen ein ander Mal davon reden, Johannes, sagte Marianne und ging aus der Küche, ohne ihn nur anzusehen.

Aber das andere Mal fand sich bald; Johannes erzählte der Marianne, daß er aus Verzweiflung über die Untreue seines Schatzes Soldat geworden wäre, daß er jetzt erst wüßte, wie viel besser und verständiger die Marianne wäre und daß er Alles daran setzen wollte, um sie glücklich zu machen. Sie sagte auch Ja dazu, denn sie hatte ihn lieb und meinte, was ihr jetzt an Johannes nicht gut und recht scheine, werde sich wieder verlieren, wenn er in ein ordentliches Leben und zu seiner Arbeit zurückkäme. Johannes gab sich auch Mühe, wieder zu sein wie sonst; wenn er keinen Dienst hatte, half er dem Bauer im Garten und im Hause, war gefällig und gesprächig und Alle hatten ihre Freude

an ihm. So vergingen ein Paar Tage; Mariannen's Onkel wurde sehr krank und wollte das Mädchen nicht von seinem Bette lassen; der Johannes war wiederum öfter allein, ging dann zu seinen Kameraden und das benutzte der Rudelsbacher.

— Ich trinke nur einen Krug Bier! hatte sich der rothe Hans gesagt, als er sich an den Schenktisch setzte, aber wie er im Gespräche war, hatte er das bald vergessen und er lärmte und trank wie die Andern. Als aber Karten und Würfel hervorgezogen wurden, besann er sich wieder. Er hatte der Marianne fest versprochen, nicht mehr zu spielen und das war ihm auch Ernst. Aber der Rudelsbacher verhöhnte ihn:

— Ich weiß schon, sagte er, Du hast Dir ein Mädel angeschafft und das will eine Heilige sein; legt Dir einen Zaum in den Mund und will Dich damit in's Himmelreich führen. Wenn sie Flügel hätte, wär' die Gans fertig.

— Höre, Rudelsbacher! darin verstehe ich keinen Spaß! rief der Johannes und schlug auf den Tisch, daß die Krüge klirrend an einander stießen.

— Ei, ei! der ist schon gut angelernt! spöttelte der Rudelsbacher. Johannes sprang wüthend auf und stürzte mit geballter Faust zu seinem Widersacher hin, aber die Andern kamen auch dazu — es gab eine Schlägerei und zuletzt wurde Johannes aus dem Hause geworfen.

Nun war's nicht allein, daß Johannes den Schimpf vor seinen Kameraden hatte, daß der Wachtmeister davon hörte und ihn mit Arrest bedrohte — die heftigsten Vorwürfe machte ihm sein Gewissen; es war immer, als wenn eine Stimme in ihm sagte:

— Wenn Dich Marianne so gesehen hätte, gewiß, sie hätte Dich nicht mehr lieb!

Er hatte ja an sich selbst mit der Liebeth erfahren, wie es im Herzen weh thut, wenn man bei dem, was man lieb hat, eine Sünde findet — und darum that er sich das Gelübde, mit keinem Fuß wieder in die Schenke zu gehen.

Das gab ihm die Ruhe wieder und als am Nachmittag die Marianne eine halbe Stunde für ihn hatte, war er seelenglücklich und sagte zu dem Mädchen:

— Schau, Marianne, Du hast mich wieder zu dem gemacht, was ich sein soll; gewiß, ich will auch brav und ordentlich sein, daß Du Freud' an mir haben sollst.

Und sie gab ihm darauf zur Antwort:

— Du kannst Dir's auch gar nicht denken, Johannes, wie es mich kränken muß, wenn Du nicht mehr so gut bist wie vormals.

Als der Abend kam, ging Johannes in seine Kammer; es regnete und war kalt — die Leute hatten alle viel zu thun, Marianne war wieder bei dem Kranken und auch zu der Großmutter mochte Johannes nicht gehen, weil sie den Husten hatte und sehr verdrießlich war. Aber er blieb nicht lange allein — der Rudelsbacher kam und sagte:

— Kameraden dürfen einander nichts nachtragen und wegen solchen Dummheiten wollten sie sich nicht streiten. Johannes möchte nur wieder mit in die Schenke kommen.

Das schlug Johannes geradezu ab: — Ich habe mir zugeschworen, daß ich nimmer dahin gehe, sagte er. Der Rudelsbacher lachte ihn aus, sagte: er wolle ihm auf andere Weise helfen und lief fort. Johannes freute sich, daß der Versucher so schnell weggegangen war; aber die Freude sollte nicht lange dauern, der Rudelsbacher kam wieder, brachte Bier und Karten und noch einen Kameraden mit — und es währte gar nicht lange, da war der alte böse Geist wieder über den Hans gekommen.

Marianne saß unterdessen am Bette des Kranken und weinte und betete. Es ist immer etwas Herzerschütterndes, einen Menschen sterben zu sehen. Furcht war es nicht, was Marianne empfand, denn der Kranke wurde immer ruhiger und freundlicher, aber sie dachte an ihrer Eltern Tod und an ihr Verlassensein und das Singen und Lachen der Zecher, das zu ihr heraufschallte, zerriß ihr die Seele.

Plötzlich machte der Kranke eine Bewegung; sie beugte sich über ihn und fragte:

— Vetter, wollt Ihr etwas?

— Ja, Mädchen — ich will Dir danken, für alles Gute — sagte der Sterbende mit matter Stimme; und weil ich keine Kinder habe, die Dich versorgen können, will ich's thun, so lange ich noch lebe — aber —

Die Stimme verging ihm. Marianne gab ihm etwas ein, er wurde ruhig und gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß sie ihm aus seinem Koffer ein Päckchen geben solle, das that sie und er schob es ihr zu mit den Worten:

— Das sollst Du erben!

Es waren hundert blanke Thaler in dem Päckchen. Marianne bedankte sich recht herzlich dafür — sie sah, daß ihre Dankbarkeit dem Sterbenden wohl that. Er faßte ihre Hand und begann mit ihr zu sprechen, als wenn sie seine verstorbene Frau wäre, dann athmete er schwer, röchelte leise — und dann wurde es ganz still in ihm — er war gestorben. Ma-

rianne drückte ihm die Augen zu — sie wäre gern an seiner Stelle gewesen!

Immer lauter wurde das Toben der Trinkenden — Mariannen wurde so angst um's Herz — wie gern hätte sie Johannes ermahnt, an sein Versprechen zu denken — aber sie wagte es nicht.

Plötzlich aber hörte sie, daß der Bauer mit einem Holzwagen heim kam, der durfte Johannes nicht in diesem Zustande finden. Wie der Blitz war das Mädchen über die Hausflur und die Treppe hinauf gelaufen, das Gebrüll der Zecher übertönte ihr Klopfen und ihr leises Rufen — sie drückte die Klinke nieder, trat über die Schwelle und sagte mit bittendem Tone:

— Um Gott, lärmt doch nicht so, es ist eine Leiche im Hause! und schnell, wie sie gekommen war, verschwand sie wieder. Die lustigen Brüder aber durchzuckte ein unheimliches Fröstein, der Rudelsbacher ging mit seinem Kameraden fort und als der Bauer die Pferde in den Stall gezogen hatte, war im Hause Alles still und er fand Mariannen bei dem Todten im Gebet.

— — — — — — — —

— Die Blasse, Blonde mit den großen Augen, die so schauerliche Verwarnungen brachte, war das Dein Schatz? fragte der Rudelsbacher, als er Johannes wiedersah; das war ein verdammt hübsches Ding.

— Es wär' mir lieber, Du sprächst gar nicht von der Marianne, sagte Johannes.

— Ho, ho, will's da hinaus, mein Junge! rief der Rudelsbacher. Die Blumen und die Mädels wachsen nicht für einen allein; und das sag' ich Dir, wo ich die Marianne treffe, begnüg' ich mich nicht damit, daß ich ihr nur nachschau'.

— Wenn Du Dich unterstehst und sagst ihr eins von Deinen abscheulichen Worten! rief Johannes außer sich; oder Du rührst sie nur mit einem Finger an —

— Mit einem Finger! das wär' auch ein Vergnügen! lachte der Rudelsbacher. Du sollst's noch erleben, denk' ich, daß sie sich in meinen Armen windet und daß sie nicht loskommt, bis ich sie genug geküßt habe, und dann —

Aber Johannes fiel wie ein Rasender über ihn her und schlug ihn. Zu seinem Unglücke kam der Feldwebel vorbei; der Rudelsbacher rief diesen zu Hülfe und weil Johannes schon längst bei seinen Vorgesetzten als ein Händelsucher und Raufbold bekannt war, sollte er gleich in Arrest marschiren. Soldaten müssen gehorchen; Johannes sah überdies ein, daß er Unrecht hatte und wollte ohne Weiteres dem Feldwebel folgen, da rief ihm der Rudelsbacher aus der Ferne zu:

— Hast Du was zu bestellen an die Marianne?

— Johannes wollte dem Höhnenden nachstürzen, der Feldwebel packte ihn beim Kragen, um ihn zurückzuhalten — aber außer sich, seines Gedankens mächtig, stieß ihn Johannes zurück, daß er mit dem Kopf an die Wand schlug und blutend zu Boden fiel — der Rudelsbacher hatte das nicht mehr gesehen. Johannes rannte fort — er wollte sterben, wollte Marianne nur noch einmal sehen, wollte sich selbst dem Kriegsgericht übergeben — er wußte, daß ihm der Tod gewiß war — er hatte seinen Vorgesetzten geschlagen.

Marianne war bei der Großmutter; die alte Frau lag seit dem Tode des Vetters in fieberheißem Schlummer und behauptete in ihren Fantasien: der Tod wäre nun einmal im Hause und müßte erst vollständige Ernte halten. Der Bauer hatte zu thun, die Andern fürchteten sich, und man sah es gern, daß Marianne bei der Kranken blieb. Als Johannes die Thür öffnete, blickte sie erschreckt in sein verstörtes Gesicht und ging ihm entgegen.

— Um Gotteswillen, Johannes, was ist Dir? sagte sie, was hast Du begangen?

— Ich komme, Abschied zu nehmen, Marianne, antwortete er; ich werde sterben müssen. Meine Wildheit, mein Zorn, waren stärker als die guten Vorsätze — und dann erzählte er mit kurzen Worten, was geschehen war.

— Nein, nein, sagte das Mädchen; nicht sterben sollst Du! geh fort, rette Dich, Johannes! thue es um mich, was soll ich anfangen, wenn Du sterben mußt?

— O Marianne, Du bist so gut, so klug, so schön, Du wirst einen Bessern finden, als ich bin; und wirst glücklicher sein, wenn Du einen Andern nimmst.

— Nein! rief Marianne; ich habe Dich lieb, weil ich weiß, daß Du gut bist, wenn Du Dich nur auf Dich selbst besinnst. O Johannes, laß es Dir zur Warnung dienen. Sei nicht mehr so wild; denke, wie gut es war, als Du arbeitest mochtest und freundlich warst mit allen Menschen!

— Deine Worte nutzen nichts mehr, sagte er traurig. Verzeih' mir nur alles Herzeleid, was ich Dir bereitet habe.

— Johannes, ich will Dir verzeihen, wenn Du Dich rettest, sagte Marianne. Drinnen hängt der Sonntagsrock und der Hut vom Bauer, den nimm, ich will's schon gut machen;

und hier hast Du Geld — nun mach' nur fort!

— Nein, Marianne, was soll ich leben ohne Dich? und wie soll ich Dich haben, wenn ich fort gehe?

— Du sollst mich haben, Johannes, sagte das Mädchen weinend, geh nur fort, so schnell Du kannst. Nach Amerika mußt Du gehen. Sei brav und arbeite, Johannes. Ich will das auch thun und vielleicht kann ich bald nachkommen, aber geh, Johannes, geh und schreibe mir, so oft Du kannst. Schick' Deine Briefe an den Meister Huber — ich will wieder nach Haus gehen.

— Marianne, sagte Johannes; wie hab' ich's verdient, daß Du mich so lieb hast? O Mädchen, ich bin's nicht werth, daß Du so gut mit mir bist.

— Aber Du wirst es wieder sein, Johannes; geh nur, geh, ehe es zu spät wird.

— Und alle Dein Geld soll ich Dir nehmen, sagte Johannes — Marianne — es ist genug für uns Beide, komm gleich mit mir!

Sie schüttelte den Kopf und sagte:

— Nein, Johannes! erst habe ich hier noch zu thun; und Gottes Segen würde nicht bei uns sein, wenn ich das versäumte. Auch bin ich noch nicht Dein Weib und möchte nicht, daß sie Dir mit Recht sagen könnten, Du hättest Dich an ein verlaufenes Frauenzimmer gehängt. Aber wenn Du so weit bist, daß Du mich heirathen kannst, dann komm ich zu Dir, verlaß Dich d'rauf! Aber jetzt geh — ich will alle Tage für Dich beten.

Er nahm sie in die Arme und küßte sie lange und innig. Dann sagte er:

— Marianne, und wenn Dir die Erinnerung kommt, wie schlecht ich gewesen bin — dann wird's Dir leid werden um Deine Liebe, und Du wirst einen Andern nehmen.

— Johannes, ich will immer denken, wie gut Du warst, und daß Du wieder so sein kannst und wenn ich einmal an das Böse denke, will ich sagen: „vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben!"

Die Worte schlugen tief in Johannes Seele — er hatte nicht darnach gehandelt und fühlte, daß er so vieler Liebe nicht werth war.

Noch einmal umarmte er das bleiche, weinende Mädchen und gelobte sich dabei, zu thun, was in seinen Kräften wäre, um ihr bald zu vergelten, in Liebe und Treue, was sie für ihn that — dann ging er fort.

Die Großmutter war aufgewacht, sah ihm nach und murmelte:

— Der Tod ist im Hause und will seine Ernte halten!

Marianne lehnte sich an das Fenster und weinte bitterlich.

— — — — — — — —

Nun kam eine schwere Zeit für das Mädchen. Johannes wurde als Deserteur verfolgt; der Bauer, dem sie Alles erzählte, nannte sie thöricht, daß sie ihr Herz an solchem Menschen hänge — und weil er nun einmal unglücklich war und nicht den besten Namen hatte, wußte Jeder noch etwas Böses von ihm zu erzählen. Marianne hatte keine Ruhe, als wenn sie allein war und sich in Gedanken mit ihm beschäftigte — und auch das konnte nicht Ruhe genannt werden — sie hatte zu viel bittere Sorge um ihn.

Endlich kam ein Brief — er war in Sicherheit, hatte Arbeit gefunden und hoffte, und bat sein Mädchen, mit ihm zu hoffen. Am liebsten wäre Marianne nach ihrer Heimath gegangen; dort waren so viele, die den Johannes in seiner guten Zeit gekannt hatten, die mit Liebe und Achtung von ihm sprachen. Aber sie konnte nicht; die Großmutter wurde immer kränker und erst als das Frühjahr kam, hielt der Tod seine Ernte.

Zu gleicher Zeit kam auch wieder ein Brief vom Johannes; er hatte in einem großen Geschäft Arbeit gefunden — verdiente außerdem so viel er konnte; war sparsam und nüchtern, und hoffte bis zum Herbst seiner Marianne das Reisegeld schicken zu können.

Und weil sie auch sparen wollte und der Bauer sie gern behielt, blieb sie bei ihm und als der Herbst kam, hielt Johannes Wort, und sie mußte sich schnell zur Reise rüsten.

Aber einen Umweg machte sie, als sie nach der Hafenstadt reiste. Sie ging in's Gehrthal, um für Johannes von Allen, die ihm lieb gewesen waren, Nachricht zu bringen. Aber sie hörte nur Trauriges. Als sie nach dem lahmen Martin und seiner Lisbeth fragte, zeigte man ihr zwei Gräber dicht neben einander. Das Mädchen war kränklich und betrübt zum Vater zurückgekommen und Beide waren fast zu gleicher Zeit im tiefsten Elend gestorben.

— Der Himmel wird mir verzeihen, wenn ich das dem Johannes nicht erzähle; es ist so traurig, wenn man sich sagen muß: wäre ich mild und nachsichtig gewesen, so hätte ich dem, der mich gekränkt hat, manche schwere Stunde erspart — aber es ist fast nicht zu ertragen, wenn uns das Herz den Vorwurf machen muß: durch meine Härte hab' ich's verschuldet, daß

die betrübte, gebeugte Seele in Verzweiflung gestorben oder zu Grunde gegangen ist.

Und wieder sind Briefe vom Johannes gekommen und zwar an den Meister Huber. Er schreibt, daß er sehr glücklich ist, daß seine Frau Marianne nicht mehr am Heimweh leidet, und daß er es ihr verdanket, wieder gut, zufrieden und thätig zu sein.

Mutter und Sohn.

Nach dem Französischen.

I. Madame Bergeval.

Schon länger als eine Stunde war die Sonne am Horizont verschwunden; nicht eine Wolke trübte das dunkle Blau des Himmels, so weit der Blick reichte. In dem während der Tageszeit so belebten Hafen herrschte jetzt eine ununterbrochene Stille. Die verhallenden Stimmen der Matrosen mischten sich verworren in das eintönige Rauschen der Wellen, die das Ufer bespülten. Durch den Schleier der hereinbrechenden Dämmerung sah man die Schiffe auf der Rhede sich langsam hin und her schaukeln, ihre bunten Wimpeln dem losenden Spiele des Abendwindes überlassend. Eine erquickende Frische folgte einem sonnenglühenden Tage.

Für den Unglücklichen, für den, der im sauren Schweiße sein tägliches Brod erwirbt, war die Stunde der Ruhe gekommen; für den Reichen die des Vergnügens.

Das Hotel des persischen Konsuls in Marseille war glänzend wie ein Feenpalast erleuchtet, eine zahlreiche, gewählte Gesellschaft hatte sich dort versammelt. Der Generalstab der 8. Division, die hohen Würden der Präfektur, die Gesandten der verschiedenen Nationen, welche sich in dieser Hafenstadt, die der morgenländischen Industrie eröffnet ist, aufhielten, bildeten den Kreis der Anwesenden.

Die Verschiedenheit der Nationalkostüme der Männer, die Pracht und der Glanz der Frauentoiletten blendeten das Auge. Die Säle waren von köstlichen Blumendüften erfüllt, welche die schon durch das Murmeln der Stimmen und den schimmernden Glanz der Wachskerzen ohnehin erregten Sinne berauschte.

Der Repräsentant der persischen Interessen hatte kein Opfer gescheut, um seinen Gästen eine hohe Idee von seinem Reichthume und dem asiatischen Luxus zu geben.

Die erwünschte Ceremonie des Empfanges war zum Theil beendet. Man vertiefte sich in die Unterhaltung, bis Konzert und Ball beginnen würde. Rund umher bildeten die Damen einen doppelten Kranz, plaudernd, kokettirend, während die Männer, inmitten dieser bezaubernden, anmuthigen Ketten, in Gruppen vereinigt, die Tagesfragen erledigten.

Der Konsul, ein Mann in den mittlern Jahren, zeichnete sich durch die glänzende Pracht seines orientalischen Kostüms aus; er unterhielt sich mit dem Inspektor der Schiffbaukunst, als man eine kleine Bewegung an der Thür des ersten Salons wahrnahm. Aller Augen wandten sich nach dieser Seite, und die Männer wichen zurück, um den Eintretenden freien Durchgang zu verschaffen.

Ein Diener meldete:

„Herr und Madame Bergeval!“

So bürgerlich dieser Name auch klang, so brachte er dennoch eine nicht geringe Bewegung auf den größten Theil der Gesellschaft hervor. Die Männer drängten sich, um zu sehen. Die Damen flüsterten mit erhöhter Lebhaftigkeit, und manche verbarg ihr Lächeln hinter dem beschützenden Fächer.

Der Konsul ging den Ankommenden entgegen, begrüßte den Herrn, und bot der Dame mit europäischer Höflichkeit den Arm. Mit lieblichem Lächeln belohnte sie dieses Zeichen von Ehrerbietung, und trat triumphirend in den großen Saal, wo mehr als ein mißgünstiger Blick die Eintretende empfing.

Madame Bergeval war groß und schlank gewachsen, von jener vollkommenen, unadelhaften Schönheit, welche eine Frau in einer gewissen Reife erlangt. Wenn ihr Wuchs, nachdem er seine gänzliche Entwicklung erreicht hat,

eine Biegsamkeit voll leichter, anmuthiger Nachlässigkeit mit einer gewissen Ueppigkeit, welche die Umrisse etwas kühner hervortreten läßt, vereinigt, und wenn die ausdrucksvolleren Züge ihrem Gesichte eine edle Ruhe und imponirende Sicherheit verleihen: dann ist eine Frau schön; denn sie ist vollkommen, sie genießt die ganze Fülle ihrer Reize, ihrer Fähigkeiten; sie fühlt ihren Werth und ihre Macht; ihre Stirn strahlt; ihr Blick durchdringt; auf ihren Lippen schwebt ein weiches Lächeln; ihre harmonische Stimme bewegt die Herzen; in ihrem Gange, in allen ihren Bewegungen drückt sich eine unaussprechliche Wollust aus, eine Mattigkeit, von der sich die Seele entzückt fühlt, und die einen unwiderstehlichen Einfluß auf diejenigen übt, welche die Vollkommenheit der weiblichen Schönheit zu schätzen wissen. Diesem Bilde entsprach Madame Bergeval und eine elegante Toilette erhöhte noch die natürlichen Vorzüge derselben.

Während sie vom Kosful geführt, und von mehren Personen umringt wird, welche sich bemühen, ihr jene Unterwürfigkeiten zu beweisen, wie man sie einer Frau à la mode zollt und sie einen Platz zu gewinnen sucht, wollen wir schnell das Portrait ihres Gatten skizziren.

Er ist ein Mann von ungefähr achtunddreißig Jahren, fränklich, schlank, dünn, mit einem intelligenten, aber frühzeitig verwüsteten Gesicht; seine leuchtenden Augen sind ausdrucksvoll, und eine traurige Mattigkeit erhöht noch die Blässe seiner Züge. Man erräth leicht, daß es ihm Anstrengung kostet, eine jener geheimen Seelenleiden hinter einem Lächeln zu verbergen, welches bisweilen seine Lippen zusammenzieht.

Es ist für den Beobachter ein sonderbarer Kontrast zwischen diesem vor der Zeit verwelkten Manne, und seiner Lebensfrische athmenden Frau, es schien, als hätte das schmeichelnde Glück sie unter seinen flüchtigen Schutz genommen.

Madame Bergeval nahm Platz zwischen den Damen, welche es sich zur Aufgabe gemacht, kein Wort an sie zu richten. Bald erhoben sich auch diejenigen, welche die nächsten Sitze inne hatten, unter dem Vorwande, ein wenig frische Luft durch die gegenüberliegenden Fenstern zu schöpfen.

Sie blieb allein, bis ein junger Mann von ungefähr zwanzig Jahren, welcher soeben einige Worte mit Herrn Bergeval gewechselt hatte, an ihrer Seite Platz nahm.

„Ah, sieh da, Stephan," sagte sie in gleichgültigem Tone, „wie kommt es, daß Du nicht mit uns hierhergegangen? Flößte ich Dir Furcht ein?"

„O, durchaus nicht."

Und der junge Mann erstickte einen Seufzer und betrachtete Madame Bergeval mit einem so sichtbaren Ausdruck von stummer Bewunderung, daß sie einen Augenblick in Verlegenheit gerieth.

„Mein Gott," sagte sie lachend, um ihre Fassung wieder zu gewinnen, „warum betrachtest Du mich so aufmerksam?" und ohne ihm Zeit zu einer Antwort zu lassen, fügte sie lebhaft hinzu:

„Du sagtest mir nicht, warum Du allein gekommen bist, warum man Dich nicht bei Tische gesehen?"

„Ich bin bei einigen Freunden geblieben, von denen ich Abschied nehmen wollte."

„Es ist also beschlossen, Du gehst fort?"

„Ich muß."

„Seitdem Du wieder hergestellt bist, langweilst Du Dich in Marseille. Es ist natürlich, Du sehnst Dich, Deine Kameraden aus der Militärschule wieder zu sehen, — und dann in Deinem Alter liebt man die Veränderung, das Vergnügen — hier ist das Leben gar zu ruhig, zu einförmig!"

„O das ist es nicht, — aber hier leide ich — ich fürchte —"

„Wirklich; also eine Liebschaft? Komm, erzähle mir, Stephan," erwiderte Madame Bergeval und spielte mit den Federn ihres Fächers.

„Nein, nein —"

„Wie, ich Deine Stiefmutter, Deine beste Freundin, ich habe nicht einmal Dein Vertrauen? —"

Der junge Mann schwieg.

„Da Du mir nicht Deine Geheimnisse mittheilen willst," sagte Madame Bergeval in einem etwas spottenden Tone, „so erzähle mir etwas Anderes — Deine Traurigkeit ist heute Abend ansteckend."

„Madame, ich wünschte bei meiner Abreise meinen Vater glücklich zu sehen — er ist es nicht — besonders seit einigen Jahren ist er so verändert — armer Vater!"

„Ich beklage es wie — doch ist es meine Schuld?"

„Ja."

„Ist es wohl in seinem Auftrage, daß Du so zu mir redest?" —

„Nein, gewiß nicht, aber als Sohn habe ich wohl das Recht."

„Ei sieh," sagte sie ungeduldig und verächtlich.

„Sie lieben ihn nicht —"

„Ich habe Ihnen hierauf nicht zu antworten, mein Herr.“

„Und Sie sind oft so lieblos, so kokett.“

„Hören Sie auf, Sie beleidigen mich —“

„Gestern — verzeihen Sie, daß ich es Ihnen sage — gestern bei dem General — während mein Vater am Spieltische saß, sprach ein Mann mit Ihnen in einem entfernten Winkel des Saales — ich näherte mich, das letzte Wort dieses Mannes erreichte mein Ohr —“

„Nun?“ rief Madame Bergeval stolz, indem sie eine leichte Bewegung verrieth, als sie diese seltsame Sprache vernahm.

„Und Sie lächelten zu seinen Worten.“

„Wenn ich den Reden des Direktors der Malerakademie Gehör gab,“ versetzte Madame Bergeval scharf, „so haben dieselben nichts Unpassendes enthalten, und wäre dies auch der Fall gewesen, von dem Augenblicke, wo ich sie anhörte, kommt es Niemandem zu, mich darüber zur Rede zu stellen. Ich weiß nicht, wer Sie dazu berechtigt, mir solche Sachen zu sagen, und warum ihre Worte wie eine Drohung klingen.“

„Niemand hat mich dazu berechtigt, nur ein wahrer, tiefer Schmerz.“ —

„Drohung oder Schmerz, sie sind beide beleidigend, und ich bitte Sie, mich damit zu verschonen Sie haben mich nichts zu fragen, und ich Ihnen nichts zu antworten; beherzigen Sie das. Ich begreife wohl, daß Ihr Vater Sie zum Vertrauten seines vorgeblichen Kummers macht, aber daß Sie sich erlauben, meine Handlungen zu verdächtigen —“

„Niemals, ich schwöre Ihnen, mein Vater —“

„Sie werden mich die Welt nicht kennen lehren.“ —

„Ich betheure es Ihnen bei meiner Ehre —“

„Ich will Ihnen glauben, doch sein Sie versichert, daß Ihre Vermuthungen weder richtig noch angebracht sind.“

Mißlich, als ob nichts zwischen Ihnen vorgefallen sei, neigte sie sich lächelnd gegen Stephan, und sagte:

„Sieh, über Alles, was Du mir eben mehr oder minder Schmeichelhaftes gesagt, sollte ich Dir böse sein — aber Du bist ein Kind, und ich verzeihe Dir.“ —

„Ein Kind! ich ein Kind! rief er und schüttelte den Kopf.

Er betrachtete sie wonnetrunken, so groß war die Macht, die sie auf ihn ausübte.

„Ueberdies,“ sagte sie mit einer bezaubernden Liebenswürdigkeit, „darf ich Dir zürnen, in dem Augenblicke, wo Du uns verlassen willst?“

Bei diesen Worten schwand der Freudenschimmer, der einen Augenblick das Gesicht des jungen Mannes erleuchtet hatte, und er erwiderte:

„Sie haben Recht, mich an meine Abreise zu erinnern, bei Ihnen hätte ich es vergessen können.“

Madame Bergeval wollte antworten, als der persische Konsul hinzutrat, und die Unterhaltung unterbrach.

„Erlauben Sie, Madame, daß ich mit Ihnen von Geschäften rede?“ fragte er.

Mit einer anmuthigen Bewegung zeigte sie auf einen neben ihr stehenden Sessel. Stephan erhob sich eiligst und entfernte sich.

Madame Bergeval sah ihn in einer Gruppe verschwinden, und lieh den Worten des Konsuls ein aufmerksames Ohr.

Aus der Galerie, wo das Konzert stattfinden sollte, ertönten die ersten Akkorde des Orchesters. Der Konsul bot Madame Bergeval den Arm, und führte sie zu den Plätzen der Damen.

Das Konzert begann, es war kurz aber glänzend. Der Direktor der Malerakademie näherte sich Madame Bergeval, setzte sich an ihre Seite, und vertiefte sich bald in ein lebhaftes Gespräch mit ihr. Stephan und sein Vater hörten wenig auf die Musik, ihr Blick war fest auf die beiden Personen geheftet; das Gefühl der Eifersucht schien Beide zu bewegen, nur mit dem Unterschiede, daß es sich bei dem ältern durch eine außerordentliche Blässe und zitternde Bewegung der Lippen kund gab, während Stephan's inneres Toben ihn nicht auf einer Stelle bleiben ließ. Und Madame Bergeval entfaltete ihrem Gesellschafter gegenüber alle ihr zu Gebote stehenden Mittel, kokettirte, lächelte, senkte die Augen und erhob sie nur, um den Eindruck zu sehen, den ihre Reize hervorbrachten.

Herr Bergeval erblaßte mehr und mehr, Stephan konnte sich nur mit Mühe aufrecht erhalten. Nach dem Konzert unterbrach der Konsul die Unterhaltung der Madame Bergeval, man sah, daß er sie um etwas gebeten hatte; sie willigte ein, und nachdem er sie in die Mitte des Saales geführt, verstummte Alles. Sie deklamirte einige Verse, die sie selbst gedichtet, es war der Schmerz über den Tod einer Mutter. Es lag in diesen Klagen ein solch' heiliger Glaube, so viel Einfachheit und Erhabenheit im Ausdrucke, daß alle Herzen bewegt wurden. Die Stimme der Dichterin hatte eine so süße, rührende Biegsamkeit, daß Aller Augen sich unwillkührlich mit Thränen füllten. Das konnte nur eine erhabene Seele sein, die alle Abstufungen

Ein Zeugenverhör.

— Mein Fräulein, Ihr Alter? —

— Alter? Meine Herren — mein Alter —? Vie — vier — vierzig Jahre! — O Gott — ich — sterbe!

des Schmerzes selbst gefühlt, das konnte nur ein weiches, edles Herz sein, das solche inbrünstige Worte hervorzubringen im Stande war.

Man applaudirte nicht, als sie geendet hatte, ein Schauer durchbebte die ganze Versammlung, aber dieses Schweigen war beredter als alle Worte.

Madame Bergeval selbst war bewegt; ihre Augen glühten, und ihr Busen hob sich stürmisch. Nach einer Pause recitirte sie ein zweites Gedicht.

Es war im Jahre 1846, kurz nachdem Krakau den drei Mächten einverleibt worden. Dieser Begebenheit, welche noch immer die Herzen Aller mit Unwillen erfüllte, hatte Madame Bergeval den Stoff zu einem Gedichte entlehnt, und sie trug es mit einer Kraft vor, die einen Sturm von Begeisterung erregte. Man überhäufte sie mit Lobeserhebungen, und beglückwünschte ihren Mann.

„Wie sind Sie zu beneiden, eine solche Frau zu besitzen!"

„Welches Herz!"

„Welcher Geist!"

„Ein wahrer Schatz!"

„Solch' eine Schönheit, solche Anmuth!"

Er empfing diese Schmeicheleien mit einer gewissen Verlegenheit, verbeugte sich, dankte und lächelte. Einige der Anwesenden, erstaunt, daß er nicht mit in diesen Beifallssturm einstimmte, entfernten sich achselzuckend und sagten:

„Dieser Mann weiß sein Glück nicht zu schätzen!"

„Er ist eifersüchtig auf den künstlerischen Erfolg seiner Frau, weil er selbst Künstler, weil er Maler ist."

Um nicht in ein schmerzliches Nachdenken zu verfallen, setzte er sich an den Spieltisch.

Stephan war berauscht, gerührt, er weinte vor Bewunderung, vor Freude. Schnell ging er von einem Gefühl zum andern über. In diesem Alter ist das Herz noch für alle Eindrücke empfänglich, aber sie hinterlassen selten tiefe Spuren. Stephan war ein guter, offener Jüngling, begabt mit einer feurigen Seele, deren Gefühlsfähigkeiten sich ungehindert seit seiner frühesten Kindheit entwickelt hatten. Gewohnt, nur den Eingebungen seines Herzens zu folgen, hatte er noch wenig Erfahrungen vom wirklichen Leben. Er liebte seinen Vater, und seine Stiefmutter hatte er anfangs wie ein Sohn geliebt; aber ein

stärkeres, mächtigeres Gefühl, als die kindliche Liebe, hatte sich unbewußt in sein Herz geschlichen. Er fand sich von einem Pfeil getroffen, und betrachtete mit schmerzlichem Staunen die tiefe Wunde, ohne zu begreifen, wie er sie empfangen.

Diese Erkenntniß machte ihn beben, er fühlte, daß er an dieser Wunde verbluten würde, weil das einzige Mittel, das ihn heilen konnte, ein Verrath, ein Verbrechen sei. Er wußte, daß er diese Frau anders wie sonst liebte; daß er nicht mehr jene zurückhaltende, reine Ehrfurcht für sie empfand.

Armer junger Mann! bei seinem Eintritt in die wirkliche Welt mußte er, schwach wie er war, gegen ein verzehrendes Verlangen, gegen eine der heftigsten Leidenschaften kämpfen, denen oft die stärksten Naturen unterliegen. Er hatte Stunden der Verzweiflung, wo er sich selbst verfluchte; er hätte gern seine Jugend hingegeben, wenn dieses schreckliche Gefühl nicht in ihm erwacht wäre. Aber jeden Tag sah er diese Frau, schöner, glänzender, anbetungswürdiger; er schlief unter demselben Dache, und athmete dieselbe Luft mit ihr, und jede Stunde fühlte er sein Herz mehr sinken, und seine Liebe wachsen; denn die Kämpfe, denen er ausgesetzt war, entnervten seinen Muth, statt ihn zu befestigen. Wer weiß indeß, ob nicht ein außerordentlicher Kraftaufwand diesen unwiderstehlichen Hang überwunden hätte, wenn nicht eine andre Regung diesem Kampfe neue Schwierigkeiten entgegengesetzt hätte — die Eifersucht! —

Von dem Augenblicke an, wo Stephan die ersten Symptome dieses neuen Uebels empfand, war er verloren, jeder Widerstand blieb fruchtlos, jede Hoffnung auf Heilung war auf immer dahin.

II. Von Mitternacht bis 6 Uhr Morgens.

Der Ball begann; das Orchester präludirte die ersten Takte eines Contretanzes. Es herrschte schon mehr Belebung unter den Anwesenden, die Unterhaltung war ungezwungener geworden. Die Herren hatten sich den Damen genähert, um sich einem gemeinsamen Vergnügen zu überlassen.

Die Musik gab das Signal, die Gruppen trennten, kreuzten und mischten sich, um sich nach vielen anmuthigen „Pas“ an ihren angewiesenen Plätzen wiederzufinden.

Der Salon, wo die Spielparthien arrangirt waren, grenzte hart an den der Tanzenden. Eine Thür nur trennte sie, und beide Flügel derselben waren weit geöffnet. Herr Bergeval, von innerer Unruhe gequält, schenkte dem bisherigen Spiele wenig Aufmerksamkeit. Er verließ es und wandte sich dem Hazardspiele zu, wo er mit dem Rücken der Thür zugekehrt saß; der gegenüberliegende Spiegel gab ihm jede Bewegung der Tanzenden zurück, und da er diesem lebhaften Bilde mehr Aufmerksamkeit schenkte, als dem Spiel, verlor er. — Man konnte die höchste Aufregung auf seinem Gesichte wahrnehmen, nicht der Verlust, sondern der verrätherische Spiegel rief sie hervor. — Seine Gattin tanzte mit dem Direktor der Malerakademie, einem kleinen lebhaften Manne von funfzig Jahren, dessen Glieder trotz eines gewissen Umfanges die Elastizität der Jugend bewahrt hatten.

Die Hitze des Ballsaals hatte Madame Bergeval eine leichte Röthe auf die Wangen getrieben, welche ihren Reiz noch erhöhte. Sie tanzte mehre Quadrillen mit verschiedenen Herren, die sich eifrig um sie bemühten.

Die Beobachtungen seiner Gegner trugen noch dazu bei, Bergeval's Aufregung zu steigern. Zu seiner Linken saß ein dicker kurzer Mann mit großen Vatermördern, der nicht aus seiner Theilnahmlosigkeit heraus kam, außer daß er jeden Augenblick mit gleichgiltiger Stimme die Worte wiederholte:

„Geld, mein Herr, Geld!“

Zu seiner Rechten ein junger Geck, frisirt, duftend, ein leibhaftes Modenjournal, trällerte mit seiner betonirenden Stimme die Melodie des Contretanzes, schlug immer zur Unzeit den Takt mit dem Fuße und unterbrach sich hierin nur, um auszurufen:

„Gewiß, wir werden noch gewinnen; ha, ha, das ist sonderbar, sehr sonderbar.“

Zuweilen drückte dieser Mensch eine Lorgnette in die Augenhöhlen, und ließ sein alfo bewaffnetes Auge auf die Damen schweifen, deren schlanker Wuchs sich im Glanz der Kerzen noch vortheilhafter herausstellte. Der Lion von Marseille begleitete seine Beobachtungen mit den abgeschmacktesten Bemerkungen.

(Fortsetzung folgt.)

Artist. Institut von Grimm & Comp. in Dresden.

MARGARITTA.

Margaritta.

(Nebst einer xylographischen Kunstbeilage.)

Noch stand der Schweden Banner
Auf Augsburgs fester Wehr,
Die blickte finstergrollend
Im Baierland umher;
Abwusch an ihren Mauern
Der Lech sich herben Schmerz,
Er hörte das letzte Röcheln
Von Tilly's Heldenherz.

Das Banner, stolz und prächtig,
Sah tief in's Land hinein:
Grüß' Gott, dich, deutscher Löwe!
Willst mein sein, bin ich dein! —
Umlauscht vom Hauche Gottes,
Ein Frühlingsbote, zieht
Das Wort in tausend Herzen,
War's doch ein Osterlied.

Derweil stand Gustav Adolph
Im Dom am Hochaltar,
Dem König aller Kön'ge
Brachte er sein Opfer dar.
Derweil hat Margaritta
Daheim nicht Ruh' noch Rast,
Sie hat ja zu bewirthen
Den königlichen Gast.

Das Mahl ihm zubereitend,
Mit Martha's treuem Sinn,
Trat Katharina ängstlich
Vor die Gebieterin:
„Es pocht wer an die Pforte,
Mir klingt es so bekannt,
Auch Euer Name, Herrin,
Ward zwischen d'rin genannt."

Vernommen kaum, so stürzt auch
Sich Margaritta fort,
Aus jeder Sprache bildet
Sich Liebe ja die Wort',
„Um Gotteswillen, Rubert!
Wo kommst so spät noch her?
Dein Blick ist wild und düster!
Was ist's? — Gib Gott die Ehr'!"

„„Gott und der heil'gen Jungfrau
Sei Ehre nur allein!
Doch soll's im Baierlande
Nicht fürder also sein!

Seitdem der Schwedenkönig
Das Herz des Landes brach,
Bringt jede neue Stunde
Nur Schande uns und Schmach.""

„Und was wirst Du beginnen?"
Frug Margaritta bleich.
Und Rubert drauf: „„Es haben
Die Besten in dem Reich
Einmüthiglich beschlossen
Des Schweden Untergang —""
„Und wann?" — „„Vielleicht noch heute,
Wenn mir die That gelang!""

„Du wirst ihn doch nicht tödten!
Rubert, gib Gott die Ehr'!
Es sind ja doch der Männer
Im Baiernland noch mehr!" —
„„Ich — oder — Du! — Du reichst ihm
Ja heute noch den Wein? —
So wirf in seinen Becher
Den Schierlingstrank hinein!""

Und Margaritta starrte
In Ruberts bleich' Gesicht:
„Ich? — Du? — Nein! Ich! So kennt man
Den Königsmörder nicht!
Ich will den Trank bereiten,
Der stumm für immer macht —
Hu! hu!" — „„Es waren zwei Raben,
Die fliegen gern bei Nacht!""

„Ich will den Trank bereiten!"
„„Thu', was dem Lande frommt!""
„Geh', Rubert, ehe der Vater
Mit seinen Gästen kommt!" —
Sie hat den Trank bereitet,
Sie starb noch eh' es Tag,
Der König stand am Sarge,
Darin'n die Lilie lag.

„Es birgt die Eichentruhe
Gar einen seltnen Schatz;
Doch ward in meinem Herzen
Ihm auch ein seltner Platz!"
Er faßt die Hand der Todten:
„Wie gut hast Du's gemeint!
Zum Wiedersehn im Himmel!" —
— Seht ihr? der König weint! —

Ferdinand Raumann.

Der kranke Mann.

„Schaun's, Herr Paxmaier, ich bin Ihna um nix so neidig, als um Ihre G'sundheit!"

„Jetzt lassen's mich aus mit meiner G'sundheit, sag' ich Ihna, Herr Bratlhuber! Wo kömat ich hin mit meiner G'sundheit, wenn ich net 's ganze Jahr an mir kurirn thät! — Schaugn's, im Frühjahr fang' ich schon glei mit 'n Salvator an, alle Tag' a paar Maßln, des reinigt das Blut. Nacha kummt da Bock — da brauch' i d' Bockkur, alle Tag' a Glasl a viere, aber nur in der Fruh, ja net auf d' Nacht. Drauf kummt da Brunnkreßsalat, des is des G'sündest', für d' Brust! Natürlich iß ich ihn net alloans, sunst war er mir z'stark, a Stückl Nirnbratl dazu muß ma habn. Nacha kumma d' Radi. Ich sag' Ihna, nix Bessers für an schlecht'n Mag'n gibt's gar net, als wie an Radi und a paar Maßl Bier in nüchtern Mag'n! No, und nacha, wenn's gar nix solches mehr gibt, im Winter, da geh' i halt fleißi in's Hofbräuhaus, des is de beste Apothek'n, des dörfens mir glab'n, probir'n Sie 's amal, nacha werd Ihna nix mehr fehl'n, schaugn's, i moan Ihna's gut!"

„Ich dank' Ihna recht schön, aber i fürcht', so a Kur is z'stark für mich!"

Das Grüneberger Jubiläum.

Von L. Vogel.

Caput I.

Es war an einem der schönsten Tage Preußens, schön ohne alle Metapher, also nicht etwa an einem historischen Tage oder an dem Geburtstage irgend eines Mitgliedes der königlichen Familie, sondern an einem wirklich schönen Tage im Monate August des Jahres 1850, als der Viertelskommissarius Rönnebeck von dem Spaziergange, den er ohne Ausnahme nach Tisch zu machen pflegte, zurückkehrte, sein Gesicht in äußerst gewichtige Falten legte und vor seine Frau mit den Worten trat: „Frau, weißt Du auch schon, daß uns im Oktober ein wichtiges Ereigniß, ein hohes Fest bevorsteht?"

„Im Oktober?" versetzte seine Frau. „Nu, was wird's sein?! Am 15. haben wir wie jedes Jahr Königs Geburtstag."

„Ach was," antwortete Rönnebeck, „höher hinan, Frau. Der Herr Landgerichtsreferendarius Strampel und ich, wir haben's zusammen entdeckt. Das gibt einmal ein Fest!"

„Auch ein schöner Kerl, der Strampel," rief die Frau Viertelskommissariusin zur Hälfte zornig, „bring' mir den nicht etwa in's Haus; und dann wirst Du doch nicht etwa den Jahrstag der Schlacht bei Leipzig am 18. Oktober feiern wollen?! Da kämst Du mir recht an bei der schlechten Zeit."

„Was denkst Du denn, Thusnelda," entgegnete begütigend der Viertelskommissarius, „ich und die Schlacht bei Leipzig! Da kennst Du mich schlecht. Nein, höher hinan, sag' ich Dir, viel höher, rath' nur."

„Ich habe keine Zeit zum Rathen," polterte Thusnelda, „sag's heraus oder behalt's für Dich, wie Du willst."

Da der Viertelskommissarius eine Neuigkeit nie für sich behalten konnte, so war er nach der kategorischen Erklärung seiner Thusnelda schnell zum Herausjagen entschlossen und begann im feierlichsten Tone: „Frau, Thusnelda, am 27.

Oktober ist das . . . . das 700-jährige Gedächtnißfest . . . . der Begründung des Weinbaues in Grüneberg."

Caput II.

Um in aller Kürze von den Familienverhältnissen des Viertelskommissarius zu reden, müssen wir den Leser dahin einweihen, daß er ein rosiges Töchterlein, mit Namen Louise hatte. Louischen hatte ihr Köpfchen für sich und liebte einen blonden Kaufmannsdiener, von welchem jedoch weder Mutter noch Vater Viertelskommissarius etwas wissen wollten. Mutter Thusnelda sehnte sich nach einem augenverdrehenden Pfarrer zum Schwiegersohn, welchen hinwiderum Louischen und der Viertelskommissarius nicht leiden mochten; und dieser hätte am liebsten seinen Jahrgänger, den Landgerichtsreferendarius Strampel als Ehegemahl Louischen's begrüßt, womit er jedoch seinerseits wieder der Frau Viertelskommissarinsin und Fräulein Tochter nicht kommen durfte. Louischen's Heirath war also ein Punkt, über welchen die Mitglieder der viertelskommissarinischen Familie gerade so uneinig waren, wie die politischen Parteien über die künftige Gestaltung des Vaterlandes.

Der blonde Kaufmannsdiener war von den drei Kandidaten am besten daran, indem es Louischen mit ihm hielt und als schlaues Kind natürlich immer Gelegenheit fand, mit dem Liebsten zu verkehren. An dem Abend des schönen Tages, von welchem in Caput I die Rede war, erfuhr daher Wilhelm auch schon von Louischen das bevorstehende Grüneberger Wein-Jubiläum. „Ach," sagte Louischen, „wenn wir das Jubiläum nur durch unsere Vereinigung feiern könnten!" und wie das nun so drei jungen Leuten geht, bauten auch die Beiden gleich auf den 27. Oktober eine ganze egyptische Pyramide von Hoffnungen und Entwürfen.

Caput III.

Der Viertelskommissarius hatte von dieser Zeit an für nichts mehr Sinn, was nicht mit dem 700-jährigen Jubiläum in Verbindung stand. Zu seinem großen Verdrusse war er nicht in das Festkomité gewählt worden, wodurch er sich indessen nicht abhalten ließ, an der Sache selbst den lebhaftesten Antheil zu nehmen, und ob er ging oder stand, saß oder lag, grübelte er über die würdige Begehung des Jubiläums. Hauptsächlich war es im rothen Ochsen, wo er grübelte oder auch seinen desfallsigen Gedanken Worte verlieh, und sich dann eben so kühn als geistreich dabei ausdrückte. Im rothen Ochsen auch versuchte Louischen's blonder Wilhelm sich ihm zu nähern, was nun freilich seine Schwierigkeiten hatte, da der Viertelskommissarius sein Urtheil über den jungen Kaufmannsdiener in die Worte zusammenfaßte: Der Mensch sei ihm fatal. Indessen das Wort „Unmöglich", welches Napoleon für nicht vorhanden in der französischen Sprache erklärte, ist wohl nur im Wörterbuche der Liebe nicht zu finden, und somit ging denn auch der blonde Wilhelm feisch an's Werk.

Er begann damit, sich regelmäßig Abends dem Viertelskommissarius mit dem Gruße: „Wünsche guten Abend, Herr Viertelskommissarius," gegenüber zu setzen, und dann bald die Worte hinzuzufügen: „Wie befindet sich des Herrn Viertelskommissarius Frau Gemahlin?" Rönnebeck war für seinen Titel sehr empfänglich und der ihm sonst fatale junge Mensch mißfiel ihm daher jetzt schon etwas weniger. Noch mehr insinuirte sich Wilhelm bei dem Viertelskommissarius dadurch, daß er wie dieser des Abends statt jedes andern Getränkes von dem edeln Grüneberger schluckte; eine wirkliche Aufopferung, deren Werth noch durch Wilhelm's Resignation erhöht wurde, mit welcher er den Grüneberger Rebensaft hinunterlaufen ließ, ohne eine Miene zu verziehen, ja noch oft in die Worte ausbrechend: „Ein delikates Weinchen, das!" oder gar eine längere Apologie auf den Lieblingstrank des Viertelskommissarius haltend. Dies Alles hatte zur Folge, daß der Viertelskommissarius ein gewisses Wohlgefallen an dem blonden Jüngling zu finden begann, und wenn er sich auch durchaus nicht mit dem Gedanken vertraut machte, in ihm seinen künftigen Schwiegersohn zu sehen, so meinte er doch bisweilen, daß Wilhelm im Vergleich zu dem Landgerichtsreferendarius Strampel, der, obwohl Mitglied des Jubiläumskomité, sich doch nicht mit dem Grüneberger Gewächs befreunden konnte, auch manche gute Eigenschaft habe.

Caput IV.

Wieder hatte der blonde Wilhelm eines Abends, es war gerade Samstag, mit dem Viertelskommissarius auf die übliche Weise angebunden, sich des Langen und Breiten, Alles um Louischen's willen, über die Vorzüge des Grüneberger ausgelassen, den er ein Nektargetränk nannte, und dadurch den Vater seiner Schönen in ein für diesen höchst anziehendes Gespräch zu verwickeln gewußt.

„Wie konnte es aber kommen," sagte der blonde Wilhelm im Laufe desselben, daß ein Mann von Ihrem Scharfblicke und Ihren un-

bestrittenen Verdiensten um die Oenologie nicht in das Jubiläumskomité gewählt wurde?"

Obwohl sich nun die Verdienste des Viertelskommissarius um die Oenologie darauf beschränkten, daß er täglich ein gewisses Quantum Grüneberger verschluckte, so nickte er doch beifällig zu Wilhelm's Worten.

Dieser fuhr fort: „Wie kommt z. B. ein Mann, wie der Landgerichtsreferendarius Strampel, der in seinem ganzen Leben noch keinen Schoppen Grüneberger getrunken hat, in das Komite? Und dann hätte überhaupt die Anordnung sämmtlicher Festivitäten in die Hände eines einzigen Mannes gelegt werden sollen, ich will damit sagen, in Ihre Hände, Herr Viertelskommissarius; da hätte aus dem Feste Etwas werden können. Aber so? Man hört ja kaum Etwas von der Thätigkeit des Komités, während für Grüneberg nicht so leicht wieder die Gelegenheit kommt, sich sehen zu lassen, denn ein 700-jähriges Jubiläum wird bekanntlich nicht ein Jahr um's andere gefeiert."

Der Viertelskommissarius hörte mit steigendem Wohlgefallen zu. Aus dem ihm sonst „fatalen Menschen" war ihm jetzt ein „recht verständiger junger Mann" geworden, und er öffnete ihm sogar, was er noch gegen Niemand gethan hatte, sein Herz so weit, daß er gestand, wie auch seiner Meinung nach das Jubelkomité allerdings nicht die Größe seiner Aufgabe erfaßt habe und sich nicht auf der Höhe der Zeit befinde. In diesem Tone ungefähr konversirten der Viertelskommissarius und der blonde Wilhelm fort, wobei der letztere zwischendurch einfließen ließ, daß man privatim noch so manches auf die verschiedenartigste Weise zur Erhöhung der Festivitäten beitragen könne, und daß dies auch die Pflicht eines jeden Grüneberger Patrioten sei. Unter den Einwirkungen des Grüneberger Rebensaftes und des Appels an seine patriotischen Gefühle gerieth der Viertelskommissarius zuletzt so sehr in Ertase, daß er mit dem blonden Wilhelm sogar anstieß, was er sonst nur mit seinen intimsten Freunden that, und auf eine würdige Begehung des 700-jährigen Grüneberger Jubiläums trank.

Als Ergebniß dieses Abends können wir zusammenfassen, daß der Viertelskommissarius ein größeres Quantum als gewöhnlich von dem edeln Grüneberger verschluckte, und als er nach Hause kam, zu seiner Frau sagte: „Du, Thusnelda, ich hab' auf morgen den blonden Wilhelm zum Frühstück eingeladen, damit Du's weißt. Ein recht charmanter junger Mann!"

Caput V.

Die Frau Viertelskommissariusin brummte gern; schon am frühen Morgen ging es los und nur am Abend pflegte sie nicht zu brummen. Ihr Brummwerk schien eben allemal über Nacht aufgezogen zu werden und gegen Abend abgelaufen zu sein; sie gehörte also noch zu den guten Weibern, da es viele gibt, deren Brummwerk ein wahres perpetuum mobile ist. Am Abend, in dem Augenblicke, wo der Viertelskommissarius die von ihm erlassene Einladung zum Frühstück ankündigte, hatte Frau Thusnelda nichts dagegen eingewendet; dafür ging es aber schon am Sonntag in der Frühe los. Der Viertelskommissarius lag noch höchst würdevoll im Bett, als seine Frau schon vor demselben erschien, sich die Arme in die Hüften gestemmt, hinstellte, und einen langen Sermon mit den Worten schloß: „Nu, was zu bunt ist, ist zu bunt, ladest Du mir einen wildfremden Menschen zum Frühstücke ein! Bei den schlechten Zeiten! Ich glaube, Du bist nicht bei Trofte und willst Viertelskommissarius sein?! Ja, das fehlte mir noch, daß das Bischen Geld verjubilirt würde! Jeden Abend in's Wirthshaus gehen und am Sonntage auch noch Frühstücke geben!"

„Na aber, Thusnelda," sagte der Viertelskommissarius, „vor's Erste ist es kein wildfremder Mensch, sondern der blonde Wilhelm, und vor's Zweite braucht Du keine Umstände nicht zu machen."

„Ja, das fehlte mir auch noch," brummte Thusnelda fort, „keine Umstände nicht machen?! Gar nichts wird gemacht, wenn Du's wissen willst."

„Schon recht," fuhr der Viertelskommissarius unbeirrt fort, „gib mir mal meine Unterhosen her, Thusnelda; also eine Sardellenfemmel, ein Stück Schweizerkäse, Cervelatwurst, Schinken, Zunge oder so ein Bischen was, und ein Glas von unserm Grüneberger dazu. Nur keine Umstände, das mag ich auch nicht."

„So," brummte die Viertelskommissariusin lang gedehnt, „sonst nischt nich? Bring' doch lieber gleich unser ganzes Hab und Gut mit dem wildfremden Menschen durch."

„Höre, Thusnelda," sagte der Viertelskommissarius, „der blonde Wilhelm, den Du beharrlich einen wildfremden Menschen nennst, obschon gar nichts Wildes an ihm ist, hat sich schon seit mehreren Wochen jeden Abend nach Deinem Befinden erkundigt."

„Papperlapap," brummte die Viertelskommissariusin wieder, „das machen solche Dinge-

riche alle so, um nachher eben einmal ein Frühstück wegzuschnappen. Mir mußt Du aber nicht damit kommen, denn so ein Schaf bin ich noch lange nicht."

Der Viertelskommissarius hatte unterdessen seine Unterhosen angezogen und nahm nun feinerseits, die Zipfelmütze auf dem Kopfe, eine imposante Stellung, ähnlich dem Jupiter tonans, vor seiner Frau an.

„Du denkst wohl, ich fürchte mich vor Dir," sagte Thusnelda, als sie ihren Mann so stehen sah, „Herr Jeses, Kommissariuschen, da kennst Du mich schlecht!"

„Frau," sprach der Viertelskommissarius nachdrucksvoll, „weißt Du auch, daß Dich der blonde Wilhelm die Krone aller Frauen genannt hat?"

Dieses nun war Wasser auf ihre Mühle. Etwas weniger brummend versetzte sie: „Mich? wie kann er denn das, da er mich ja gar nicht kennt?"

„Eben drum," entgegnete Rönnebeck, „was wird er nun erst von Dir sagen, wenn er Dich kennt?!"

„Wenn Du mir auf Dein Ehrenwort versicherst, Viertelskommissarius," sagte Thusnelda nach einem Weilchen, „daß er mich wirklich die Krone aller Frauen genannt hat, so mag's um das Frühstück sein!"

„Uf Ehre, Thusnelda," erwiderte der Viertelskommissarius feierlich, mit welcher Betheuerung die entente cordiale wieder hergestellt war.

Caput VI.

Drei Stunden später erschien der blonde Wilhelm zum Frühstück. Die Krone aller Frauen empfing ihn freundlicher, als der Viertelskommissarius sich je eingebildet hatte, und man setzte sich zum Frühstück, an welchem natürlich Louischen auch Theil nahm. Wilhelm widmete seine Aufmerksamkeit vorzugsweise der Frau Viertelskommissariusin, und das war dem Viertelskommissarius lieb aus 99 Gründen, von denen der scharfsinnige Leser einige leicht errathen wird. Der blonde Kaufmannsdiener verfuhr hierbei nur nach den gewöhnlichen Regeln der Klugheit, die ihm, nachdem er bereits bei dem Vater einen Stein im Brete hatte, nun gegen die Mutter zu operiren anwies. Dem Vater zu lieb hatte er es über sich gebracht, dem Grüneberger Rebensaft den Tribut seiner Verehrung zu zollen; mit der Mutter kam er etwas besser weg, da das Erweisen von Aufmerksamkeiten und Artigkeiten doch wenigstens nicht den Magen verdirbt. Wilhelm hielt es dabei für angemessen, sich sogar in die Mysterien des Hauswirthschaftswesens einzulassen und seine unmaßgebliche Meinung über den Vorzug der wollenen Strümpfe während der Winterszeit abzugeben. Durch solche Manöver gelang es ihm, die Krone aller Frauen vollständig einzunehmen, während er gleichzeitig durch eingestreute Bemerkungen und Lobsprüche über das Grüneberger Gewächs des Viertelskommissarius, sich in dessen Wohlwollen immer mehr befestigte. Die volle Gunst des wirthlichen Paares errang er sich aber, als er beim Abschied unter Anbringung der regelrechtesten Kratzfüße noch das nach beiden Seiten hin schmeichelhafte Kompliment losließ: Wie die Frau Viertelskommissariusin unter den Frauen das sei, was der Grüneberger unter den Weinen.

„Ein ganz charmanter Mensch," sagte Thusnelda, als der blonde Wilhelm fort war.

„Ein recht ordentlicher junger, gesetzter Mann," stimmte der Viertelskommissarius ein.

„Wie hat er zuletzt gesagt, Louise?" fragte die Viertelskommissariusin diese, „ich kann mir das nicht so merken."

„Du seiest unter den Frauen das, was der Grüneberger unter den Weinen sei."

Die Frau Viertelskommissariusin brummte im Laufe dieses Tages ganz besonders wenig und nebenbei wußte es Louischen einzurichten, daß die Rede recht oft auf den blonden Wilhelm kam.

Caput VII.

Der Viertelskommissarius ging unausgesetzt mit großen Ideen schwanger, welche auf die Jubiläumsfeier Bezug hatten. Ueber ein Feuerwerk kamen jedoch seine großen Ideen nicht hinaus, und auch dieses gab er der Kosten wegen auf, denn die Frau Viertelskommissariusin hatte im Hauswesen Das an sich zu reißen gewußt, was man im konstitutionellen Leben das Steuerverweigerungsrecht nennt, und wenn sie einmal davon Gebrauch machte, so setzte sie es gewiß auch durch. Allein auch abgesehen von dem voraussichtlichen Veto seiner Ehehälfte war das Feuerwerk dem Viertelskommissarius zu kostspielig, und er hätte am Liebsten etwas Wohlfeiles und doch Auffehen erregendes gehabt. Inzwischen rückte das Jubiläum immer näher heran.

(Schluß folgt.)

Guter Trost.

„Hör'n Sie mal, jetzt mein' ich aber, 's wär' Zeit, daß Sie mir meine 3 Thlr. 20 Sgr. bezahlten! Wann immer ich in ein Weinhaus komme, sitzen auch Sie d'rin, essen Austern und trinken Burgunder —"

„O ja, Bester, das ist unbestreitbar! — Aber haben Sie gesehen, daß ich bezahlt habe?"

„Nein, das nicht."

„Nun also — jetzt bedenken Sie erst, daß ich 900 Thaler schuldig bin, an lauter Weinwirthe — was wollen Sie da sagen mit Ihren 3 Thlr. 20 Sgr! Da dürfen Sie kein Wort verlieren, Sie sind noch beneidenswerth!"

Auf der Kunstausstellung.

„Ei! das ist einmal eine schöne grüne Wiese, Mama! Da könnte man mein Hemdchen bleichen, es ist ohnehin schon —"

„Willst Du gleich schweigen!"

Avis, die Jahresprämie betreffend. Eine unvorhergesehene Beschädigung an der Platte der zum laufenden Bande bestimmten Prämie, macht es für diesmal unmöglich, den Stahlstich „Amor" mit der 12. Lieferung auszugeben. Aus diesem Grunde wollen wir den resp. Abnehmern an dessen Stelle mit der 12. Lieferung dieses Bandes sogleich die zum nächsten Bande bestimmt gewesene Prämie: die Fahne von Jely, ein prachtvolles Schlachtstück von dem berühmten französischen Schlachtenmaler Philippoteaux zukommen lassen. Für die wenigen Abonnenten, welche blos des „Amors" wegen subskribirt haben, dürften noch hinreichend genug Exemplare geliefert werden können. Wir bitten solche, sich zeitig zu melden.

Dresden: Verlag von H. H. Grimm & Comp. — Druck von E. H. R. Roempler.
Verantwortlicher Herausgeber: Hermann Grimm.

Mit Illustrationen von Dresdner Künstlern.

Telegraphische Depesche für die Menschheit.
Vom Telegraphen erscheint monatlich eine Lieferung von 2 Bogen mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten. — Preis jeder Liefr. 3 Ngr. (12 kr. C.-M.) — Zwölf Lieferungen bilden einen Band, für welchen man sich durch Annahme der 1. Lieferung verpflichtet. — Als Prämie wird am Schlusse des Bandes ein prachtvoll ausgeführtes Kunstblatt gratis beigegeben, dessen Preis im Kunsthandel 2 Thlr. V. C. ist.

Band II. Liefr. 10.

Der Ring.

„Wohlan, Ihr seht mich willig,
Herr Ritter, den Ring jedoch
Bringt mir — so ist es billig —
Von Hedwig heute noch!“ —

So sprach zu ihrem Buhlen,
Der girrend vor ihr lag,
Das Fräulen Von der Schulen
An irgend einem Tag.

Es zog nun stracks der Ritter
Mit trügerischem Leid,
In Blitz- und Sturmgewitter,
Zur jüngst verlaff'nen Maid.

Er reitet wild und schnelle,
Und hält vor ihrem Schloß.
Drin glänzen Lichter helle,
Doch naht kein Dienertroß.

Er steigt allein vom Pferde
Und tritt durch's weite Thor,
Mit bangender Geberde
Geht rasch er weiter vor.

„Halloh! halloh! Ihr Knappen
Und Knechte eilt herbei:
Bestellet mir den Rappen
Und sagt, wo's Liebchen sei!“ —

Das Echo hallet wieder,
Was laut der Ritter sprach;
Es steigt ein Knecht hernieder
Vom oberen Gemach.

„Nun, Alter, sprich! wo weilet
Das Fräulein Adelreich?
Sorg', daß ihr mitgetheilet
Mein Kommen wird, und gleich!“

„Das Fräulein ist gestorben,
Liegt todt im Kämmerlein,
Der Ring, von Euch erworben,
Mitliegt im schwarzen Schrein.

Der Ritter eilt in's Zimmer
Zu seinem todten Lieb,
Schaut so im Kerzenschimmer,
Doch wird sein Aug' nicht trüb'.

„Gib, Leichnam, süßes Bräutchen,
Den Eh'ring mir heraus!
Für todte Liebesleutchen
Gibt's keinen Hochzeitsschmaus!" —

Er faßt den Ring behende.
— Da richtet sich's empor,
Es steigt und steigt ohn' Ende,
Die Arme streckt's hervor.

Und riesig nimmt's umklammert
Den Ritter eisig fest —
Es ruft — es seufzt und jammert:
„Warum er sie verläßt?" —

Küßt ihm die Augen müde,
Küßt ihm die Lippen bleich.
Daß nichts sie fürder schiede, —
Eint sie das Todtenreich. —

O. H. Tiedemann.

Mutter und Sohn.

(Fortsetzung.)

Plötzlich erhob sich Herr Bergeval, warf sein verlorenes Geld auf den Tisch, und entfernte sich. Er ging in den Garten hinab. In den grün geschmückten Veranden herrschte eine erfrischende Luft. Froh, sich dieses ermüdenden Zwanges entledigt zu haben, legte er die Hand auf die Brust, und athmete freier. Es waren nur wenige Spaziergänger hier; nur einzelne Paare, die sich in dieser einsamen, nur spärlich von den blassen Strahlen des Mondes erhellten Gegend von ihrer Liebe unterhielten. Bergeval wich diesen geheimnißvollen Liebespärchen aus und entfernte sich eine ziemliche Strecke von ihnen. Oft blickte er sich traurig um, sah hier ein weißes Kleid im Schatten verschwinden — dort vernahm er das traute Geflüster zweier vertrauter Freunde. — Er fühlte sein Herz klopfen und sagte mit einem Seufzer:

„O wie glücklich sie sind!" — dann setzte er seinen einsamen Weg fort.

In der entlegensten Parthie des Gartens war eine reizend geschmückte Sommerlaube, in deren Hintergrund sich eine grüne Moosbank befand; hier ließ er sich nieder. Es herrschte vollkommene Dunkelheit.

Die Laube stieß an eine von Laubwerk errichtete Mauer, hinter welcher sich eine wenig beschattete Allee befand.

Herr Bergeval hatte sich kaum zehn Minuten seinen Gedanken überlassen, als er ein Geräusch von Schritten und das Rauschen eines Seidenkleides hinter sich vernahm. Er verharrte ungestört in seiner bequemen Stellung, bis eine Stimme an sein Ohr drang, die ihn zittern machte.

Man sprach fast flüsternd, aber die tiefe Stille der Nacht, die von dem Lärm des Ballsaals unerreicht blieb, ließ es zu, daß Bergeval einige Worte verstehen konnte.

Er erhob sich, theilte mit großer Vorsicht das Laubwerk, und warf einen Blick in die Allee, wo er nur zwei sich entfernende Schatten wahrnahm.

Unbeweglich harrte er einen Augenblick, denn er bemerkte, daß das Paar, nachdem es das äußerste Ende der Allee erreicht hatte, langsam zurückkehrte. Dieses Mal ließ das Mondeslicht das Gesicht beider Personen erkennen. Die erste war Madame Bergeval, sie stützte sich nachlässig auf den Arm des Direktors der Malerakademie, und sagte in einem mehr herrschenden als bittenden Tone:

„Ich wünsche es; bewilligen oder schlagen Sie ab —"

„Mein Gott, wie dringend Sie sind, wenn es sich um diesen Mann handelt, Madame," sagte mürrisch der fünfzigjährige Greis, „Sie lieben ihn." —

Sie zuckte die Achseln. Es entstand eine Pause, und die beiden Spaziergänger gingen weiter. Bald kehrten Sie indeß zurück. Bergeval sog begierig jedes ihrer Worte ein, um seinen Schmerz noch zu vergrößern. —

„Ich werde Alles aufbieten, was in meinen Kräften steht" — sagte der kleine Mann.

„Sie werden entweder thun, wie ich es will, oder Nichts."

„Aber mein Gott, es hängt ja nicht allein von mir ab! meine Kollegen —"

„Werden thun, was Sie wünschen und befehlen."

„Wenn ich doch wenigstens wüßte, zu wel-

chem Zwecke Sie sich um die Ehre eines Mannes so eifrig bemühen, der —"

„Trage ich nicht seinen Namen? — Sehen Sie, ich bin ehrgeizig für ihn, weil die Früchte dieses Ehrgeizes auf mich zurückfallen. — Sie wissen nicht, was das heißt, wenn man von den mächtigen Flügeln des Ehrgeizes getragen und gehoben wird; er ist die Triebfeder zu allen intelligenten Eingebungen, die Quelle aller Reichthümer, gewissermaßen der Schlüssel zum Glück — ich bin ehrgeizig, weil ich mich erheben will, ich will reich, mächtig, beneidet sein — es ist mir nicht genug, daß ich meine Nebenbuhlerinnen verdunkle, ich will sie vernichten!"

Ohne Zweifel hatte sich der naive Akademiker einen andern Begriff von dieser poetischen, begabten Frau gemacht, denn sein Staunen gab sich im Schweigen kund.

„Nun?" fragte sie gedehnt.

„Wenn Ihr Gatte sich zur Wahl stellt, so wird er gewählt werden, — Sie machen aus mir, was Ihnen beliebt."

Als sie sich entfernten, fügte der Kleine hinzu:

„Wird er darein willigen, sich zur Wahl zu stellen?"

„Wenn ich es verlange —"

„Sie haben so viel Macht, Sie sind so anbetungswürdig," rief der Akademiker in bewunderndem Tone aus.

Bergeval sah in einer kleinen Entfernung, wie die Arme der Beiden sich in einander verschlangen und das Geräusch eines Kusses berührte sein Ohr. Gleich darauf drang die Stimme seiner Frau bis zu ihm:

„Unbesonnener!" sagte sie. —

Das, was Bergeval hier hörte und sah, überraschte ihn nicht. Aber es war einer jener Schläge, die eine schon blutende Wunde auf's Grausamste weiter aufreißen. Er wischte sich langsam den Schweiß von den Schläfen und sagte:

„Die Schändliche! Meine Schwäche, meine Nachgiebigkeit ihr gegenüber gibt ihr das Recht, zu glauben, ich würde feige genug sein, mich in den Willen dieses Erkauften zu fügen. Ah, sie irrt sich, ich will ihr nichts zu verdanken haben, nichts diesem Manne um diesen Preis — ich will es ihnen gleich sagen, ich will sie beschämen." —

Er nahm einen Umweg, welcher ihn den Beiden gerade entgegen führen mußte. Sein Unwille war weit größer als sein Schmerz.

In dem Augenblicke, wo er in die Allee einbiegen wollte, hörte er eilige Schritte hinter sich. Als er sich umkehrte, erblickte er seinen Sohn.

Der junge Mann befand sich in einem furchtbar aufgeregten Zustande.

Durch eine heftige Bewegung nahm Bergeval Stephan's Arm und zog ihn mit sich fort.

„Du suchtest mich, Du hast mir etwas zu sagen?" fragte der Vater, indem er sich Mühe gab, seinem Tone einige Sicherheit zu geben.

„Ich? Nein, mein Vater, ich versichere Ihnen, nein," erwiderte Stephan, der einen bestimmten Gedanken verfolgte, und seinen Arm befreien wollte.

„Du hast den Ball verlassen."

„Ja — ja, ohne Zweifel, aber ich bin eben im Begriff, dahin zurückzukehren —"

„Gehen wir also zusammen."

Dieser Vorschlag machte Stephan sichtlich bestürzt.

„Was hast Du denn, Du scheinst so unruhig?" fragte Bergeval.

„Finden Sie — o Sie irren sich. — Aber wissen Sie, wo die Mutter ist?"

Bergeval senkte die Stimme, um im vertraulichern Tone seinem Sohne zu sagen:

Sie geht dort mit Herrn Marcel spazieren; ich habe sie allein gelassen, damit sie meine Wahl zur Malerakademie unterstützt. — Du weißt wahrscheinlich, daß dort eine vakante Stelle ist?"

Stephan war wie versteinert; Bergeval fügte hinzu:

„Herr Marcel ist ein eifriger Bewunderer der Talente Deiner Mutter, ihres Geistes, er wird ihr seinen Gefallen versagen."

„Wie, Sie, so einfach, so bescheiden, Sie geizen nach einer Ehre, die, wie ich Sie oft sagen hören, keinen Werth in Ihren Augen hat?"

„Es ist möglich, ich habe meine Meinung geändert, ich gleiche wohl dem Fuchs in der Fabel, ich verachte das, was ich nicht erreichen konnte; jetzt aber, wo sich mir Aussichten darbieten —"

„Ach so, so, das ist etwas Anderes — ich wußte nicht —" murmelte der junge Mann ungläubig. —

„Deine Mutter ist in jeder Hinsicht im Stande, die Gunst Marcel's zu erwerben — sie ist schön."

„O sehr schön," seufzte der junge Mann.

„Liebenswürdig, geistreich, kokett, etwas zu sehr vielleicht, aber welche Frau ist es nicht? Die Koketterie gehört zu den größten Reizen der Frauen, besonders in dem Alter Deiner Mutter. Was bei einem jungen Mädchen unverzeihlich, ist unerheblich bei einer Frau. — Man weiß es — und liebt sie doch; was auch Eifersucht und Neid sagen, Madame Bergeval bleibt eine angesehene Frau, geehrt von den geachtetsten Leu-

ten, die ich liebe, und von deren aufrichtiger Zuneigung ich überzeugt bin — dann —"

Er konnte nicht antworten, seine Stimme versagte ihm. —

Stephan war erstaunt, verwirrt, noch nie hatte er seinen Vater so sprechen gehört. Als ein Mann von strengen Grundsätzen hatte er oft ein Vertrauen in die Tugend seiner Frau vorgegeben, welches er eigentlich nie besessen; aber niemals hatte er eine solche Sprache geführt, durch die die ganze Bitterkeit eines verwundeten Herzens durchschien, um ihren Leichtsinn zu entschuldigen.

Vater und Sohn gingen stillschweigend weiter; sie sahen zwei Personen rasch vorübergleiten, die in's Hotel zurückkehrten. Bergeval und Stephan wechselten rasch einen Blick — sie erkannten den Direktor und seine Begleiterin.

Stephan konnte das Herz seines Vaters schlagen hören. — Er will mich täuschen, sagte er vor sich hin. —

Es war 4 Uhr Morgens; der Ball nahte seinem Ende, die Wachskerzen erblichen vor dem Glanz des Tages, die Musik verhallte, die Tanzenden ermüdeten. Madame Bergeval hüllte sich in ihren Shawl, umgeben von einer Gruppe Herren, die ihr, wie einer Königin, das Geleite gaben. Und sie war es auch durch ihre Schönheit, ihre Anmuth, ihr Talent.

„Ich erwartete Sie, mein Herr," sagte sie zu ihrem Gemahl, der mit Stephan eintrat.

„Wir sind zu Ihren Befehlen," erwiderte er.

Sie stieg in den Wagen, und warf einen letzten Gruß ihren Anbetern zu, welche Herrn Bergeval neidisch betrachteten und ausriefen: „Glücklicher Sterblicher!" Der Wagen rollte dahin und hielt vor einem zwei Stock hohen Hause.

Herr Bergeval reichte ihr beim Aussteigen die Hand, doch nahm sie diese Hilfeleistung nicht an, sie behandelte diesen Mann wie einen Diener, sie schien nicht einmal seine Gegenwart zu bemerken.

Es war traurig mit anzusehen.

Als sie in's Zimmer traten, warf sie sich nachlässig hin.

„Ich wünsche Ihnen Glück, mein Herr; für die Gemälde, die Sie im Auftrage des Konsuls gearbeitet, hat er für Sie von seinem Fürsten einen Orden erhalten, von welchem hier das Diplom."

Stephan wurde aufmerksam.

Der Maler öffnete das Papier und sagte:

„Susanne, Du bist ein Engel, immer bist Du bemüht, Deine Freunde für mich zu gewinnen. — Ich danke!"

Und seine Ueberwindung bis zum Heroismus steigernd, fuhr er fort:

„Deine Gunst ist mir nicht weniger kostbar."

Madame Bergeval war einen Augenblick bestürzt, und beeilte sich, zu sagen:

„Sie können sich als Kandidat zur Vakanz für die Akademie melden. Herr Marcel hat mir versprochen, seine ganze Macht anzuwenden, um Ihre Bewerbung zu unterstützen.

Wie groß auch die Qualen Bergeval's waren, er hatte Kraft genug, sie zu unterdrücken.

„Ich bin glücklich, von Ihnen eine so schmeichelhafte Neuigkeit zu erfahren."

Er vermochte nicht die Komödie zu Ende zu spielen, seine Kräfte schwanden, er mußte sich niedersetzen.

„Was fehlt Dir, mein Vater?" rief Stephan und stürzte auf ihn zu.

„Nichts, nichts, mein Kind," sagte er mit schwacher Stimme, indem er mit der Hand über die Stirn fuhr. „Die Anstrengung einer durchwachten Nacht, die Freude über die Ehre, die mich unerwartet trifft — das ist Alles!" —

„Fühlen Sie sich nicht wohl?" fragte Madame Bergeval und näherte sich langsam; aber er hielt sie mit einer abwehrenden Bewegung zurück und sagte mit einem sonderbaren Ausdruck der Stimme:

„Beunruhigen Sie sich nicht, es ist nichts. Aber Sie selbst, Susanne, wenn ich es nach mir beurtheile, sollten Sie auch müde sein. Etwas Ruhe wird Ihnen gut thun, lassen Sie sich nicht durch mich zurückhalten — noch einmal Dank für das, was Sie für mich gethan."

Er winkte Stephan, zu klingeln, das Kammermädchen trat ein.

„Aber darf ich Sie in diesem Zustande allein lassen?" fragte sie in einem Tone der höchsten Gleichgiltigkeit.

„O, das wäre zu viel verlangt. Beruhigen Sie sich."

Sie entfernte sich mit ihrem Mädchen.

„Mein Vater," sagte Stephan, indem er in den Augen Bergeval's zu lesen suchte, „ist es wahr, bist Du wirklich glücklich?"

„Du zweifelst, und warum sollte ich's nicht sein?"

Und da Stephan nicht aufhörte, seinen Blick fest auf seinen Vater haften zu lassen, so bebte dieser wie ein Verbrecher vor dem Gerichte, und indem er den Kopf auf die Brust sinken ließ, stammelte er:

„O ja, ich bin glücklich — sehr glücklich."

„Verzeihe, wenn ich Dich frage, mein Va-

ter; aber jetzt, wo ich im Begriff bin, zur Militärschule zurückzukehren, möchte ich Dich nicht gern leidend wissen." —

„Ach, es ist wahr, Du willst mich bald verlassen," sagte der Maler niedergeschlagen, „ich hatte es ganz vergessen." —

„Hast Du mir nichts zu sagen?"

„Nein, mein Sohn, nichts, nichts, laß mich allein, ich fühle mich angegriffen. Auf Wiedersehen, adieu."

Bergeval drückte mit stummer Bewegung Stephan's Hand. Er ging in sein Zimmer. Dort allein, eingeschlossen, nahm er das Diplom, das ihm seine Frau gegeben, aus der Brusttasche, und zerriß es. Dann warf er einen finstern Blick um sich.

„Ich bin allein, ganz allein, o mein Gott, mag Stephan gehen — mich verlassen, er soll nichts wissen."

An eine Fensternische gestützt, entstellt, mit den Augen in's Leere starrend, wie ein Mensch, der seine Vernunft verloren, blieb er unbeweglich stehen.

Die ersten Strahlen der Morgensonne, wie sie durch die Fenstervorhänge drangen, fanden ihn noch auf demselben Platze, in derselben Stellung.

III. Mann und Frau.

Der Leser hat jetzt die hervorragendsten Charakterzüge der Madame Bergeval, die Sicherheit in diesem ehrgeizigen brennenden Geiste kennen gelernt; er hat ohne Mühe errathen, daß ihre verführerische Außenseite eine dürre Seele verbarg, in der keine großmüthige Gesinnung Wurzel fassen konnte.

Die Macht einer solchen Frau ist unberechenbar; sie allein vielleicht hatte das Bewußtsein ihrer Kraft, und dieses eben verlieh ihr jene unsinnige Kühnheit. Solche Wesen sind wirkliche Plagen für diejenigen, die mit ihnen in Berührung kommen, und die sich nicht mit der Waffe der Heuchelei und Kälte zu vertheidigen wissen.

Vor seiner Heirath war der Maler mit vielen geistigen Anlagen ausgestattet; die Liebe, statt wie es gewöhnlich der Fall, sie auf's Vortheilhafteste zu entwickeln und neue hinzufügt, erstickte sie hier noch das Vorhandene. Das kam daher, weil seine aufopfernde, unendliche Liebe in diesem trockenen Herzen keine Nahrung fand. Da wo Bergeval eine gleichgestimmte liebende Seele suchte, fand er einen hochmüthigen, stolzen Geist.

Zehn Jahre der größten Herzensangst waren nöthig, um diese reiche Natur so zu entkräften, und je mehr seine Kraft unter diesen immerwährenden Entmuthigungen erlosch, mit desto größerer Lebhaftigkeit brach seine Leidenschaft hervor. Je mehr Geringschätzung und Gleichgiltigkeit Bergeval seiner Frau zeigte, desto mehr liebte er sie. Es ist also wahr, daß die Liebe, welche aus Uebermaß erlischt, zu einer desto größeren Flamme wieder angefacht wird durch die Gleichgiltigkeit des Andern. Immer, wenn er sich loswinden, gewaltsam diese Kette zerreißen wollte, welche seine Schwäche ihm auferlegte, genügten einige Worte seiner Syrene, seinen Entschluß wieder umzustoßen. Also gelähmt, war sein Wille kraftlos vor seinem Unglück, dessen er sich in seinem ganzen Umfange bewußt war.

Diese moralische Krankheit, von der Bergeval befallen war, zog eine physische unheilbare nach sich, eine jener tiefen Verletzungen, die die Quellen des Lebens angreifen. Der Arzt prophezeihte ein schlimmes Herzübel. Von dem Augenblicke dieser unheilverkündenden Vorhersehung, wo eine immerwährende Ruhe so nothwendig gewesen wäre, wurde der Maler von Anfällen belästigt, welche ihn mehr und mehr schwächten, und einen höchst peinlichen Zustand in ihm hervorriefen, in welchen wir ihn auf dem Konsulatsball kennen gelernt.

Am andern Morgen, als Stephan in seines Vaters Zimmer trat, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, traf er ihn an sein Bett gelehnt, welches unberührt dastand. Er erfaßte seine Hand, sie brannte; der Maler war von einem starken Fieber befallen.

„Wie, Sie haben gar nicht geruht?" fragte Stephan bestürzt.

„Ach, es ist wahr, ich habe mich im Nachdenken verliert und bin hier eingeschlummert."

Stephan glaubte das nicht. Der Zustand, in dem er seinen Vater fand, beunruhigte ihn, er beschwor ihn, sich niederzulegen, schickte zum Arzt, der einige beruhigende Mittel verschrieb, und eine unbedingte Ruhe befahl.

„Ich will nachsehen, ob meine Mutter schon aufgestanden, und ob sie zu Ihnen will."

„Das ist überflüssig," sagte Bergeval heftig — „weshalb sie erschrecken?"

Nichts desto weniger befahl der junge Mann der Kammerfrau, nachzusehen, ob ihre Gebieterin schon erwacht sei. Sie war schon seit zwei Stunden ausgegangen, um Visiten zu machen, und die Probe eines ihrer Lustspiele zu beaufsichtigen. Ein wenig außer Fassung über diese Liebllosigkeit kehrte Stephan zu seinem Vater zurück.

„Nun," fragte dieser, sich erhebend, „hast Du Deine Mutter gesprochen?"

„Sie verboten mir, sie zu wecken."

„Woher kommst Du denn?"

„Aus meinem Zimmer, ich suchte ein Buch."

„Welches Du wahrscheinlich mitzubringen vergessen hast, wie es scheint."

„Nein, das nicht, ich fand es nur nicht."

Ein bittres Lächeln schwebte auf den blassen Lippen des Malers. Er fiel in seine Kissen zurück, ohne weiter ein Wort zu sprechen.

Stephan setzte sich in einen Lehnstuhl an sein Bett.

Dieser neue Beweis von Gleichgiltigkeit von Seiten seiner Mutter, die ihren Mann so leidend verlassen hatte, empörte den jungen Mann; die Vorwürfe, mit denen er sie innerlich überhäufte, wurden nur noch heftiger, weil sich ohne sein Wissen ein eifersüchtiger Zorn mit hineinmischte.

Sorgenvoll stützte er den Kopf in die Hand, er bemerkte einige Papierfetzen zerstreut am Boden liegen, und hob einen davon auf, es war ein Bruchstück des Diploms, welches sein Vater vernichtet hatte. Dies klärte ihn vollends auf.

„Mein Sohn," sagte plötzlich Bergeval, „Du sprachst gestern von Deiner nahen Abreise. Es ist in der That Zeit, daß Du zur Schule zurückkehrst, Deine Studien würden durch eine zu lange Unterbrechung leiden, wir müssen das sehr ernst nehmen, es handelt sich um Deine Zukunft."

„Wir werden uns damit beschäftigen, wenn Sie sich wohler fühlen," antwortete Stephan, leise fügte er indeß hinzu: „Nein, ich werde ihn nicht verlassen, wer würde dann über ihn wachen?"

Diese Reflexion war eine Anklage gegen seine Stiefmutter; es war dies eine Ueberzeugung, die der Unwille ihm eingab. Er glaubte diese Frau nicht mehr zu lieben, sie nicht mehr zu fürchten, weil er sie besser kannte. Der Unbesonnene spielte mit seiner Schwäche, während er sich kräftig wähnte. Er wußte nicht, daß in diesen Schlüssen eben so viel Liebe für die Frau, die er anklagte, lag, als Ergebenheit für seinen Vater.

In Stephan's Alter gibt es wenige Männer, die klar in sich zu schauen vermögen.

Nach wenigen Tagen der Ruhe und Pflege befand sich der Maler etwas besser, er konnte schon das Bett verlassen.

Madame Bergeval kümmerte sich wenig um die Gesundheit ihres Mannes. Die Zeit der akademischen Preisbewerbung näherte sich, die Besuche bei ihren Beschützern nahmen sie in Anspruch. Sie stand im besten Einverständniß mit vielen Mitgliedern der Akademie und ihre angewandte Thätigkeit blieb nicht ohne Erfolg. Es ist wahr, daß gewisse böse Zungen, wie die der Nebenbuhlerinnen oder Bürgerlichen ihren Ruf sehr in Zweifel zogen. Aber die Meisten glaubten diesen schmählichen Verläumdungen nicht. Madame Bergeval war so schön! — Einigemal wunderte man sich, daß man sie in dem Wagen eines mächtigen Beamten sah; aber man entschuldigte sie damit, daß die schriftstellerischen Frauen gewisse Privilegien vor andern voraus haben, die ihrem Ansehen keineswegs schaden. Die geistreichen Ausnahmen können zu dem Treiben und den Erfordernissen des gewöhnlichen Lebens nicht gezwungen werden! Und überdies Herr Bergeval, dieser strenge, eifersüchtige Mann, ließ sie gewähren, wer hatte also das Recht, sich darum zu bekümmern? —

Man traf Madame Bergeval nie anders als zur Tischzeit zu Hause, und auch hier wurden nur wenige Worte gewechselt.

In zerstreutem Tone erzählte sie gewöhnlich ihrem Manne die Tagesneuigkeiten; dann sprach sie einige Worte über ihr Lustspiel, und über ihre Hoffnungen, den Preis zu erhalten.

Endlich erschien der Tag, wo die akademischen Siegespalmen vertheilt werden sollten. Durch seinen leidenden Zustand zurückgehalten, beauftragte der Maler seinen Sohn, seine Frau dorthin zu begleiten. Er sah sie mit Herzklopfen gehen, er war ja im Voraus von dem Triumph seiner Frau überzeugt, hatte er es ja noch diesen Morgen in ihren Augen gelesen, er wußte wohl, um welchen Preis sie sich die Ehre erkauft hatte.

Er brachte sechs Stunden in der größten Angst zu. Wenn ein unausbleibliches Unglück sich nähert, so pflegt man sich damit zu betäuben, daß man sich mit einer, wenn auch noch so schwachen Hoffnung schmeichelt. Bergeval gab in seinem Innern noch immer einigen Zweifeln Raum.

„Wenn ich mich geirrt hätte!" dachte er, „wenn sie den Preis nicht bekäme." —

Madame Bergeval kehrte allein zurück; sie trat in ihres Mannes Zimmer.

Wie groß auch seine Schwäche war, wie sehr auch seine schmerzlichen Gedanken ihn überwältigten, so versuchte er doch ein Gemälde zu beenden, was schon seit langer Zeit erwartet wurde.

„Nun, Madame?" fragte der Maler, als er seine Frau bemerkte. —

„Nun, mein Herr, Sie sehen mich aufgebracht, wüthend —"

Als Bergeval die Aufregung seiner Frau wahrnahm, vermuthete er, daß seine Hoffnung

sich verwirklicht hätte, er ließ seinen Pinsel ruhen und seine Stirn erheiterte sich.

„Sie haben den Preis nicht bekommen?" fragte er verwundert mit unterdrückter Freude.

Sie verstand seine Gedanken, ihr Stolz war beleidigt; sie erwiderte trocken:

„Ja doch, mein Herr."

Bergeval senkte den Kopf und als ob nach dieser Neuigkeit ihn nichts weiter interessiren könnte, nahm er seine Palette wieder zur Hand, und fing an zu malen.

„In der That," sagte seine Frau, indem sie ihr Taschentuch mit ausbrechendem Zorn zerknitterte, „in der That, man sollte glauben, daß jeder meiner Erfolge Sie ärgert, Ihnen Mißtrauen einflößt!"

„O nein —"

„Ich glaube fast, daß, wenn man mir Gerechtigkeit wiederfahren läßt, ich Alles gethan habe, daß man Sie nicht vergesse."

„Sie thaten mehr für mich, als was ich von Ihnen zu erbitten gewagt hätte. Die Begünstigungen, die Sie zu erlangen die Macht hatten, ich kann sie wohl entbehren."

„Ich weiß nicht, ob es Stolz ist, daß Sie sich nichts aus dem Orden machen." —

Diese unverschämten Worte berührten eine schmerzliche Wunde des Malers, denn er erwiderte lebhaft, gleichsam als wollte er sich gegen eine Anklage vertheidigen:

„O, ich werde ihn niemals tragen!"

„Und warum nicht, wenn ich fragen darf, ist es vielleicht, weil Sie ihn meiner Verwendung verdanken?"

„Vielleicht!" antwortete dumpf der Maler.

„Vielleicht? Soll ich das für eine Grobheit aufnehmen?"

Er schwieg; aber mit jener halsstarrigen Beharrlichkeit, die ihren Gegner zur Erörterung eines bekannten Gegenstandes zwingt; um Gelegenheit zu finden, in Zorn auszubrechen, fragte sie:

„Nun, mein Herr, werden Sie sich endlich erklären? Ihr Schweigen ist unerträglich." —

Bergeval zitterte, er nahm seinen Muth zusammen und sagte in ziemlich ruhigem Tone:

„Susanne, führen Sie keinen neuen Streit herbei, ich bin leidend, sehr leidend, schonen Sie mich, ich bitte Sie darum; ich fühle mich nicht stark genug, ein Aergerniß zu ertragen."

Sie zuckte die Achseln und sagte mit Bitterkeit:

„Ach, mein Gott, Sie verschanzen sich immer hinter Ihrer Schwäche — es ist schon lange her, daß Sie so schwach sind. Ihre Einbildungskraft schleppt sich mit Krankheitsideen, die gar nicht vorhanden sind."

„Glauben Sie das, Susanne," sagte der Maler traurig.

„Ach was, Sie haben gar keine männliche Kraft; statt sich dieser Gedanken zu entschlagen, die das geringste Fieber Ihnen eingibt, geben Sie sich ihnen hin — es ist nur Geistesschwäche, sage ich Ihnen."

„Sie sprechen Wahrheit — ich bin zu schwach, es mangelt mir an Energie, deshalb bin ich auch so unglücklich," murmelte Bergeval niedergeschlagen.

Dann preßte er die geballte Faust an die Stirn, gewissermaßen um die stürmischen Gedanken zu verdrängen, welche sich seiner bemächtigten und ihn zu überwältigen drohten.

Nach einigen Augenblicken wandte sich Madame Bergeval der Thür zu.

„Wo ist denn Stephan, warum habe ich ihn nicht gesehen?" fragte plötzlich der Maler.

Diese Frage erinnerte Madame Bergeval an den Zweck ihres Besuchs, sie kehrte wieder um.

„Ja, mein Herr, fragen Sie mich nur, ich veranlasse Sie dazu. Wenn Sie ein andrer Mann wären, so würde das nicht stattgefunden haben."

„Was ist denn aber geschehen, woran ich Schuld sein könnte?"

„Man hat mich beschimpft; ein gallsüchtiger Stribler hat es gewagt, in seinem Blatte zu sagen, der Preis würde mir zuertheilt, weil — weil —"

„Weil?" fragte Bergeval, dessen Augen sie scharf fixirten.

Aber sie wagte es nicht, ihre Kühnheit weiter zu treiben, und begnügte sich, zu antworten:

„Es ist eine jener gehässigen Beschuldigungen, die den Ruf einer Frau brandmarken, und wie tief sie auch unter diesen Verleumdungen stehen mag, sich selbst zu viel achtet, um sie zu wiederholen. — Hier, mein Herr, lesen Sie selbst, es ist Ihre Frau, die man anklagt, die man so gröblich beschimpft."

Sie reichte dem Maler ein Journal, welches er ergriff und durchlief.

Dieses Blatt enthielt einen Artikel von der größten Bösartigkeit gegen die Schriftstellerin. Er endigte damit, daß man sagte, die besondere Begünstigung des Direktors der Akademie sei in diesem Falle vom sichersten Erfolge, um so mehr, da man den Grund in der Persönlichkeit der Madame Bergeval zu suchen habe. — Es gehörte die ganze Unverschämtheit der Madame

Bergeval dazu, um eine solche Anschuldigung ihrem Manne zu zeigen.

Nachdem Letzterer geendet hatte, faltete er das Journal wieder zusammen und sagte mit klangloser Stimme:

„Sie sagten mir noch nicht, wo Stephan sei.“

Sie blickte ihn wie versteinert über diese Kaltblütigkeit an.

„Hat Stephan diesen Artikel gelesen?“ fragte der Maler.

„Gewiß, mein Herr. Doch wie, Sie bleiben unempfindlich einer solchen Schlechtigkeit gegenüber? — Nichts regt sich in Ihnen, nichts? — ich, eine Frau, ich möchte ein Messer, — einen Degen —“

„Er hat es gelesen und ist nicht hier?“ wiederholte Bergeval in schrecklicher Angst. — „Wissen Sie, was mein Sohn in diesem Augenblicke thut? — Er hat den Mann herausgefordert, der diese Zeilen geschrieben — er kann sich nur einen Schimpf dadurch zuziehen —“

„Das befürchte ich nicht — mein Leben ist makellos.“

„Eine Herausforderung, ein Duell —“

„Nun?“ fragte Madame Bergeval keck. „Ich muß gestehen, dieser junge Mann ist weniger friedfertig als Sie, mein Herr, er konnte es nicht mit ansehen, daß man eine Frau so gröblich beschimpft, ohne sich ihrer anzunehmen, sie zu vertheidigen. Er hat ein edles Herz — und am Ende, ich bin ja weder seine Gattin, noch seine Mutter — ich bin ihm Nichts.“ —

„Gerade deshalb sollte er sich nicht für sie schlagen.“

„Er sieht es ein, daß kein Andrer da ist, den Schändlichen zu bestrafen. Wer kann es wagen, ihn zu tadeln, einer so großmüthigen Regung Folge zu leisten?“

„Das findet sich — er wird sich nicht schlagen“ — sagte Bergeval, einen bestimmten Gedanken verfolgend.

„Und ich, ich sage Ihnen, daß ich seinen Beistand annehme — er muß mein Vertheidiger sein, ich habe keinen andern.“

Dann sagte sie spöttisch, indem sie ihren Mann hochmüthig ansah:

„Und welche Vorschriften werden Sie ihm geben? Was hoffen Sie darin thun zu können?“

„Ich werde ihm sagen, daß ein Mann sich zu beherrschen wissen muß.“

„Und daß er eine Beleidigung hinnehmen muß, ohne sich zu vertheidigen?“

„Nein, das nicht, aber daß Jeder es dem Selbstbetheiligten überlassen soll, die ihm zugefügte Beschimpfung zu rächen, und daß er sein kostbares Leben nicht der ersten besten Kokette wegen aussetze, der es beliebt zu glauben, daß unschuldig vergossenes Blut für ihre Vertheidigung, ein Sühnopfer für ihre Fehler ist.“

„Mein Herr, fügen Sie Ihrer Feigheit nicht noch Unverschämtheit hinzu; lassen Sie Ihre Frau beschimpfen, aber brandmarken Sie sie nicht selber, — das werde ich nicht dulden.“

Wie ein vom Jäger verwundeter Panther, richtete Madame Bergeval sich in ihrer ganzen Höhe auf; ihre glühenden Augen schleuderten Blitze. Es war nicht mehr kalte Verachtung, die sich in ihren Zügen aussprach, sondern der heftigste Zorn. Sie schien ihrem Feinde nicht sagen zu wollen: „Habe Mitleid mit mir,“ sondern: „Zittre!“ —

Der Maler ließ sich nicht einschüchtern; der Zorn erschreckte ihn nicht. Es handelte sich nicht um ihn, sondern um seinen Sohn, und überdies hatte ihm das Epitheton der Feigheit sein Herz verwundet. Die Eingebung der wüthendsten Verzweiflung ließ ihn sich seiner Frau nähern, und er sagte:

„Nehmen Sie sich in Acht, Madame, die Geduld erschöpft sich, und ein zu lang unterdrückter Zorn kann zum Wahnsinn treiben.“

„Was geht das mich an?“

„Was Sie das angeht? — Sie können das von der Verachtung der Welt sagen, von der meinigen, von Ihrem Gewissen, selbst von dem, der Sie richten wird, aber von dem Wahnsinn, den ich in mir toben fühle — das ist unmöglich. Wissen Sie, daß meine Vernunft, die schon so viel Schmerz und Schande ertragen mußte, meine Vernunft, die sie für Schwäche halten, wissen Sie, daß, wenn sie mich verläßt, wenn Sie mich zum Aeußersten treiben —“

„Nun, was dann?“

„Ich könnte Sie tödten!“

„Sie?“ fragte sie verächtlich spottend, indem sie einen Schritt zurücktrat.

„Ja, ich, ich, der ich mit Ihnen rede, und der Ihnen befiehlt, mich zu verlassen!“

„Das würde beweisen, daß Sie einer Frau gegenüber tapfrer sind, als einem Manne.“

„Nein, das nicht, aber daß ich im Stande bin, eine Schändliche zu bestrafen, bevor ich Denjenigen züchtige, der den Muth hat, sie zu entschleiern.“ —

„Sie klagen mich —“

„Ja, ich klage Sie an, ich habe das Recht dazu — was werden Sie hierauf erwiedern?“

„Nichts.“

Da Madame Bergeval sah, welch' einen

Grad von Heftigkeit die Erbitterung ihres Mannes erlangt hatte, beſchloß ſie, das Feld zu räumen, in der Meinung, daß, nachdem dieſe Aufwallung vorüber, ſie alle ihre Vortheile wieder erlangen würde, die ſie dann nach Belieben bei ihrem ſchon halb entkräfteten Manne anwenden wollte. — Dann aber wollte ſie ſich doch nicht überwunden zurückziehen und ſagte daher umkehrend:

„Ich glaube jetzt zu wiſſen, mein Herr, wo, wenn Sie allein ſind, Sie Ihre Vernunft laſſen, und dieſen ſchönen Muth ſchöpfen. — Wenn Sie kältern Blutes ſein werden, wollen wir dieſe Unterhaltung wieder aufnehmen, welche ich ſchon zu lange ausgedehnt habe; ich hätte Ihren Zuſtand mehr beachten ſollen.“ —

Sie affektirte eine verächtliche Bewegung und drückte die Hand an's Schloß.

Bergeval hatte mit Verwunderung den Blick ſeiner Frau verfolgt, der ſich auf ein leeres Glas geheftet hatte, worin ihm die Dienerin ein Farbenapparat eingeweicht hatte. Er begriff ſogleich das Gehäſſige der Beſchuldigung, das auf keiner Ueberzeugung baſirte. Aber es lag zu viel Ungereimtheit darin, für Jemand, der ihn zehn Jahre kannte, als daß dieſe Anklage nicht eine entgegengeſetzte Wirkung, wie die beabſichtigte, hervorgebracht haben ſollte.

Der Maler konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, und nachdem er ſeine gewöhnliche Ruhe wieder erlangt hatte, beabſichtigte er, ſeiner Frau eine gemäßigtere Antwort zu geben, als die Thür heftig aufgeriſſen wurde und Stephan hereinſtürzte.

IV. Die Entdeckung.

Auf den beſtürzten Geſichtern ſeines Vaters und ſeiner Stiefmutter las Stephan, daß etwas Außergewöhnliches vorgegangen ſein mußte.

Bergeval nahm die dargereichte Hand ſeines Sohnes, und drückte ſie freudig. Zugleich ſagte er ſeiner Frau ohne Bitterkeit und Verſtellung:

„Ich halte Sie nicht länger zurück, Suſanne, das, was ich Stephan zu ſagen habe, wird von keinem Intereſſe für Sie ſein.“

Sie entfernte ſich.

(Fortſetzung folgt.)

Alte Schuld.

„Freund, wir müſſen jetzt die alte Schuld der Zeit an die Juden abtragen, ihre ausgedehnteſten Forderungen einlöſen.“

„Ach, ſan Se doch an herrlicher Mann! Ausgedehnt, groß, koloſſal! Bitt' ich doch um die alte Bagatell von de 130 Dhaler.“

Das Grüneberger Jubiläum.

(Schluß.)

„Ich muß es einmal," sagte Rönnebeck eines Tages zu sich selber, „ganz ausführlich mit dem blonden Wilhelm von meinen Ideen sprechen." Dies geschah denn auch am Abend desselbigen Tages im rothen Ochsen, wo die Beiden an einem abgesonderten Tische beim edeln Grüneberger über den hochwichtigen Gegenstand verhandelten.

„Ja," sagte unter Anderm der Viertelskommissarius, „das ist nun so meine Idee, daß wir Etwas thun sollten. Aber wie?! Das ist eine andere Idee. Meiner Frau wegen darf's nicht viel kosten, aber etwas Ordentliches soll es doch sein."

Der blonde Wilhelm stimmte den ökonomischen Ansichten des Viertelskommissarius sofort bei und strengte nun seine Phantasie an, um die Aufgabe, die sich Rönnebeck gestellt hatte, zu lösen; immer aber scheute dieser noch vor dem hohen Kostenpunkte zurück, bis er sich endlich dahin aussprach, daß so ungefähr 1 Thlr. 8 Gr. daran zu wenden sein möchte, womit Wilhelm für weitere Vorschläge ein reeller Boden gegeben war. Allein bei allen Daumschrauben, die er seiner Phantasie anlegte, war es ihm lange unmöglich, Etwas für 1 Thlr. 8 Gr. zu finden, bis er endlich bei einem Festzug stehen blieb, welcher als Intermezzo auf dem vom Festkomité veranstalteten großen Balle stattfinden sollte. Diese Idee machte auch auf den Viertelskommissarius tiefen Eindruck und nach längerem Hin- und Herreden und Erläuterungen des blonden Wilhelm's wurde beschlossen, den Zug des Bachus durch Indien aufzuführen.

Um den Viertelskommissarius drehte sich Alles herum, als ihn nun der blonde Wilhelm mit einer Fluth mythologischer Namen und daran geknüpften Schilderungen überschwemmte; er hörte von nichts mehr als Faunen, Satyrn, Thyrsusstäben, Cymbeln, Bachantinnen, Mänaden, Evoe Bachus u. s. w. Die Kostümé, entschied Rönnebeck, sollte Louischen machen, welche sowie die Frau Viertelskommissarinsin natürlich auch an dem Zuge theilnehmen sollte. Für die übrigen Theilnehmer versprach Wilhelm zu sorgen, was aber die Hauptrolle, den Bachus anbelangte, so reservirte sich der Viertelskommissarius dieselbe, obwohl er sich seinem Aeußern nach zu einem Bachus schickte, wie der Bär zu einem Tanzmeister.

Caput VIII.

Die Frau Viertelskommissarinsin brummte zwar ein wenig, als sie von ihrem Manne den Plan mitgetheilt erhielt, allein da ihr in dem Aufzuge auch eine glanzvolle Rolle zugetheilt werden sollte, so ließ sie sich bald von ihrer Eitelkeit bestechen und hatte nichts mehr einzuwenden. Nur gegen das plastische Kostüm des Alterthums legte sie entschiedenen Protest ein und der Viertelskommissarius mußte sich wohl oder übel dazu bequemen, die Kostüms zu modernisiren oder vielmehr züchtig zu machen.

Ein Geheimniß blieb der beabsichtigte Bachuszug nicht lange, denn Frau Thusnelda und Louischen konnten ein für alle Mal nichts auf dem Herzen behalten, und weiter hatte auch der blonde Wilhelm seine Ursachen, dafür zu sorgen, daß es recht bald unter die Leute kam. Indem nun dergestalt die Grüneberger auf den Bachuszug aufmerksam gemacht wurden, sah sich natürlich der Viertelskommissarius, wo er sich blicken ließ, mit Fragen bestürmt, denen er zwar nichts als ein, mit pfiffigem Lächeln gesprochenes: „Werden schon sehen!" entgegensetzte, die ihm aber dafür desto mehr die Nothwendigkeit erkennen ließen, sich an den blonden Wilhelm, von dem der schöpferische Gedanke des Bachuszuges ausging, anzuschließen. Unterdessen verging die Zeit in allerlei Vorbereitungen.

Caput IX.

Der 27. Oktober war gekommen und mit ihm der solenne Jubiläumsball, die einzige Festivität, zu welcher es das Jubelkomité nach angestrengtem Nachdenken gebracht hatte. Der Viertelskommissarius triumphirte im Stillen über diese Ideenarmuth des Komités, die ihn mit seinem Aufzuge in desto größerm Glanze erscheinen ließ. Auch waren die Erwartungen der Grüneberger wirklich auf's Höchste gespannt, und während sie im Saale zum rothen Ochsen walzten, hopsten, galoppten und polkten, drehte sich die allgemeine Conversation um den Bachus-

zug, dessen Eintreffen auf die neunte Stunde festgesetzt war.

Endlich schlug es neun Uhr. Verworrene Stimmen und Musik ließen sich auf der Treppe vernehmen und bald flogen die weiten Flügelthüren des Saales auf, durch welche sich unter den Ach's und Oh's der staunenden Ballgäste der Bachuszug hereinbewegte. Voran zogen 6 Musikanten in türkischem Kostüm mit schwarzen Gesichtern, auf welche der Viertelskommissarius des Effekts wegen durchaus bestanden hatte; sie spielten einen melancholischen Triumphmarsch, in welchen zur größern Verherrlichung das Ballorchester einfiel. Hierauf erschien der Viertelskommissarius, die Krone der Frauen graziös an der Hand führend. Beim Anblicke Rönnebeck's brach Alles in den schmeichelhaften Ruf aus: Bachus wie er leibt und lebt. Vom Kopf bis zum Fuß schritt er in Weinreben und Epheu gehüllt einher, unter welcher er das antike Kostüm trug, das die auf Anstand haltende Frau Viertelskommissariusin ohne die gründelaubte Zuthat nicht geduldet hätte; ebenso waren die goldenen Bachushörner auf seinem Kopfe dicht mit Epheu umhüllt. In der rechten Hand hielt er eine Flasche Grüneberger, die er von Zeit zu Zeit mit vieler Grazie über seinem Haupte schwang, worauf der Saal jedes Mal von einem Beifallssturm erdröhnte. Die Frau Viertelskommissariusin schritt im Vollgefühle ihrer Würde à la Pompadour einher; auf ihrem Schleppkleide waren einige Borden von Weinlaub und Epheu befestigt, während die Schleppe einem mit Epheu bewachsenen Grasboden glich; ihre Kopffrisur hatte eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Weinberge. Den sie empfangenden Beifallszeichen antwortete Frau Thusnelda fortwährend durch huldvolles Neigen nach allen Seiten. Hinter dem viertelskommissariusischen Paare bewegte sich ein anderes Pärchen, der blonde Wilhelm als modernisirter Silen und Louischen als Grüneberger Bachantin im Tyrolerhütchen. Beide trugen die Schleppe der Frau Viertelskommissariusin, und ihnen an reihten sich Freunde Wilhelm's und Freundinnen Louischen's in buntestem Gemisch von Kostümen, wozu alle Zeitalter und alle Nationen das ihrige beigetragen hatten, um aus der Garderobe von Mameluken, Lappländern, Polen, Spaniern, Otaheitigern, Zillerthalern, Bergschotten, Altenburgern, Tschippewayern u. s. w. so gut wie möglich Faunen, Satyrn, Bachantinnen, Mänaden, darunter auch den, dem Bachus heiligen Ziegenbock zu Stande zu bringen, welche mit Wein- und Epheuranken, Thyrsusstäben und Handtrommeln und andern dem Gefolge des Bachus eigenen Attributen geschmückt waren. Dreißig Mal machte der Zug die Runde durch den Saal bei rauschender Musik und unter steigendem Jubel, und dann erst zog sich der Viertelskommissarius, gravitätisch wie er gekommen war, mit seinem ganzen Gefolge in ein Nebenzimmer zurück, um sich seiner Göttlichkeit zu begeben und wieder Mensch mit Menschen zu sein.

Caput X.

Es war dies der schönste Tag im Leben des Viertelskommissarius; kein Kompliment gab es, das ihm nicht im Saal gemacht worden wäre und auch die Frau Viertelskommissariusin hatte ihren reichlichen Antheil bekommen, dadurch waren aber Beide in jene verzückte Stimmung versetzt worden, wo man, einem populären Ausdruck nach, nichts abschlagen kann.

„Nu aber," sagte der Viertelskommissarius, indeß sich seine Frau anschickte, ihn von Wein- und Epheulaub zu befreien, „heute haben wir uns nicht schlecht heraugebissen; in ganz Deutschland wird man von uns sprechen."

„Der Name Rönnebeck wird in der nächsten Auflage des Conversations-Lexikons der Gegenwart gleich hinter Radowitz zu lesen sein," rief der blonde Wilhelm.

„Ja, lieber Wilhelm," versetzte schmunzelnd der Viertelskommissarius, „das Bewußtsein, etwas Großes gethan zu haben, ist immer noch seinen 1 Thlr. 8 Gr. werth. Auch Ihre Verdienste sind dabei nicht gering, und wenn Sie einen Wunsch auf dem Herzen haben, so rücken Sie 'raus damit."

Der blonde Wilhelm räusperte sich und blickte verstohlen nach Louischen hinüber, die ihm ermuthigend zuwinkte.

„Nu?" sagte der Viertelskommissarius.

„Sehen Sie, verehrtester Herr Viertelskommissarius und hochgeschätzte Frau Viertelskommissariusin," begann endlich der blonde Wilhelm, „es schiene mir sehr schön und sehr erhaben für das 700-jährige Jubiläum, wenn Sie als Schlußfeier die Verlobung Ihrer Fräulein Tochter mit mir proklamirten."

„Ach ja, Papa," schrie Louischen, „das wäre eigentlich das Jubiläum erst recht würdig begangen!"

„So? meine Tochter wollen Sie, Wilhelm?" fragte der Viertelskommissarius; „na, wenn's weiter nischt is! Ich hätte Dir sogar meine Frau gegeben, wenn Du sie verlangt hättest. Die Idee ist gar nicht so übel: das 700-jährige Jubiläum gleichzeitig zu einem schönen Familien-

seite zu machen. Feierlich muß es aber sein. Also noch einmal in den Saal zurück. Thusnelda, steck' mir hinten den Epheu wieder fest, indeß ich mich auf eine Rede besinne."

Der Zug setzte sich schnell noch einmal in Bewegung, die Mohren voran, dann Rönnebeck mit seiner Frau, der blonde Wilhelm mit Louischen, und weiter die Uebrigen. Neues Halloh empfing den Viertelskommissarius, bis er, unter dem Orchester angelangt, Halt machte, um Stille bat und, den blonden Wilhelm und Louischen bei der Hand nehmend, die Worte sprach: „Zur größern Feier des 700-jährigen Jubiläums der Einführung des Weinbaues in Grüneberg, proklamire ich hiermit für mich und im Namen meiner theuern Ehehälfte Thusnelda, welche unter den Frauen das ist, was der Grüneberger unter den Weinen, die solenne Verlobung unserer einzigen ehelichen Tochter Louise mit Herrn Wilhelm Zitzewitz."

„Tusch!" schrie der Viertelskommissarius hinterher zum Orchester hinauf, und dreimal erklangen die Trompeten und Pauken von den Hochs der Gesellschaft untermischt. Rönnebeck blickte stolz um sich über diese sinnige Verschmelzung eines Familienereignisses mit dem Jubiläum, Glückwünschende drängten sich von allen Seiten heran, der blonde Wilhelm aber flüsterte Louischen zu: „So war der Grüneberger doch wenigstens einmal zu etwas gut!"

Graf Luchesini.

(Hierzu ein Stahlstich.)

In stiller Maiabend senkte sich auf die Gefilde Kalabriens herab. Die Sonne goß wie ein purpurnes Flammenmeer ihre Abendstrahlen über die Landschaft aus. Schon säuselte ein kühler Wind durch die Haine, welche das reizende Oertchen Lorciari umgaben, und statt der trägen Ruhe, welche es bis dahin umfangen hatte, begann es lebendig zu werden in den wenigen Straßen desselben. Die Gruppen der Spaziergänger wandelten theils die mit Säulengängen versehene Hauptstraße, theils die schattigen Olivengänge der Umgebung entlang, plaudernd, lachend, singend.

Am Ende der Straße bei der Kathedrale saß vor einem zierlich ausgebreiteten Fruchtverkauf ein altes Mütterchen, das behend den vielen Zuspruch, den sie erhielt, bediente und auch für jeden einzelnen Käufer noch ein Wörtchen übrig behielt. Eben war der Platz vor ihr leer geworden, sie ließ sich wieder nieder, die Melodie eines Kirchenliedes summend und den perlmutternen Rosenkranz gedankenlos durch die Finger ziehend. Da nahte sich eine hohe männliche Gestalt und sagte mit sonorer Stimme:

„Die heilige Jungfrau behüt' Euch, Mutter Barbara."

„Schönen Dank, Excellenza, womit kann ich aufwarten?"

Nachlässig wählte der Gefragte einige Feigen, warf der Alten ein Goldstück in den Schoos und schritt dann rasch aus dem Thore, dessen Wächter leicht mit der Hellebarde salutirte, in ein Lorbeerwäldchen.

„Die Alte," sagte er zu sich, „machte rechte Augen über meine Goldstücke, sie hält sie für einen Schatz; wüßte sie freilich, welchen andern Schatz ich von ihr nehme — nun, so wüßte sie es."

Der Schluß wurde mit unverkennbarem Hochmuth und Stolz gesprochen, doch verlangen die Worte im Gesträuch und wurden daher nicht von einem jungen Mädchen, in weiße Gewänder gehüllt, gehört, das erwartend am Stamme eines Baumes lehnte und als sie des Nahenden ansichtig wurde, einen Schritt vortrat. Der Mann nahte ohne alle Umstände dem Mädchen, umarmte sie, drückte sie sanft auf seinen Schoos nieder und sagte mit einer Weichheit, die grell gegen den Ton seines Monologs abstach:

„Guten Abend, Giulitta! Wie geht Dir's? Nun, keine Antwort? Fehlt Dir etwas?"

Da das Mädchen noch immer stumm blieb, ward er besorgter, er sagte also schmeichelnd:

„So rede doch, Süße."

Graf Lucchesini

„Nein, Excellenza, mir fehlt nichts — aber wann werden Sie denn um mich anhalten, ich sehne mich recht nach der Hochzeit."

Bei dieser sonderbaren Antwort wurde Excellenza sehr bleich, drückte seinen Finger auf die rosigen Lippen des Mädchens und erwiderte:

„So — Giulitta, das war's, was Du mir lange verhehlt hast. Du fühlst Dich Mutter, und doch kann ich im gegenwärtigen Augenblicke schwer mein Versprechen halten — doch alles Weitere morgen Abend."

Er stand auf, küßte das weinende Mädchen noch einmal, und verlor sich, „gute Nacht" rufend, zwischen den Büschen, Giulitta mit ihrem Harme allein lassend.

„Ich weiß es wohl, nun wird er mich nicht heirathen, und mich — mich wird die Mutter schlagen, und ich werde beschimpft sein vor allen Leuten."

„Was weinst Du, Giulitta?" fragte eine tiefe Baßstimme, die einem Manne angehörte, der unbemerkt denselben Weg, auf den wir vorhin Giulitten's Geliebten sahen, gekommen war. Erschrocken blickte die Wehklagende in die Höhe; der Neuangekommene war eine sehr herkulische Gestalt, mit wilden Zügen, denen auch seine ärmliche, hier und da zerlumpte Kleidung entsprach.

„Ihr seid's, Cecco? Was wollt Ihr hier?"

„Was ich hier wollte?" lachte der Gefragte. „Ei! mir fiel's schon lange auf, was Graf Luchesini Excellenz hier zu suchen haben möchte, und warum Giulitta alle Abende in den Lorbeerwald ging. Wollt' schon lange einmal nachsehen, kam eben just zur rechten Zeit, — um das Beste zu hören."

„Wie," stammelte Giulitta — „Du hättest gehört —!"

„Daß Dir der Schurke die Ehre genommen und sie auch nicht wiedergeben will, das habe ich wohl gehört; nun, wir werden ja sehen. Die Herrleins sind um zehn Jahr zurück, sie wollen vom jungen Italien, wo man adlige Spitzbübereien nicht dulden wird, auch gar nichts wissen; sie werden's aber schon sehen. Komm, Giulitta, die Mailuft ist in der Nacht noch kalt; er soll Dich heirathen, der gräfliche Schurke, so wahr ich Cecco heiße." —

Während dies zwischen dem rauhen Cecco und Giulitten vorging, eilte Graf Luchesini ärgerlich durch die im Dunstmeer getauchten Gärten, welche Lorciari umgeben, dem Schlosse des Orts, das sein Eigenthum war, zu.

„Verwünscht," redete er, „daß mir so etwas in dieser Zeit passiren muß. Hier kann ich mit ein Hundert Dukati nicht durchkommen, wie gewöhnlich; die Zeit ist zu aufgeregt, zu bös dazu. Wenn man sich doch mit der Kanaille einläßt!"

Wild zerrtat er eine Rose, die ihm von der Brust herabfiel und eilte in sein baufälliges Schloß, wo eben Gäste angekommen waren. Auf dem Hofe standen die Wagen derselben, Graf Luchesini warf einen flüchtigen Blick auf das Wappen, und eilte, grimmig die Zähne aufeinander beißend, in den Schloßsaal, wo die Angekommenen seiner harrten.

Mit der größten Freundlichkeit bewillkommnete er seine Gäste, jede Spur des eben geäußerten Unmuths war aus seinem Gesicht verwischt; entzückt reichte er einer schönen jungen Dame die Hand und lispelte:

„Eugenia, sind Sie denn endlich angekommen. Wie oft hat der arme Luchesini seiner angebeteten Braut umsonst harren müssen!"

„Gehen Sie, Schmeichler!" gab die Dame zurück und versetzte dem Grafen einen leichten Schlag mit dem Fächer, „Sie werden sich wohl für mich entschädigt haben."

Ohne zu ahnen, wie gut dieser anmuthige Scherz den Grafen traf, kehrte Signora Eugenia, die Nacht ihrer Locken graziös schüttelnd, auf den Sopha zurück; Graf Luchesini befahl den Dienern, Erfrischungen aufzutragen, und bat um einige Augenblicke Entschuldigung, da er durch wichtige Geschäfte in sein Schreibkabinet gerufen werde.

Hier angekommen, warf er flüchtig einige Zeilen auf ein Blatt, in das er eine Summe Geldes packte und versiegelte. Dann befahl er seinem Kammerdiener, dies Billet augenblicklich in die Wohnung der alten Obsthändlerin Barbara zu tragen. Der Kammerdiener, mit den Verhältnissen seines gräflichen Gebieters nur allzuwohl vertraut, versprach die pünktlichste Besorgung und erleichtert kehrte der Graf zu den Gästen, mit denen seine Braut, die Tochter des stolzen Duca von Ariomozzi, gekommen war, zurück.

Die Mutter Barbara war eben durch den rauhen Cecco von dem so weit gediehenen Verhältnisse ihrer Tochter zu Graf Luchesini unterrichtet worden; sie schäumte vor Wuth und Zorn und nur Cecco's Zureden und Einwänden hatte es Giulitta zu danken, daß sie vor thätlichen Mißhandlungen geschützt blieb. Jetzt steckte der Kammerdiener Luchesini's den Kopf zu der niedern Thür

der Hütte herein, fragte ohne alle Umstände nach Giulitta, überreichte ihr höhnisch lächelnd den Brief des Grafen und wollte schon den Rückzug antreten, als ihm Cecco in den Weg trat.

„Wohin, mein Bürschchen?“ fragte der Cyclop und erhob seine schwielige Faust gegen den Diener, der vor Schrecken starr am Boden wurzelte.

„Brich erst den Brief auf, Giulitta und sieh, was darinnen steht, dann kann der Signor hier gehen,“ fuhr Cecco höhnisch fort.

Giulitta hatte den Brief ihrer Mutter übergeben, die ihn öffnete, bedächtig die Banknoten herausnahm und nun zu lesen begann. Es ergab sich, daß der Graf natürlich von einer Heirath mit Giulitta nichts wissen wollte, die Summe auf Abschlag schickte und nach der Geburt eines Kindes alle Jahre eine gleiche zu zahlen versprach, die strengste Verschwiegenheit vorausgesetzt.

Forschend blickte Mutter Barbara den wilden Cecco an, Giulitta schluchzte heftig, und Cecco donnerte, gegen den Kammerdiener gewendet:

„Sag' Deinem Schurken von Herrn, er würde morgen Antwort auf seinen Brief erhalten.“

Mit kräftiger Hand packte er während des Sprechens den Diener bei dem Kragen seiner Livree, und schleuderte ihn zur Thür hinaus, dann sagte er der versteinert dastehenden Barbara ruhig:

„In zwei Tagen ist Giulitta des Grafen Braut, bei der heiligen Jungfrau von Loretto!“

Cecco schlug den Weg nach seinem Hause, einem düstern, rußigen Gebäude ein. Hier öffnete er die Thüren eines kleinen Saals und stand in der Mitte einer kleinen Gesellschaft von etwa zwanzig Personen, deren äußeres Benehmen keinen Zweifel ließ, daß man es mit einer jener geheimen Gesellschaften zu thun habe, welche sich seit 1820 in Italien gebildet haben und noch bilden.

„Freunde,“ redete Cecco die schweigende Versammlung an, „morgen gibt's Arbeit. Graf Luchesini hat ein armes Mädchen, die Tochter der alten Barbara verführt und ihr die Ehe versprochen. Nun will Giulitta Mutter werden und der Graf will sich mit Geld abfinden. Es gilt, ihn zur Vernunft zu bringen.“

„Wir müssen jetzt alle und jede Kundgebung vermeiden, in Neapel hat der König eben den Sieg davon getragen, so würde es auch hier Graf Luchesini.“

„Nein, er würde es nicht,“ donnerte Cecco, „er würde es darum nicht, weil ich's nicht will und wir wollen doch sehen, ob Giulitta nicht übermorgen die Gemahlin des Grafen ist. Kaplan Brigorti gehört zu den Unsern, er traut den Grafen.“

Nicht ohne auf einigen Widerstand zu stoßen, beschloß die Mehrzahl der Gesellschaft auf Cecco's Antrag, morgen Früh bewaffnet vor das Schloß zu rücken und den Grafen gefangen zu nehmen.

Nicht ohne Verwunderung bemerkte daher Fräulein Eugenia, des Grafen Verlobte, als sie ihren Morgenspaziergang machte, viele Menschen vor der Hütte Barbara's, aus der bald eine erbitterte, bald eine klagende Frauenstimme ertönte. Bewaffnete standen an der Thüre Cecco's. Zu stolz indessen, sich um das, was der „Pöbel“ trieb, zu kümmern, zog sich Fräulein Eugenia auf das Schloß zurück, erzählte lachend das eben Gesehene und betrat dann ihre Zimmer.

Erbleichend hatte Graf Luchesini den Bericht seines Kammerdieners über die Mission, welche er demselben anvertraut, gehört; er begab sich auf den Hof des Schlosses, versammelte einen Theil der Dienerschaft um sich, sagte ihnen, daß eine Emeute drohe und fragte, ob er sich in diesem Falle ihres Beistandes für gewiß halten dürfe. Da er dabei die Dukaten nicht schonte, brachen die Lakaien in ein lautes „Evviva“ aus und es dauerte nicht lange, so sah man sie mit allen erdenklichen Waffen aus dem reichen Rüstschranke des Grafen im Hofe herumparadiren.

Cecco und seine Genossen hatten sich richtig eingefunden, bewaffnet wie es eben gehen wollte. Sie holten die weinende Giulitta ab, die heftig gegen ihr Vorhaben protestirte, hörten in der Kathedrale eine Messe und zogen dann vor das Schloß. Cecco, Giulitta und zwei der Bewaffneten verlangten Einlaß, der Graf befürchtete, daß dann Fräulein Eugenia mehr als ihm lieb sei, von der Sache erfahren dürfte, er verweigerte daher denselben und begab sich in eigner Person auf den Schloßhof, um das Begehren der Empörer, der frechen Rebellen, anzuhören. Dies bestand denn ganz einfach darin, daß der Graf augenblicklich Giulitta ehelichen solle, widrigenfalls —

„Genug, genug, ihr Narren, geht zurück, oder bei Gott und der heiligen Jungfrau!“

„Ha!“ rief Cecco entrüstet, „der Hallunke wagt es auch noch, zu schwören!“

Er schoß sein Pistol gegen den Grafen ab,

dieser sprang augenblicklich zurück und ließ aus dem Thore des Schlosses eine Salve geben, als deren erstes und einziges Opfer — die unglückliche Giulitta niedersank.

Dieser Anblick schreckte die Diener des Grafen zurück und verdoppelte die Wuth der Empörer, welche einen geordneten Sturm begannen. In Kurzem war Graf Luchesini's Schloß genommen, er selbst aber wurde lange vergeblich gesucht, bis ihn einer der Genossen Cecco's auf dem kleinen Thürmchen des Schlosses fand, in das sich auch Fräulein Eugenia geflüchtet hatte. Mit Stolz trat diese dem Wüthenden gegenüber, der brüllte:

„Wo ist der Graf?"

„Drinnen, Mann, was wollt Ihr von ihm? Seid Ihr ein Bandit?"

„Rache, Rache wollen wir für die arme Giulitta und ihr Kind, das er gemordet hat!" tobte der Haufen, welcher nachkam.

Graf Luchesini, als er dies in dem Zimmer des Thürmchens vernahm, merkte wohl, daß bei diesen Wüthenden auf Schonung nicht zu rechnen sei, er ergriff daher schleunigst den letzten Ausweg, der ihm blieb, auf das platte Dach des Schlosses zu springen, von dort aus durch eine geheime Treppe und einen unterirdischen Gang in die Kathedrale zu gelangen. Unglücklicherweise drangen, als er eben seine Flucht bewerkstelligte, Cecco und seine Gefährten in den Thurm — ein Blick reichte hin, sie alles bemerken zu lassen und wüthend folgten dem Grafen die Verfolger auf den Füßen. Wer vermag die Angst zu beschreiben, die ihn packte, als er in dem finstern Gange das wilde Geschrei seiner Verfolger vernahm und als er in der Kirche angelangt, keinen Menschen bemerkte. Ein einziger Priester indessen, der hinter dem Altar stand, sah die Ankunft des Grafen durch den Gang, der nur in den äußersten Nothfällen benutzt worden, sprang daher schnell hinzu und trug, als er das wüste, den Gang einherdröhnende Gelärm hörte, den ohnmächtig Gewordenen hinter das Gitter eines Beichtgemaches.

Keine Minute und der Verfolgerhaufen befand sich in den heiligen Räumen; einige wurden von der Angst einer Verletzung des Ehrwürdigen befallen, die übrigen ließen sich durch die imposante Stille und Ruhe nicht abschrecken, mit Ungestüm nach dem Grafen zu suchen. Cecco mit seinem Späherblick entdeckte bald den Priester, zu dessen Füßen der Graf lag; er stürzte hinzu und schlug das Gitter ein, mit geschwungenen Waffen folgten die Andern, wagten aber nicht, die Schwelle des Raums, in welchem der Priester stand, zu überschreiten. Cecco selbst war wie gelähmt. (Siehe die Abbildung.)

„Ha, ihr Mörder, ihr Schänder des Heiligthums, was sucht ihr hier?"

„Ehrwürdiger Vater, der Mann da hat gemordet, die arme Giulitta mit ihrem und seinem Kinde gemordet — er muß sterben," erwiderte Cecco, seine Waffe schwingend.

Der Priester trat ihm ernst entgegen: „Cecco, durch frevelhaften Mord besudelt diese Hallen nicht, und nur wenn ihr mich mit tödtet, dürft ihr den Grafen erschlagen."

Erschrocken wandte sich Cecco um, seine Genossen waren bei den strafenden Worten des Priesters entflohen, er selbst schlich weinend davon, um von der alten Barbara mit Vorwürfen und Drohungen empfangen zu werden.

Graf Luchesini fand sich beim Erwachen in einem Zimmer seines Schlosses, an der Seite seines Ruhebettes saß Fräulein Eugenia:

„Böser! daß Sie mir nicht wieder galante Abenteuer bestehen, die für Sie lebensgefährlich werden!"

Cecco ging als Freiwilliger nach Nordtalien und ist seit der Schlacht bei Custozza verschollen; die alte Barbara hat neben der Leiche ihrer Tochter Giulitta ein willkommenes Ruheplätzchen gefunden.

A. Stern.

Avis, die Jahresprämie betreffend. Es gibt Leute, denen nichts auf der Welt recht ist, die Alles ärgert, und die Alles mit Mißtrauen, der großen Krankheit unserer Tage, betrachten. Diese Leute ärgert natürlich auch die Beschädigung an unser Platte des „Amor", obwohl Niemand gegründetere Ursache zum Aerger hat, als wir selbst, die Verleger. Obgleich wir nun erklärt haben, daß der bereits gedruckte Vorrath so weit reichen dürfte, daß Alle, welche glauben, statt des „Amor" ein schlechteres Bild zu erhalten, noch mit dem genannten Liebesgott versehen werden können, erhalten wir dennoch von verschiedenen Seiten mißtrauische Zuschriften aller Art, welche beweisen, wie wenig unsre Anzeige verstanden worden ist. Indem wir solche direkte Zuschriften höflichst ablehnen müssen, machen wir zugleich bekannt, daß Jeder, der den „Amor" ausdrücklich zu haben wünscht, sich dieserhalb an die Handlung, von welcher er den „Telegraph" bezieht, oder an den Boten, welcher ihm denselben in's Haus bringt, zu wenden hat.

Ueberraſchende Auskunft.

Frau: Aber das geſtrige Brod iſt ſo ſchwarz und ſchlecht geweſen, daß man es kaum hat eſſen können.

Junge: Ja, da hat der G'ſelle den Teig angemacht.

Frau: Na! und das da iſt ja noch ſchlechter! das haſt Du gewiß gemacht?

Junge: Nee, das hat der Meeſter ſelber gemacht.

Beruhigung.

„Sie ſind unwohl? Ich bedaure unendlich — fehlt's Ihnen im Kopf?"

„„Ja, denken Sie nur — von der Treppe bin ich herabgefallen und gerade auf den Kopf. Es hat förmlich gekracht!""

„Nun, weil's nur keinen edlen Theil getroffen hat, das iſt das Beſte!"

Dresden: Verlag von H. H. Grimm & Comp. — Druck von C. H. R. Roempler.
Verantwortlicher Herausgeber: Hermann Grimm.

Mit Illustrationen von Dresdner Künstlern.

Telegraphische Depesche für die Theilnehmer.

Band II. Vom Telegraphen erscheint monatlich eine Lieferung von 2 Bogen mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten. — Preis jeder Liefr. 3 Ngr. (12 kr. C.-M.) — Zwölf Lieferungen bilden einen Band, für welchen man sich durch Annahme der 1. Lieferung verpflichtet. — Als Prämie wird am Schlusse des Bandes ein prachtvoll ausgeführtes Kunstblatt gratis beigegeben, dessen Preis im Kunsthandel 2 Thlr. 20 Ngr. Liefr. II.

Der Liebe Preis.

Bei einem alten Gecken
Ein schmuckes Mägdlein sitzt;
Dem Alten aus den Augen
Ein heimlich Feuer blitzt.
Er schmückt den Hals des Mädchens
Mit einer Perlenschnur,
Mit Perlen, ächt und kostbar —
Das Mägdlein lächelt nur.

Dann an den kleinen Finger
Der kleinen, feinen Hand
Schiebt er ein Reifstein, golden
Mit prächt'gem Diamant;
Hängt mit geschäft'gen Händen
Die schönste Damenuhr
An ihren knapyen Gürtel —
Das Mägdlein lächelt nur.

Und nun den weißen Nacken
Umschlingt er mit dem Arm. —
Sein Arm, so steif und frostig,
Ihr Nacken weich und warm. —
Zuletzt verliebt und fragend
Er ihr in's Auge schaut,
In's Aug', das lebensfrohe —
Da — lacht das Mägdlein laut.

Nehmt nur die schönen Sachen,
Mein werther Herr, zurück
Und schenkt sie einem Armen,
Vielleicht bringt's besser Glück.
Der hohe Preis für Liebe
Heißt Liebe, werther Herr. —
Ich liebe, spricht das Mägdlein
Und lächelt wie vorher.

Aug. Dorff.

Mutter und Sohn.

(Fortsetzung.)

Stephan sah ihr erstaunt nach. Er errieth, daß diese scheinbare Heiterkeit einen vulkanischen Ausbruch verbarg. Das, was Stephan in diesem Gedanken befestigte, war das, was Madame Bergeval vorhergesehen hatte. Bergeval fiel erschöpft in seinen Lehnstuhl zurück, — eine Todtenblässe verbreitete sich auf seinem, für einen Augenblick gerötheten Antlitze, während seine Augen, von einem schwarzen Halbkreis umgeben, in einem ungewöhnlichen Feuer glänzten. Sein Herz schlug als wollte die Brust zerspringen. Dieser Krisis folgte unmittelbar eine völlige Mattigkeit. Stephan wagte es nicht, seinen Vater anzureden, nach einigen Minuten sagte Bergeval mit schwacher Stimme:

„Was habe ich vernommen, — man hat es gewagt, Deine Mutter zu beschimpfen?"

„Ja, ein Elender," erwiderte der junge Mann, in dem bei diesen Worten wieder aller Unwille erwachte.

„Und Du willst Dich schlagen?"

„Sie wissen —"

„Ich errathe es."

„Sie gestatten es mir, nicht wahr?"

„Nein."

„Nein?" wiederholte Stephan bestürzt.

„Weißt Du auch, daß die Rache über den meiner Frau zugefügten Schimpf mir zukommt, und daß Du es Dir erlaubt hast, meinen Platz einzunehmen?"

Hieraus konnte der junge Mann die soeben vorgefallene Scene leicht verstehen.

„Sieh, mein Kind," fuhr der Maler fort — „das Alles geht Dich nichts an."

„Wie?" fragte der junge Mann ungestüm.

„Ich habe, Gott sei Dank, noch Kraft genug, eine Pistole zu halten und einen Säbel zu führen, ich werde es beweisen, daß —"

„Sie?" fragte der junge Mann, indem er traurig die physische Zerstörung seines Vaters betrachtete. Er zweifelte nicht an seinem Muthe, aber wohl an seiner Kraft.

„Und wenn ich mich auch dorthin tragen lassen sollte," sagte Bergeval zu sich selbst, laut fügte er hinzu:

„Wenn ich todt wäre, würde die Vertheidigung Deiner Mutter Dir zufallen, Du würst dann ihre Stütze; aber da ich noch lebe, darfst Du mir nicht in den Weg treten, ohne mich eine lächerliche Rolle spielen zu lassen, ohne selbst sie zu kompromittiren, und wenn Du noch wirklich ihr Sohn wärst — Du siehst also ein, daß es allein meine Sache ist."

„Es ist schon zu spät, ich habe den Mann geohrfeigt, das ist eine Sache, die mich persönlich betrifft, Ihr Duell würde das meinige nicht verhindern."

Bergeval dachte einen Augenblick nach, bevor er antwortete.

„Es ist wahr, Du überzeugst mich beinahe — später, wenn ich wieder hergestellt sein werde, will ich diesen Mann aufsuchen — Du hast Recht. Um welche Uhr ist das Duell bestimmt?"

„Um fünf Uhr morgen früh, am Meeresufer."

„So," sagte Bergeval träumerisch.

„Warum wünschen Sie das zu wissen?" fragte Stephan, der schon zu viel gesagt zu haben fürchtete.

„Um Dir meinen Arzt zu senden."

Diese im natürlichsten Tone gegebene Antwort erregte keinen Argwohn bei Stephan. Um neun Uhr Abends ließ der sorgsame Sohn seinen Vater in sehr schwachem Zustande zurück.

Er ging auf sein Zimmer. Bis zehn Uhr schrieb er Briefe an seine Freunde, um Abschied von ihnen zu nehmen. — Diese Briefe sollten nur für den Fall abgeschickt werden, daß er morgen in seinem unglücklichen Rencontre unterliegen würde. Dann begann er ein langes Schreiben an seine Stiefmutter. Obgleich von einer durchaus edlen, großmüthigen Gesinnung diktirt, so trug es doch das Gepräge einer diesem Alter natürlichen Uebertreibung.

Es begann folgendermaßen:

„Madame, man hat Sie auf eine höchst unwürdige Weise beschimpft, die mich eben so viele Seufzer gekostet, wie sie mein Herz empört. Sie sind gerächt, wenn Sie dieses Schreiben erhalten, ich werde alsdann nicht mehr sein. Ich konnte nicht aus der Welt scheiden, ohne mit meinem Abschiede eine innige Bitte an Sie zu richten. Werden Sie sie erfüllen? — Ich

verließ soeben meinen Vater, mein Herz blutete bei seinem beklagenswerthen Zustande. — Seine Leiden sind unheilbar, ein tiefer Seelenschmerz untergräbt seine Gesundheit. Armer Vater! Wie viele Mühe er sich auch gab, sein Unglück zu verheimlichen, ich habe es durchschaut. Er hat für Sie eine gränzenlose Liebe, und Sie erwidern sie nicht! — Ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist, Mutter, geben Sie ihm die verlorne Ruhe wieder; wenn Sie ihn auch nicht lieben können, haben Sie wenigstens Mitleid mit ihm. Ich beschwöre Sie um den Preis des Blutes, das ich mit Freuden für Sie zu vergießen bereit bin. — Seien Sie gut gegen den armen Kranken, er würde so glücklich darüber sein! Und überdies, wenn Sie ihn verlassen, und ich sterbe, was bleibt ihm dann? — Ist es möglich, ein Dasein zu tragen, für das alle Neigungen erstorben sind," ꝛc.

In diesem Sinne schrieb er 4 Seiten, benetzt mit Thränen, die ihm das Leid seines Vaters erpreßten. Die Seele des jungen Mannes ergoß sich in den erhabensten Gesinnungen. Zuweilen beschlich ihn eine geheime Furcht, der Brief könnte vielleicht nicht den beabsichtigten Eindruck hervorrufen. Er zerknitterte ihn und sagte:

„Nein, nein, ich werde mit ihr reden, und sie muß es mir versprechen, ihm das zu sein, was sie ihm bisher nicht war, eine vertraute Freundin, vielleicht eine zärtliche Gattin."

Er wußte, daß seine Mutter Nachts oft arbeitete. Er ging zu ihrer Kammerfrau hinab, schickte sie zu ihrer Gebieterin, und ließ ihr sagen, daß er sie auf der Stelle sprechen müsse. Nachdem er ziemlich lange gewartet hatte, kam die Dienerin mit dem Bescheide zurück, daß Madame eingewilligt habe, ihn zu empfangen. Stephan stieß hastig die Thür des Salons auf, den er passiren mußte, um in das Zimmer seiner Mutter zu gelangen; er tappte in der Dunkelheit weiter, und schob den schweren seidnen Vorhang bei Seite, der den Eingang versperrte.

Nicht ein strafbarer Gedanke kam in ihm auf, er dachte nur an sein Vorhaben. Sein Herz klopfte beim Eintreten in dies Heiligthum, das von einer einzigen Lampe, deren matte Gläser einen schwachen Schimmer gaben, erleuchtet war. Seine Augen suchten Madame Bergeval.

Sie lag nachlässig auf einer Ottomane ausgestreckt, ihr weißes Gesicht stach vortheilhaft gegen die dunklen Draperiungen ab. Ihr schöner stolzer Kopf war auf ihren, von unvergleichbarer Vollkommenheit geformten Arm gestützt.

„Verzeihen Sie, Madame," stotterte Stephan, indem er seine Stimme zu sammeln suchte, — „daß ich Sie zu dieser Stunde belästige."

„Du belästigst mich nicht, Stephan, ich erwartete Dich," unterbrach sie ihn sanft.

„Sie erwarteten mich?" fragte der junge Mann, erschreckt über diese Worte einige Schritte zurücktretend.

„Ja, weil ich Dich sprechen muß, glaubst Du, ich könnte ruhig sein, ich lebte sorglos — ich will wissen, was zwischen Dir und jenem Manne vorgefallen ist. — Du hast ihn vielleicht gar gefordert?"

„Ja, Madame —"

„Unbesonnener, Unbesonnener!" rief Madame Bergeval, sich aufrichtend, und ihre Hände mit einer Miene des schmerzlichsten Mitleids faltend, während ihre halbgeöffneten Augen sich gen Himmel richteten, „Du willst also untergehen — o meine Ahnung, das ist grausam, wenn ich gewußt hätte —"

Dieses scheinbare Interesse von Seiten seiner Stiefmutter ließ in Stephan's Kopf eine seinem Alter angemessene Idee auftauchen: „Sie liebt mich," dachte er, aber indem er sich schnell erinnerte, welch' ein Beweggrund ihn hierherführte, versprach er sich, nicht schwach zu werden, und das Bild seines unglücklichen, sterbenden Vaters, den er vielleicht niemals wiedersehen sollte, spiegelte sich seinem Geiste vor und befestigte seinen Entschluß. Er antwortete mit Ruhe:

„Madame, in dem Augenblick, wo ich mich für Sie schlage, habe ich eine sehr ernste, inbrünstige Bitte an Sie."

„Sehe Dich und sprich, Stephan, Alles, was Du von mir in dieser finstern Stunde verlangen wirst, es sei Dir im Voraus gewährt." —

Der junge Mann nahm einen Stuhl und begann:

„Ich habe eine theure, heilige Pflicht übernommen, deren Erfüllung ich möglicherweise mit meinem Leben bezahle. Ich betrachte mich wie einen Sterbenden, und will nicht mit einer Lüge beladen aus einem Leben scheiden, welches mir die Wonne des Paradieses zeigte, um mich die Größe meiner Verdammniß desto bittrer empfinden zu lassen. — (Hier wurde seine Stimme leise und zitternd.) — Ich habe Sie geliebt, ich liebe Sie, und Sie sind meine Mutter —"

„Und ist denn diese Liebe sträflich?" fragte sie mit verführerischem Lächeln, „ist sie nicht ein natürliches Gefühl, dessen Ursprung wir nicht ahnen können, und wäre das entgegengesetzte Verhältniß nicht bei Weitem sträflicher?"

„Wohl wahr, doch war meine Liebe nicht der Art, daß sie durch unser Verhältniß hätte

gerechtfertigt werden können. Ich konnte in meiner Blindheit auf Augenblicke vergessen, daß ich der Sohn Ihres Gatten, daß Sie die Gattin meines Vaters, meines armen verlassenen Vaters sind. Ich ersehnte mir in meinem unglücklichen Wahne ein Gefühl von Ihnen, welches Sie ihm versagten. Es war mein heißester Wunsch, daß Sie meinem Vater das sein möchten, was Sie ihm sein können, aber in diesen Wunsch mischte sich mein eigenes Bild mit trügerischer Behendigkeit ein; ich weiß nicht, ob ich Ihre Liebe mehr für mich oder meinen Vater ersehnte. — Ich weiß nicht, was ich Ihnen war, noch weniger, was ich Ihnen sein wollte. — Ich weiß nur, daß mein Gedanke ein Verbrechen in sich barg, und daß ich nicht würdig bin, mich für Ihre Ehre zu opfern, so lange die meine nicht entsühnt." —

„Wenn unser Gehirn ein Verbrechen begeht, so ist unser Herz nicht verantwortlich dafür. — Der Wille nur bestimmt die That, Du hast nicht sündigen wollen, Stephan, und bedarfst der Sühne nicht."

Und mit wirklicher Rührung und Theilnahme für das Schicksal des Jünglings fuhr sie fort:

„Gib Deinen Gefühlen eine bestimmte Richtung, wenn deren Schwanken Dich zweifelhaft an Deinem eignen Charakter macht. — Sei mein Sohn, ich will Deine Mutter sein."

Bei diesen Worten nahmen die Züge der Madame Bergeval etwas geweiht Erhabenes an, welches sonst sowohl ihrem Charakter, sowie ihrer ganzen äußern Erscheinung fremd war. Aber sie fühlte sich durch die Bewegung des unschuldigen Jünglings von einem heiligen Zauber ergriffen, den sie sich nicht zu erklären, dem sie nicht zu widerstehen vermochte. Ein leiser Schauer machte sie beben, und doch war es vielleicht das erste Mal im Leben, daß sie der Unschuld und Wahrheit gegenüber die Maske ihres eigenen Charakters abgeworfen hatte. Die Reue mit all' ihren düster schwarzen Schreckmissen, stürmte wie ein gehetztes Nebelgebilde vor ihren Augen vorbei; Erinnerungen, kalt und fieberhaft, heiß und versengend, überfluteten ihre Seele, die aus einem langjährigen Erwachen sich gewaltsam aufzuraffen schien.

„Du sollst nicht sterben, Stephan!" rief sie, aber aufgeschreckt durch den Ton ihrer eigenen Worte, und fürchtend, durch dieselben ihre innere Aufregung verrathen zu haben, fügte sie mit ihrer vorigen Ruhe hinzu:

„Ihr jungen Leute denkt gleich immer das Schlimmste."

Stephan hörte weder ihren vorigen Ausruf, noch diese Ergänzung. In seiner Seele lebte nur ein Gedanke: „Sie will Deine Mutter sein, sei Du ihr Sohn."

Getrieben von innerer Wuth, der jedoch in diesem Augenblicke der Stachel der blinden Leidenschaft fehlte, kniete er vor Madame Bergeval nieder, und sprach mit thränenerstickter Stimme:

„Mutter, sei das Weib meines Vaters!"

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Aber lassen wir jetzt Stephan und seine Stiefmutter allein, und kehren wir zu Herrn Bergeval zurück. Nachdem Stephan ihn verlassen hatte, klingelte er seinem Diener.

„Robert," sagte er — „Du wirst diese Nacht um drei Uhr in mein Zimmer kommen, wenn ich schlafe, wecke mich auf." Nachdem er diesen Befehl ertheilt hatte, setzte er sich an sein Schreibepult. Gegen Mitternacht, nachdem er seine Briefe geendigt hatte, erhob er sich langsam, nahm zwei Degen von der Wand, wischte den Staub davon ab und maß ihre Länge.

„Sie haben lange keine Dienste geleistet," murmelte er, sie untersuchend. „Es war im Jahre 1822, ein Offizier hatte meine Mutter beschimpft, edle Frau! Sie hatte Niemand zum Vertheidiger, als mich und ihre Tugend, die sie schützte — damals schlug ich mich, meine guten Waffen haben ihre Pflicht gethan, werden sie es auch heute thun, wo die Ursache so ganz andrer Art ist? — Und dann seit 24 Jahren habe ich so Manches verlernt, ich will mal sehen, was ich noch leisten kann."

Er nahm einen der Degen und focht damit in der Luft. — Nach einigen Augenblicken fielen seine Arme herab, die Waffe entschlüpfte seiner Hand und er fiel kraftlos in seinen Sessel zurück.

„Ich bin nicht mehr der, der ich war," sagte er — „es ist aus mit mir, wenn ich diese Waffe gewählt, hätte Gott mich verlassen. Ach," — fügte er mit bittrem Lächeln hinzu, — „ich habe mein Dasein nicht zu betrauern. — Wer würde mich beweinen? Niemand — Niemand — Sie würde frei und glücklich sein, sie —

Er besann sich und sagte lebhaft:

„Und Stephan? — unglückliches Kind. — Ach, er liebt mich — und dann ist er zu jung, um meine Sorgen auf sich zu nehmen — nein, ich will noch nicht sterben, — was würde aus ihm werden?"

Er brachte mehrere Stunden in völliger Bewegslosigkeit zu, es war, als hätten all' seine Gedanken ihn verlassen. Er suchte, er rief den Schlaf herbei, aber dieser Widerspenstige kam nicht, um durch ein wenig Ruhe das Gleich-

gewicht in diesem zerstörten Körper wieder herzustellen.

Ein paar Minuten vor 3 Uhr trat sein Diener in's Zimmer.

„Schlafen Sie, mein Herr?" fragte ihn dieser.

„Nein, mein Freund."

„Es wird gleich 3 Uhr sein."

„Ich weiß es, danke, Robert."

Der Diener suchte sein Bett wieder auf.

„Wie glücklich diese Leute sind," — seufzte der Maler, ihm nachsehend, — „sie schlafen — o Schlafen heißt Vergessen! — Ich, ich schlafe nicht mehr, es gibt nur einen Schlaf für mich, von diesem erwacht man nicht mehr, um zu leiden. — Die Güte Gottes ist unendlich, sie hat allen Schmerzen eine Zuflucht gegeben. Die Wesen, die auf den Stürmen des Meeres hin- und hergewiegt werden, finden einen Ruheplatz auf diesem Strande, dessen Stille niemals getrübt wird."

Er las die Briefe, die er geschrieben hatte, nochmals durch; es waren deren drei; der eine adressirt an Stephan, der zweite an seine Frau, und der letzte an seinen Notar.

Indem er einige Worte vor sich hinmurmelte, suchte er etwas unter seinen Papieren, in den Schiebladen seines Pultes, schien jedoch das Gesuchte nicht finden zu können. — Er besann sich einen Augenblick, und ohne Zweifel kam ihm sein Gedächtniß zu Hilfe, denn er legte das Siegellack, welches er in der Hand hielt, bei Seite, nahm eine Wachskerze, öffnete vorsichtig die Thür und stieg die obere Etage hinan, wo der Salon sich befand.

Die Thür desselben war halbgeöffnet, er trat ein, suchte etwas in einem Winkel des Kamins und nahm sein Petschaft heraus, welches er gestern auf irgend einem Möbel liegen gelassen, und das die Diener, gegen alle Wahrscheinlichkeit, in diese Ecke geschleudert hatten.

Es war im Sommer; der Tag begann seine blasse Dämmerung zu verbreiten, die ihm immer vorangeht, die Minuten waren kostbar. Bergeval schlug den Rückweg durch die Galerie ein. Doch ehe er den Salon verließ, konnte er sich nicht enthalten, sich noch einmal umzuwenden, und einen Blick nach dem Zimmer seiner Frau zu werfen. Es lag in diesem Blick, der ein stummer Abschied genannt werden konnte, der Reflex aller Empfindungen, die diese arme gebrochene Seele quälten. Es war Verachtung und Bedauern, Ironie und Bitterkeit, Zorn und vielleicht Verzeihung.

„Sie schläft," dachte er — „sie träumt von ihrem Triumph. Welch' ein Triumph! mein Gott, du weißt, welch' einen Preis sie dafür zahlen mußte — sie schläft! Sorglos mit dem Gedanken, daß ein Mann sich für die Vertheidigung einer Ehre schlagen wird, die sie mit Füßen tritt, und Jedem das Recht gegeben hat, sie zu beschimpfen. O, es ist weniger die Ehre, die in ihr verwundet ist, als ihr verabscheuungswürdiger Stolz!"

Plötzlich horchte er aufmerksam.

Er hörte einen Seufzer und dann eine Stimme in Madame Bergeval's Zimmer. Eine unüberwindliche Neugier bemächtigte sich des Malers. Er machte einige Schritte gegen die Thür. Die widersinnigsten Gedanken durchkreuzten seinen Kopf.

„Wenn sie bereuen sollte," — sagte er zu sich selbst, — „wenn diese Hochmüthige, sich selbst überlassen, in der Einsamkeit seufzte, wenn sie vielleicht leiden sollte, mein Gott, ich könnte Alles, Alles vergessen, ich würde versöhnt sterben!"

Er war jetzt der Thür, deren Eingang ihm schon seit mehren Jahren versperrt war, ganz nahe gekommen; er ergriff mit einer unaussprechlichen Bewegung den Vorhang, den er behutsam ein wenig zurückschob. Sein forschendes Auge schweifte in dem nur spärlich von der ersterbenden Lampe erleuchteten Gemache umher.

Unbeweglich, wie versteinert, blieb er einige Minuten in seinen Betrachtungen vertieft.

Bevor er den Vorhang wieder zuschob, warf er noch einen argwöhnischen Blick um sich, sein Gesicht hatte nicht mehr die gewöhnliche Blässe. Es war gänzlich entstellt.

Als ob er vom Entsetzen verfolgt würde, floh der Maler in sein Zimmer. Dort angekommen, legte er die Degen weit fort, und verbrannte die vorhin geschriebenen Briefe. Mit einer ganz ungewöhnlichen Herzenslust beobachtete er die Fortschritte der aufsteigenden Flamme.

„Der Himmel ist gerecht" — sagte er mit schrecklichem Lachen, — „er setzt meiner Unschlüssigkeit, meiner Zaghaftigkeit ein Ziel. — O, sie hatte Recht, ich war feig —"

Er nahm seine Stirn zwischen die Hände, drückte seinen Kopf mit furchtbarer Heftigkeit, indem er lachte, weinte, schrie, und mit den Füßen stampfte.

„Das ist schändlich, schändlich, schändlich!" wiederholte er.

Dann, nachdem dieser Delirium-anfall vorüber war, bedeckte er sein Gesicht, ließ die geballte Faust langsam auf den Tisch gleiten, als wollte er ein schreckliches Urtheil fällen, und sagte mit dumpfer Stimme:

„Ich schlage mich nicht mehr, ich will mich rächen!“

Seine sonst so ruhigen, sanften Augen hatten einen unheimlichen Ausdruck, als er diese Worte hervorstieß, es lag eine so wilde, erschreckende Freude in ihnen, die sich seinen aufgeregten Zügen mittheilte.

Plötzlich zog er so stark an dem Klingelstrang, daß er abzureißen drohte.

Julie und Robert eilten herbei.

„Sagt Eurer Gebieterin, daß sie herabkomme, ich erwarte sie hier.“

Nach einigen Augenblicken trat Madame Bergeval ein. So sehr sie sich auch beeilt hatte, zu kommen, so hatte sich ihr Mann doch unterdeß gesammelt. Auf diese furchtbare Gemüthsbewegung folgte eine gänzliche Ruhe; dieser plötzliche Gegensatz erklärt sich durch die Gewohnheit, mit der dieser Mann seit so langer Zeit seine Seelenleiden verbarg.

Madame Bergeval war es nicht gewohnt, ein solches Selbstbewußtsein bei ihrem Manne zu finden; dazu kam noch der Umstand, daß sie durch den letzten Auftritt mit Stephan in hohem Grade aufgeregt war; sie empfand daher eine gewisse Unruhe, und sagte halbleise:

„Was wünschen Sie von mir?“

„Sie werden es erfahren.“

„War es nothwendig, mich um diese Stunde rufen zu lassen?“

„Unvermeidlich.“

„Mich wecken zu lassen, meine Ruhe zu stören,“ fügte sie hinzu, indem sie sich die Augen rieb.

„Schliefen Sie?“

Es lag in dieser einfachen Frage und namentlich in der Art, wie sie gethan, eine so augenscheinliche Absicht, eine so bittere Ironie, daß Madame Bergeval verlegen wurde. Doch schnell gefaßt, setzte sie sich, legte ihren rechten Arm auf den Tisch, schlug mit ungeduldiger Miene den Takt mit den Fingern und sagte, gleichgiltig umherschauend:

„Ah, ich begreife; Sie wollen einen Streit herbeiführen, nun, es sei.“

„Nein, zwischen mir und Ihnen wird keiner mehr sein.“

„Desto besser, aber bitte, erklären Sie sich.“

„Sogleich.“

„Um was handelt es sich, wenn ich fragen darf?“

„Um eine Erzählung.“

„Wie im Theater,“ sagte Madame Bergeval, spöttisch lachend.

„Es ist weit ernster, lachen Sie nicht. — Wenn noch etwas in Ihnen ist, was einem Herzen gleicht, so werden Sie weinen, wenn Sie mich hören.“

„Ich? ich gestehe Ihnen, mein Herr, daß ich durchaus nicht dazu disponirt bin.“

„Ja, Sie mit Ihrer Eiseskälte, aber vielleicht werden Sie in einer Stunde blässer sein, als ich in diesem Augenblicke es bin.“

„Wo wollen Sie denn aber hinaus, was ist Ihr Zweck?“

Er lächelte.

Madame Bergeval hatte eine instinktmäßige Furcht. Um was konnte es sich handeln? Sie konnte es sich nicht erklären. Dann, um nichts von ihrer Unruhe merken zu lassen, sagte sie mit verstelltem Unwillen:

„Ich höre, ich höre, mein Herr, wir wollen sehen, ob es sich der Mühe lohnt.“

Der Mater setzte sich ihr gegenüber, richtete seine Augen fest auf sie und begann:

V. Die Auflösung.

„Es gibt Wesen, denen das Unglück in die Wiege gelegt wird und sie erst am Grabe verläßt. Meine Mutter war eines von diesen. Schon Waise bei ihrer Geburt, wurde ihre Kindheit der Sorge einer fremden Frau anvertraut, der unerschöpflichen Zärtlichkeit des Mutterherzens entzogen. Bis zu ihrem zwölften Jahre verbrachte sie ihr Leben in der traurigsten Einsamkeit. Zu dieser Zeit dachte man daran, sich ihrer zu entledigen; sie wurde in eine Posamentirfabrik untergebracht. — Gegen das Ende des Jahres 1804 wurde ein junger Leutnant, der seine Epauletten dort kaufte, von ihrer Schönheit bezaubert, er liebte sie und erhielt ihre Hand. Diese Verbindung, die meiner armen Mutter ein glücklicheres Loos prophezeihete, wurde im August des Jahres 1805 geschlossen, in dem sich gerade eine dritte Verschwörung bildete, die nicht allein Frankreich bedrohte, sondern auch die verbündeten Mächte. Zu Anfang Septembers bekam mein Vater den Befehl, sein Korps zu vereinigen, um es über den Rhein zu führen. Er mußte gehorchen, sich darein ergeben, sich von meiner Mutter, nachdem sie drei Wochen verheirathet waren, zu trennen. Von diesem Tage an bis zum Jahre 1815 sah sie ihren Mann nur in wenigen Zwischenräumen. Nachdem Frankreichs Rechte verloren waren, mußte mein Vater für die Dienste, die er seinem Vaterlande gewidmet, in die Verbannung gehen. Meine Mutter war keine starke Frau, wie Sie wohl

glauben mögen, sie hatte nur Kraft zu dulden, das war aber die geringste ihrer Tugenden. Sie folgte dem armen Verbannten in sein trauriges Exil, theilte sein Elend und gab durch ihre engelgleiche Sanftmuth seinem verirrten Geiste die Ruhe wieder. Ich war damals neun Jahre alt, und das erste Schauspiel, das sich meinen Augen darbot, war das der bittersten Leiden. Wie Sie sehen, erschien mir das Leben nicht in seinen lachendsten Farben, ich mußte durch die Pforte des Elends hereinwandern. Das war eine finstre Vorhersagung für die Zukunft.

Nach der Niederlage von Marseille und Nimes, nachdem die Wuth einer argwöhnischen Macht sich etwas gemäßigt hatte, gingen wir nach Embrun, wo meine Mutter einem zweiten Sohne das Leben schenkte, welcher den Namen Stephan erhielt."

Bergeval hatte den ersten Theil seiner Erzählung mit großer Anstrengung hervorgebracht, aber nach und nach, jemehr er vorrückte, zog ihn die Macht der Erinnerung fort, er vergaß seine gegenwärtige Lage und überließ sich den Eindrücken der Vergangenheit; unter diesem Einflusse fuhr er fort:

„Kaum daß die Stunde der Prüfungen für meine Mutter geschlagen hatte, so begannen sie für mich auf's Neue. Mein Vater erkrankte, seine Krankheit wurde langwierig, grausam, sie hatte ihren Hauptursprung in seinen Wunden. Zu dem Schmerz, den uns seine Lage verursachte, gesellte sich noch ein andrer. Unsre Hilfsquellen erschöpften sich mit jedem Tage mehr, und überdies bekam mein Vater nur die Hälfte seiner Pension, die andere Hälfte wurde zurückbehalten, um die Alliirten zu bezahlen und die den Emigranten von der Restauration bewilligte Entschädigung zu vergrößern. Dann noch hatte der brave Soldat, genöthigt sein Bett zu hüten, seine kleine Stelle, die er beim Zollamte bekleidete, verloren.

Ich hatte bald mein sechszehntes Jahr erreicht und konnte meiner Familie noch immer keine Stütze sein. Ein Maler in Embrun, der in mir Fähigkeiten zum Zeichnen entdeckt hatte, gab mir gratis Unterricht darin. Das war schon sehr viel, und meine Mutter, die in dieser Laufbahn eine Zukunft für mich voraussah, zog es vor, Tag und Nacht zu arbeiten, während sie meinen Vater bewachte, als mich ein Handwerk lernen zu lassen.

Edle Frau! So verlebte sie fünf Jahre, ich weiß nicht, durch welche übernatürliche Macht aufrecht erhalten, die sie über sich selbst erhob. Entbehrungen, Strapazen, Schmerzen, sie sparte nichts, um ihre erhabene Absicht würdig zu erfüllen; doch sie war erschöpft, hinsterbend. In diesem Kampf gegen das Elend und den Kummer rieb sie ihr armseliges Leben auf. Mein Vater erlag nach einem langsamen Todeskampf — — das war der letzte Schlag für sie! Wie viele solcher im Dunkel vollendeten Aufopferungen gehen spurlos an uns vorüber!

In meinem achtzehnten Jahre war ich die einzige Stütze meiner Familie. Zum Glück hatte ich in der letzten Zeit schnelle Fortschritte gemacht, die mich in den Stand setzten, etwas Geld zu verdienen, indem ich Porträts malte und Kopien machte. Allerdings mußten meine größern Studien unter dieser kleinlichen Nothwendigkeit leiden, meine Zukunft war gestört; aber ich wählte nicht zwischen einer glänzenden Zukunft, die mich vielleicht erwartete, und der Gegenwart, wie finster und freudenleer sie auch sein mochte. Die Opfer, die das Herz gebietet, gewähren einen so hohen Genuß, daß es süß ist, sie zu erfüllen. Ich arbeitete mit Eifer, meine Mutter hatte keine Sorgen, nichts fehlte ihr als die Seelenruhe. Aber ach, meine Anstrengungen konnten einem neuen Unglücke nicht vorbeugen. Das Schicksal verläßt nie sein Opfer.

Mein kleiner Bruder war eines jener armseligen Kinder, die die Natur frühzeitig mit Fähigkeiten eines vorgerückteren Alters begabt. Die Seele, zu groß für den Körper, drohte ihre irdische Hülle zu verlassen. Stephan hatte in seinem sechsten Jahre schon nicht mehr die Neigungen andrer Kinder seines Alters. Unter diesen unglücklichen Umständen geboren, im Schooße des Elends erzogen, hatte der Ernst seines Daseins sich auf seinem jungen Gesicht abgespiegelt. Wenn man ihn sah mit seiner blassen Gesichtsfarbe, seiner bis zur Durchsichtigkeit feinen Haut, mit seinen großen dunkelblauen Augen, mit seinem blonden, in der Mitte seiner klugen Stirn gescheitelten Haar, das in langen Locken auf seine Schultern herabfiel, so war es, als ob ein sinnender Engel einen Augenblick auf die Erde herniedergestiegen sei, um die menschlichen Leiden kennen zu lernen, um sie dann Gott wiederzuerzählen.

Ach, es war nur zu wahr, die Thränen, die meine Mutter oft an seiner Wiege vergossen hatte, sie sollten bald wieder auf seinem Grabe fließen.

Die Trauer trat auf's Neue in unsre Behausung. Wie eines jener blassen Lichter, die beim leisesten Winde bewegen und erlöschen, so

endete Stephan. Die Verzweiflung meiner Mutter hatte keine Gränzen.

Der Tod dieses Kindes benahm mir alle Hoffnung, sie in's Leben zurückzurufen, meine zärtlichste Sorgfalt war vergebens.

„Dein Bruder ruft mich — ich gehe" — sagte sie.

Ich war nun allein in der Welt, ganz allein! Alle drei waren dahin. — Warum hatten sie mich allein zurückgelassen! —

Wenn ich unter dieses Dach trat, das so viele Leiden und Aufopferungen beherbergt hatte, dann fühlte ich eine unbeschreibliche Empfindung. Eine kalte Einöde, eine Todesstille empfing mich, umsonst ließ ich mein trauerndes Auge umherschweifen, nichts, was mir theuer gewesen, fesselte es. Eine Eiseskälte bemächtigte sich meines Herzens und ich weinte! Es war unmöglich, mich an diese Einsamkeit zu gewöhnen, und doch konnte ich einen Ort nicht verlassen, der so viele Erinnerungen in mir wach rief.

O wie traurig ist es für den Armen, für die Waise, die Munterkeit auf allen Gesichtern zu lesen, wenn daheim in seiner Behausung ihn nichts erwartet, nicht einmal ein Hund, nichts als Kälte und Hunger, er ist allein mit der nackten schreckenvollen Einsamkeit. Keine bestreundete Hand klopft an die Thür des Unglücklichen, kein tröstendes Wort berührt sein Ohr; verlassen und vergessen, hat er kein Glück, als seine Thränen."

Hier stützte der Maler den Kopf in die Hand, und blieb nachdenkend.

Seine Frau nahm das Wort:

„Gewiß, mein Herr, Ihr Schmerz ist ganz natürlich, und ich begreife ihn; aber erlauben Sie, ich kann nicht einsehen, inwiefern er mich so sehr interessirt, wie Sie behaupten wollen."

„Sie haben Recht, ich habe mich fortreißen lassen. Aber zum bessern Verständniß meiner Erzählung war ich gezwungen, Ihnen mehr von mir zu sagen, als ich beabsichtigte. Jetzt werde ich kurz sein."

Sie nahmen Beide ihre vorige Stellung wieder ein, und er begann:

„Mein Lehrer, der meine Lage kannte, hatte schon sehr viel für mich gethan, er veranlaßte mich, mich meinen Studien wieder zuzuwenden. Es wurde beschlossen, daß alle Abende dem Unterricht geweiht werden sollten, während der Tag meinem Unterhalte geopfert wurde. Er hoffte, indem er so alle meine Stunden ausfüllte, mich meinem Schmerze zu entziehen. Er that noch mehr, er verschaffte mir auch Arbeit. Eines Tages wurde er unter anderm gebeten, die Porträts einer reichen Familie, die eine schöne Villa am Fuße der Alpen bewohnte, anzufertigen; er schützte zahlreiche Arbeiten vor, stellte mich statt seiner vor und ich hatte die Ehre aufgenommen zu werden.

Es war im Jahre 1829. Es war ein strenger Winter, der Schnee verschüttete die Wege. Ich mußte jeden Tag das Land und die Berge durchkreuzen, um an meine Arbeit zu gelangen, vor Einbruch der Dämmerung kehrte ich regelmäßig nach Embrun zurück, um meinen Unterricht zu nehmen, wie sehr man mich auch zu bleiben bat. Dieses Studium, diese unablässige Arbeit waren mir heilsam.

Es waren ungefähr 14 Tage, seitdem ich mich regelmäßig in's Schloß begab, als ich eines Morgens auf einem Kreuzwege einen Mann und ein Kind auf mich zukommen sah.

Der Mann war ein kräftiger Greis mit stark ausgeprägten Gesichtszügen, der die Kleidung eines Alpenbauers trug. Das Kind, welches er an der Hand führte, mochte ungefähr 4 Jahre alt sein. Seine Füße waren mit ungeheuern Holzschuhen, die mit Heu gefüllt waren, bekleidet, die im Schnee knirschten. Sein braunes Beinkleid reichte kaum bis an die Knöchel, sein enges Jäckchen bedeckte knapp die Hüften, und unter der kleinen, durch große Metallknöpfe geschlossenen Weste bemerkte man ein Hemd von grober Leinewand. Auf dem Kopfe trug er eine lange wollene Mütze, welche ihm die Ohren und einen Theil der Stirn bedeckte.

Alles das war plump, aber reinlich.

Der Nordostwind peitschte den Schnee in die Höhe und hüllte die Gestalt der beiden Wanderer ein. Das Kind weinte und hielt seine nackte, vor Kälte blaue, angeschwollene Hand vor die Augen.

Als die Strecke, die uns trennte, kleiner wurde, sah ich, wie auch der Greis große Thränen in den Augen hatte, die langsam die runzeligen Wangen hinabrollten, und sich in dem weißen Bart verloren, wo sie zu Eisperlen wurden. Derjenige, der leidet, interessirt sich für jedes Unglück.

(Schluß folgt.)

Falsche Declamation.

„Stoffel, sag' Deinen Vers her!"

„„Zur Arbeit nicht, zum Müssiggang
Sind wir, o Gott, auf Erden.""

„Falsch! Wart', Du Faullenzer! So gefiel Dir das Lied, nicht wahr? Noch einmal, merk' auf! Zur Arbeit, Komma! nicht zum Müssiggang! Das Komma denkst Du Dir nur! Verstanden?"

„„Zur Arbeit, nicht zum Müssiggang!
— Das denk' ich mir nur.""

„Nein, 's ist entsetzlich, wie einfältig Du bist! Wie sollst denn Du durch die Welt kommen?"

„„Aber in'n Himmel kömm' ich doch denn es heißt: Die Einfältigen werden das Himmelreich erben.""

Der blutige Tag bei Macieiowice.*)

(Am 10. Oktober 1794.)

Ein blutiger Tag zertrümmerte einst auf den pharsalischen Feldern in Thessalien die Unabhängigkeit der alten, mächtigen Weltstadt Rom. Blutiger aber, als jener war der Tag bei Macieiowice. Tief verhüllten Angesichts saß Klio auf dem reichen Erntefelde des Todes und tauchte ihren schweren Griffel in das warme Herzblut erschlagener Helden und schrieb in das Buch der Weltgeschichte das ewige Wort: Finis Poloniæ!

Den General Fersen von Suwarow's Lager abzuschneiden, nahm Kosciuszko am 7. Oktober seine Stellung bei Macieiowice, einem 10 Meilen von Warschau entfernten Landgute, ein. Die Stellung war äußerst günstig. Kosciuszko, der ohne das Poninski'sche Korps, welches dem Feinde in den Rücken zu fallen bestimmt war, eine Schlacht nicht wagen wollte, legte in unglaublicher Eile vier so starke Verschanzungen an, daß dieser Ort ein zweites Thermopylä schien. Er war's auch. Er hatte seinen Xerxes, seinen Leonidas, selbst der nächtigauernde Verräther fehlte nicht. Fersen, von Kosciuszko's Plane unterrichtet, zieht mit rascher Entschlossenheit, ohne Säumen zur Nachtzeit, durch Wälder und Moräste das Korps Denisow's an sich und greift am frühen Morgen des 10. Oktobers mit klingendem Spiele und unter dem Feldgeschrei: „Warschau, Rache!" das Lager Kosciuszko's von allen Seiten an. „„Sieg oder Tod!" wird ihm von dorther zur Antwort. Todverachtend stürmt der Russe gegen die fast unangreifbare Rüstung. Ein furchtbares Feuer schlägt aus ihr verwüstend in die geschlossenen Glieder der kühn Anstürmenden. Dennoch wird von Einigen derselben das Bollwerk erstiegen, aber

*) Es ist von vielen Abnehmern des Telegraphen der Wunsch ausgesprochen worden, zu der Jahresprämie des ersten Bandes: Finis Poloniæ, eine etwas ausführlichere Beschreibung der dargestellten Scene zu erhalten. In Obigem geben wir dieselbe.

sie fallen als nutzlose Opfer ihres Muthes und ihrer Rache. Zurückgeworfen führt Fersen seine zürnenden Schaaren auf's Neue gegen die Rüstungen. Gräßlicher erschallt das Feldgeschrei, fürchterlicher brüllt der Donner des Geschützes, standhafter und blutiger ringt das Gefecht. Umsonst!

Der Russe ordnet die gebrochenen Reihen zum dritten Anlauf. Da kommt noch vor Beginn des Angriffs Suwarow mit seinem musterhaft disciplinirten, wohlbewaffneten Heere zur Hilfe und das Schicksal stellte zwei Feldherren sich gegenüber, wie Europa sie selten sah. 21,000 Mann gegen 10,000 Mann! Das kleine Häuflein Polen rafft seine letzte Kraft zusammen. Es hat nichts, als die Liebe zum Vaterlande und die ungeübte, oft ganz untaugliche, ja sogar sonderbare Waffe, welche die Noth ihm zuerst in die Hand spielte. So begann der letzte Akt des großen Trauerspieles.

Mit gefälltem Bajonett, kaltblütig, stürmt der Russe in den Kugelregen der Polen hinein und die Kosaken, unter Denisow's Führung, helfen eine Schanze um die andere nehmen. Kein Russe kennt Schonung. Kein Pole gibt sich gefangen. Mit bewunderungswürdiger Todesverachtung kämpft das Häuflein. Da wankt Keiner, da ermüdet Keiner, denn es lebt ja noch die Seele der Polen, Kościuszko. Ueberall, wo die Gefahr am größten, da steht er, da hilft er, da ermahnt er, da feuert er an, da kämpft er wie ein Verzweifelter. Mit jedem Augenblicke zeigt sich erschreckend der furchtbar zunehmende Verlust in den gelichteten Reihen. Plötzlich, von allen Seiten dringt der Russe in das Lager, Alles über den Haufen werfend, was sich ihm mit oder ohne Waffen in der Hand entgegenstellt. Die polnische Infanterie vermag dem Ungestüm des wilden Angriffs nicht länger Widerstand zu leisten. Die Meisten werden niedergehauen. In schrecklichster Unordnung wird die Flucht allgemein. Umsonst bietet Kościuszko Alles auf, wenigstens die Kavallerie zu sichern. Schon sind drei Pferde unter ihm erschossen, als ein Lanzenstich in seine linke Schulter auch ihn zu Boden wirft. Doch besteigt er mit Hilfe eines seiner Adjutanten ein neues Pferd und eilt seiner fliehenden Reiterei nach, um sie noch einmal in die Schlacht zurückzuführen. Aber über einen breiten Graben setzend, stürzt er mit seinem Pferde. Von einem verfolgenden Kosaken am Kopfe schwer verwundet, sinkt er erschöpft zu Boden und ruft mit schwacher Stimme: Finis Poloniæ!

Gegen 4 Uhr Nachmittags war der Sieg vollständig, 6000 Mann lagen auf dem Wahlplatze, auf welchem die Russen übernachteten. 1600 waren verwundet oder gefangen genommen. Unter den Letztern befanden sich einige Generale und gegen 200 Offiziere. Die ganze polnische Artillerie wurde den Russen zu Theil, nur etwa 1500 Mann retteten sich auf der Flucht durch unwegsame Wälder und Moräste gegen Warschau. Von russischer Seite waren 800 Tode und gegen 1500 Verwundete.

Auch die Seele der ganzen polnischen Kriegsmacht, der polnische Achilles, wie er von einigen Geschichtsschreibern nicht mit Unrecht genannt wird, Kościuszko, gerieth in russische Gefangenschaft.

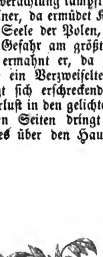
Die dritte Theilung Polens erfolgte.

Ferd. Naumann.

Eine Diakonesse.

Erzählung nach dem Leben von **Adolf Stern.**

(Hierzu ein Stahlstich.)



Und wie der Donner wieder rollt,
Wird zum Palast das Städtchen.
Dein Auben vom fürstlichen Glanze umringt,
Traumkönig und sein Lieschen.
Emanuel Geibel.

I.

In einem düstern Winterabend traten aus der Thür der berühmten Bschen Restauration in einer norddeutschen Residenz einige alte Herren in ihre Pelze gehüllt, die des grimmen Schneegestöbers und des laut pfeifenden Nordwindes, der die Flocken eines dichten Schneegestöbers in wildem Tanze umherwirbelte, lachen konnten. Nicht so ein junger Mann, der in leichter, für die heißesten Sommertage berechneten Kleidung, sich, ohne einen Laut von sich zu geben, an die alten Herren anschloß, die, in ein eifriges Gespräch über die Güte des eben in reichem Maße genossenen Weines vertieft, den unerwarteten und ungebetnen Begleiter erst dann merkten, als er plötzlich zu Boden stürzte.

„Daß dich!" schrie der wohlbeleibte Kom-

missionsrath Schneider, „hier ist ein junger Mensch umgefallen, der wahrscheinlich denkt, wir haben Hundstage.“

Voll Theilnahme traten die Andern herzu und betrachteten bei dem bleichen Scheine einer nahen Gaslaterne den am Boden liegenden jungen Mann, der etwa dreiundzwanzig Jahre zählen konnte. Ein gebleichtes, kummervolles Antlitz, mit krankhafter Gereiztheit im Ausdrucke, zeigte sich in völliger Erstarrung den Beschauern, die nach dem ersten Schrecken sofort beriethen, was zu thun sei.

„Vor allen Dingen, meine Herren, bedenken Sie, daß der Arme unmöglich hier liegen bleiben kann; da kommen ein paar Eckensteher, wir wollen diese veranlassen, ihn bis zur nächsten Wirthschaft zu tragen. Möglich, daß er in der Wärme erwacht und wir das Nöthige von ihm erfahren können,“ schlug Kommissionsrath Schneider vor.

„Dies ist eine Erstarrung,“ erwiderte der Arzt Bolling, „die sich nicht so leicht lösen dürfte, die aber in Erfrieren umschlägt, wenn er noch zehn Minuten hier bleibt.“

„Halt!“ sagte der Major von Greiner, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, „das Diakonissenhaus ist nicht weit von hier, ich habe seit einigen Tagen meine Nichte Ottilie dort, die leider darauf bestand, in den verwünschten Kasten eingesperrt zu werden. Ihrer Sorgfalt empfehle ich den jungen Mann. Heda, ihr Männer, kommt her, 's gibt zu verdienen.“

Die schon vorhin erwähnten Eckensteher traten herzu, nahmen unter Murren über den schlechten Weg und das schlechte Wetter, und Drohen mit einer großen Rechnung den augenscheinlich Kranken auf, um ihn dem vom Major Greiner bezeichneten Diakonissenhause zuzutragen. Die Gesellschaft, aus der gar mancher seinen Pelz oder Mantel über den jungen Mann schützend gebreitet hatte, begleitete ihren Schützling nach dem Diakonissenhause. Die Vorsteherin erschien, der Major von Greiner verlangte, obwohl es ein Verstoß gegen die Regel war, die sofortige Aufnahme des Leblosen in die gastlichen Räume der Anstalt, und die Gesellschaft verließ den jungen Mann, um nach einem Streite mit den unverschämt fordernden Trägern den Nachhauseweg einzuschlagen.

Die Vorsteherin des Diakonissenhauses ließ den ihr eben übergebenen Kranken auf das Ruhebett eines kleinen Zimmers legen und rief den Arzt ihrer Anstalt.

Derselbe trat ein, warf einen Blick auf den Kranken und entschied endlich:

„Nicht in den allgemeinen Krankensaal. Der junge Mann ist lediglich in eine durch Erschöpfung aller Kräfte herbeigeführte Ohnmacht gefallen, die bald verschwinden wird. Die Erschöpfung aber dürfte eine mehrtägige gute Pflege heilen.“

„Also ein besonderes Zimmer und Bett? Schwester Ottilie kann an dem nicht gefährlich Kranken ihr Probestück ablegen. Nicht?“

Der Arzt bejahte beide Fragen durch ein stummes Nicken und die Vorsteherin der Anstalt rief:

„Schwester Ottilie —“

Die Gerufene erschien auf der Schwelle der Thür, die Vorsteherin nach ihren Befehlen fragend. Diese deutete auf den jungen Mann hin, den Ottilie erschrocken betrachtete, gab ihr die nöthigen Anweisungen und entfernte sich dann.

Schwester Ottilie war ein schönes bleiches Mädchen von höchstens zwanzig Jahren. Ueber ihre Züge, die früher in hellenischer Heiterkeit gestrahlt haben mochten, hatte der Kummer seinen schwarzen Schleier gebreitet, die lichtblauen Augen waren eingesunken und von den schönen braunen Wimpern düster beschattet, das üppige, reiche Haar, das die Stirn umkränzte, ließ noch immer, trotzdem, daß es der Sitte des Diakonissenhauses gemäß in einen geschmacklosen Knoten gebunden war, auf den lieblichen Anblick schließen, den es gewährt haben mochte, als es, eine reiche Lockenfülle, auf den marmorweißen Nacken herunterwallte. Die junonische Gestalt Ottilien's wurde vortheilhaft gehoben durch das enganliegende schwarze Amtskleid.

Ruhig und kalt beugte sich Ottilie zu dem blassen jungen Manne hernieder, der sorglich ausgekleidet und in das erwärmte Bett eines besondern Krankenzimmers gebracht wurde. Die Kleider des Kranken übergab sie der Vorsteherin zur Aufbewahrung, eine Brieftasche aber und einige Papiere legte sie stillschweigend auf das Tischchen neben dem Bett, damit sie beim Erwachen dem Kranken sichtbar wären. Erst nachdem sie für Alles Sorge getragen, setzte sie sich neben das Lager und nahm eine leichte weibliche Arbeit zur Hand.

Nicht lange, und eine ihrer Gefährtinnen trat in das Zimmer. Ohne einige Bewegung blickte Ottilie auf und sagte ruhig:

„Guten Abend, Martha!“

Die Begrüßte erwiderte nichts, sondern schritt auf Ottilie zu, hauchte ihr einen Kuß auf die schöne Stirn und ließ sich dann schweigend neben ihr nieder, dem Athemzug des Kranken wie Ottilie lauschend.

„Er wird nicht lange mehr schlafen, mein

Herz," hob sie nach einer Weile an, während dem Ottilie mit steigender Theilnahme in dem Antlitz des schlummernden Fremden geforscht hatte, „und Du kannst ihn dann pflegen. — Er ist hübsch," fügte sie wie verloren hinzu.

„Sehr hübsch," bestätigte Ottilie und machte sich an den grünen Vorhängen des Zimmers etwas zu schaffen, um ihr Erröthen zu verbergen.

„Aber was ich doch noch für Gedanken hege," fuhr Martha, ohne Ottilien zu beobachten, bitter fort, „ich sehe eigentlich nicht recht ein, wie ich dazu komme. Hübsch! als wenn es noch Hübsches gäbe auf der Welt. Sieh doch, Ottilie, wie der junge Mann daliegt, so ruhig, so friedlich, so gottergeben, so sanft, und nun sieh ihn in einigen Wochen an einem Orte, wo die sündigen Menschen ihr gewöhnliches Vergnügen finden, im Concerte, im Theater, auf dem Balle."

Schwester Martha war bei den letzten Worten beinahe höhnisch geworden, Ottilie wagte schüchtern einzuwenden:

„Du kennst ja aber des jungen Mannes Charakter nicht einmal und wagst doch über ihn abzusprechen, Martha."

„Absprechen? Du hast ihm ja in Deiner Vertheidigung sein Urtheil gesprochen. Er ist ein Mann, und ist jung, braucht man in dieser Welt mehr, um anders zu sein?"

„Auch ich bin jung, auch Du warst jung," flüsterte Ottilie unter hervorquellenden Thränen.

„Ganz recht, und wir waren so lange verderbt, bis wir uns in diese Mauern zurückzogen. Der Genuß ist so elend; wie schön ist die Entsagung. Darum trachte, Schwester Ottilie, Dein Herz von den irdischen Gedanken frei zu machen, und zum Himmel zu erheben. Der Kranke erwacht, ich verlasse Dich, Ottilie. Der Herr stehe Dir bei!"

Das seltsame Mädchen ging von dannen, Ottilie aber heftete die Blicke auf den langsam Erwachenden, der, als er die Augen aufgeschlagen, verwundert um sich sah. Ottilie zwang sich zu einem leichten Lächeln und sagte sanft:

„Sie sind verwundert, mein Herr, sich hier an diesem Orte zu sehen, ich glaube, daß Sie sich entsinnen können, auf der Straße einer Gesellschaft gefolgt zu sein. Dann waren Sie ohnmächtig niedergesunken und hierher gebracht worden."

„Dank, Dank!" stammelte der junge Mann, „aber ich bitte um Verzeihung — ah! da sind ja meine Papiere. Gott sei gepriesen!"

Er murmelte noch einige Worte, die wie ein Gebet klangen, dann wandte er sich wieder gegen die Diakonesse:

„Um Vergebung, mein Fräulein, wo bin ich denn eigentlich?"

„Sie sind im Diakonissenhause —"

Als hätte ihn ein Skorpion gestochen, fuhr der junge Mann bei Nennung dieses Namens jäh in die Höhe. Schreckenbleich starrte er Schwester Ottilie an, die sich eine so plötzliche Umwandlung seines Benehmens gar nicht zu erklären wußte, und daher einen Krankheitsanfall befürchtete. Endlich brach er los:

„Im — im Diakonissenhause? Nein, hier kann ich nicht bleiben; entschuldigen Sie, ich bitte um meine Kleider, ich muß fort — ich fühle mich zudem ganz wohl."

Ottilie trat an das Bett, griff sanft nach dem Arm des Kranken und erwiderte:

„Sie irren sich, mein Herr, Ihr Puls schlägt ja fieberhaft, Sie sind aufgeregt bis zu einem Grade, der es ganz unmöglich macht, sie schon jetzt zu entlassen."

„Entlassen? sagt man nicht so zu Verbrechern, welche aus dem Zuchthaus kommen? Und was muß ich verbrochen haben, daß man mich in diese Teufelswerkstätte des Pietismus führt? Großer Gott —" sagte verbissen zu sich selbst der junge Mann.

Ottilien war kein Wort von dem Selbstgespräche des ihrer Pflege Anvertrauten verloren gegangen, ebenso schnitt ihr ein jedes durch die Seele und kaum gewann sie Kraft zu äußern:

„So beruhigen Sie sich doch!"

„Aha!" murmelte der Kranke wieder, „jetzt stimmt man schon einen andern Ton an, da man weiß, was von mir zu halten."

„Erlauben Sie, mein Herr, Sie endlich aufzuklären," sagte Ottilie, der die furchtbare Angst, die sich im Gesicht ihres Pflegbefohlenen malte, nicht entging. „Sie sind hier in einem Krankenhause, in dem christliche Schwestern den Dienst versehen. Wenn sie für das leibliche Heil sorgen, warum soll man ihnen nicht auch das geistige reichen? Ist der Mensch in einer Krankheit nicht Gott am nächsten gerückt."

„Schlimm genug," antwortete der junge Mann, „daß es überhaupt noch nöthig ist, irgend Jemand auf Gott aufmerksam zu machen. Sehr schlimm, wie ich wohl einsehe, aber zwischen Frömmigkeit und Frömmelei, mein Fräulein, liegt ein himmelweiter Unterschied."

Ottilie biß sich auf die Lippen und sagte:

„Wer sagt Ihnen aber denn, daß in unsrer Anstalt die Frömmelei, wie Sie es zu nennen belieben, zu Hause ist?"

Der Kranke schwieg eine Minute, dann bat er:

„Ich bitte Sie, den Gegenstand des Gespräches fallen zu lassen. Es würde Sie ja verletzend berühren, wenn ich meine Ansichten über Ihre Anstalt hier weiter kundgeben sollte."

Ottilie wandte sich ab und fragte dann wie zufällig:

„Ich habe mir aber Ihren werthen Namen, mein Herr, noch nicht sagen lassen."

„Mein Name, der wenig zu bedeuten hat, ist Julian Plattmann."

„Julian Plattmann," wiederholte Ottilie hastig. „Sind Sie nicht Rechtskandidat und aus Königsberg?"

„Allerdings trifft dies Alles zu. Kennen Sie mich zufällig?"

„Zufällig nicht, mein Name ist Ottilie Plattmann."

„Ha, meine Cousine!" rief erregt der Kranke. „Wie kommt es aber," fuhr er trüb fort, „wie kommt es, Ottilie, daß ich Dich hier finde? Gerade hier — und o, nun weiß ich mir's auch zu erklären, warum seit einem halben Jahre Deine Briefe ausgeblieben sind."

„Julian, ich nenne Dich noch Du, obgleich es der Sitte dieses Hauses widerspricht; wenn ich Dir Alles erzählen sollte, wie ich dazu gekommen, in dies Haus zu gehen —"

„Du würdest Schreckliches zu erzählen haben. Armes Mädchen, ich glaube Dir gern, eh' Du den Entschluß faßtest, hierher zu gehen, mußte Dein ganzes inneres Wesen geknickt werden. Es ist furchtbar!"

„Du scheinst Dir eigenthümliche Vorstellungen über diese Anstalt zu machen, lieber Cousin; es ist vielleicht nicht halb so schrecklich als Du meinst."

„Und dann immer noch schrecklich genug. Nun sind viele meiner Lebenshoffnungen zerstört, zerstört durch Dich, Ottilie."

„Durch mich, Julian? Welche Hoffnungen magst Du Dir gemacht haben. Ich zittere bei der Vorstellung."

„Wenn es eine thörigte Hoffnung genannt werden muß, daß ich träumte, an Deiner Seite mein Lebensglück zu finden, so war ich thörigt."

Ottilie erröthete von Neuem.

„Ich war, wie Du weißt, bereits Braut, Julian. Jetzt bin ich des Himmels Braut."

„Daß Du verlobt warst, wußte ich; aber eben auch, daß die Verlobung rückgängig geworden. Und Dich als Diakonesse zu finden, eher hätte ich des Himmels Einfall vermuthet. Ist Dein Probejahr vorüber?"

„Seit vier Wochen bin ich erst hier."

„Nun, so ist ja noch nichts verloren. Ottilie, kannst Du noch dem Leben angehören, willst Du es und soll ich gerade der Glückliche sein, der Dein Leben besitzt?"

Verwirrt, erglühend, bangend stand die liebliche Jungfrau da, duldete es, daß der kranke Cousin seinen Arm um sie schlang, sie ließ sich sogar von ihm küssen; dann aber riß sie sich los.

„Nein, Julian, es ist ein Sinnenrausch, der mir abermals Liebe und Freude vormalt. Die Liebe ziemt nicht für mich, die Freude ist nicht mein Theil, ich habe mir das Bessere erwählt, den Himmel und seine Freuden."

„Ottilie besinne Dich und komme zurück von so unheilsvollen Gedanken. Ich werde unglücklich, Du wirst unglücklich, wenn Du nicht so bald als möglich diesem Hause entfliehst. Ich liebe Dich ja!"

„Und wenn ich auch wollte," sagte die Diakonesse schmerzlich, „wenn ich auch wollte, ich dürfte nicht mehr von hier fort. Schwester Martha würde weinen, die Vorsteherin mich abmahnen, Pastor Wille mit allen Strafen des Himmels drohen. Ich kann nicht von hier fort."

„Stehst Du nun," wehklagte Julian, „in welche Lage Dich die Voreiligkeit, hier in das Haus zu treten, geführt hat. Du wußtest seit einem Vierteljahre, daß ich kommen würde, um Dich zu sehen, zu lieben und zu warten, ob Du mich lieben könntest, Du wußtest das Alles und doch —"

„Eben darum, weil ich die Liebe für Sünde hielt, oder für Thorheit, für Wahn, eben darum."

Heiße Küsse Julian's verschlossen dem Mädchen auf's Neue den Mund, und in dem engen Raume eines Krankenstübchens hatte eine Liebe Raum gefunden.

II.

Freudvoll, leidvoll, gedankenvoll sein.
Göthes Egmont.

Ottilie war die Tochter eines der ersten Kaufleute ihrer Vaterstadt, der unglücklicher Weise sein gesammtes Vermögen durch eine jener unseligen Spekulationen verlor, die jetzt an der Tagesordnung sind. Bei seinen alten Rechtlichkeitsbegriffen hielt es der alte Plattmann für unwürdig, einen Bankerott zu überleben, der allerdings insofern ein höchst unglücklicher zu nennen war, als durch ihn einige unbemittelte Familien auch um die kleinen Ersparnisse gebracht wurden, die sie besaßen. Die Mutter Ottilien's überlebte den Ruin ihres Hauses und den Tod ihres Gatten kaum zwei Jahre. Sie siechte sichtlich hin. Deshalb nahm sich Ottilien's und ihres Bruders Hermann der alte Major von Grei-

ner an. Er hatte leider nicht die Mittel, den Kindern etwas hinterlassen zu können, seine Wohlthaten beschränkten sich also auf eine möglichst gute Erziehung, die Hermann in den Stand setzte, seiner Neigung zum Militär zu folgen, Ottilie aber mit ihrem achtzehnten Jahre eine Stelle als Gesellschaftsfräulein bei einer Gräfin von Bodenheim verschaffen.

Die Gräfin lebte im Sommer auf einem kleinen Gute, ohnweit dem Landsitze Major von Greiners, mit dem sie in sehr enger Freundschaft stand, den Winter aber zog sie vor, in der Residenz mit ihrem Strudel von Vergnügungen zuzubringen.

Hier begann auch Ottilien's Unglück. Ein Neffe der alten Gräfin, der Leutnant von Bodenheim, wurde sowohl durch seine Besuche bei der Tante, als durch das Verhältniß, in dem er zu Hermann, Ottilien's Bruder, stand, mit dem schönen Mädchen, das sogleich seine Aufmerksamkeit fesselte, bekannt. Es erfolgten die gewöhnlichen Liebeserklärungen, und in Zeit von einem Vierteljahre konnte Leutnant Bodenheim seiner Tante sich als den Verlobten ihres Gesellschaftsfräuleins vorstellen, wogegen dieselbe übrigens ganz und gar nichts einzuwenden fand.

Die Hochzeit mußte aber um ein Jahr oder länger hinausgeschoben werden, aus dem Grunde, weil beide Theile vermögenslos waren und es nach Militärgesetzen keinem Leutnant gestattet sein soll, eine vermögenslose junge Dame zu heirathen. Ottilien's Verlobter hatte eine Stiefmutter, deren Vermögen ihm, dies wußte er sicher, einst und zwar sehr bald, denn dieselbe litt an einer unheilbaren Brustkrankheit, zufallen würde. Er war also guten Muthes und hoffte von der Zukunft das Beste.

Ottilie war auch noch kein Vierteljahr verlobt, als die Voranstaltungen ihres Bräutigams eintrafen und dessen Stiefmutter starb. Freudig reiste der Leutnant nach dem Schlosse der Verblichenen ab, um dort der Testamentseröffnung beizuwohnen. Er ahnte nicht, welch' ein Schlag ihm von diesem unheilvollen Papier, von dem er leider seine ganze Zukunft abhängig gemacht hatte, versetzt werden sollte.

Seine verstorbene Stiefmutter war eine von jenen Damen gewesen, welche die Einbildung, daß der Geburtsadel in unsern Tagen noch einigen Werth habe, nicht aufgeben können; sie war adelsstolz bis zum höchsten Grade und in Rücksicht darauf hatte Leutnant von Bodenheim von seiner Verlobung nie etwas gemeldet. Die Sache war aber doch zu den Ohren der alten Dame gekommen und diese nahm ihre Maaßnahmen darnach.

Bei der erfolgten Testamentseröffnung zeigte es sich, daß sie ihren Stiefsohn nur unter der Bedingung zum Universalerben eingesetzt habe, daß er sich entschließe, einem näher bezeichneten Fräulein die Hand zu reichen; im Falle er dies ablehnen müsse, solle er nur ein Legat von zehntausend Gulden erhalten, das ganze andere Vermögen aber an ein Kloster übergehen. Das Fräulein sei ganz mit der Heirath einverstanden.

Rath- und thatlos stand Herr von Bodenheim bei dieser unerwarteten Klausel da, sollte er das Vermögen, nach dem er schon so lange gestrebt, aufgeben, oder sollte er Ottilien den Schwur der Treue brechen. Es war eine jener Kollissionen, bei denen der Mensch gewöhnlich denjenigen Ausweg, welchen er nach langem Schwanken und Ringen gewählt hat, später beklagt.

So auch hier. Herr von Bodenheim ließ sich, zudem das für ihn bestimmte Fräulein ihm nicht geradezu mißfiel, von der Aussicht des Reichthums verlocken und schrieb Ottilien, indem er ihr die Gründe auseinandersetzte, daß er die Hoffnung einer Verbindung mit ihr aufgeben müsse, ihr aber stets ein freundliches Andenken, wie sie es verdiene, bewahren werde. Zugleich sandte er den Verlobungsring wieder zurück.

Hermann Plattman, über die Schmach, welche er seiner Schwester angethan glaubte, entrüstet, forderte den Treulosen zu einem Duell auf Pistolen, was dieser, den Austritt aus der Armee wählend, nicht annahm, Ottilie aber blieb eine Verlassene. Sie suchte Trost bei einem gewissen, im Rufe der Heiligkeit stehenden Prediger, dem in der Residenz allbekannten Pastor Wille, der ebenso sehr, als ihn der größere und aufgeklärtere Theil der Bevölkerung ignorirte, von der Partei, die der innern Mission anhing, vergöttert wurde.

Pastor Wille, „der Wolf der evangelischen Ascetik", wie man ihn ganz richtig bezeichnete, empfing die trostsuchende junge Dame im Anfang höchst liebevoll, ermangelte nicht, sie auf Gottes Güte und Vaterhuld hinzuweisen und ihr überhaupt so trostreich zuzusprechen, daß die arme Ottilie immer mehr Vertrauen zu ihm faßte, und sowohl die Warnungen des Majors von Greiner als ihres Bruders Hermann in den Wind schlug.

Da mochte es wohl auch nicht auffallen, wenn Ottilie bald darauf zu denjenigen weiblichen Wesen gehörte, die man im Allgemeinen mit dem Namen Betschwestern bezeichnet und die

freilich selten ein so junges und schönes Mädchen, dem die Welt mit allen Freuden noch offen steht, in ihren Reihen zählen. Pastor Wille versorgte sie reichlich mit „Tractätchen", schickte ihr regelmäßig sein „Erbauungsblatt für fromme Christen" zu, wofür Ottilie allvierteljährig einen Gulden entrichtete, ein Preis, wofür sie allenfalls besseres und mehr Löschpapier haben konnte. Unter Anderm hatte Pastor Wille auch bald genug von Ottilien ihre frühern Verhältnisse, das unglückliche Ende ihres Vaters und dergleichen mehr in Erfahrung gebracht. Darauf gestützt, begann der würdige „Diener Gottes" seinen Operationsplan.

Er stellte Ottilien vor, daß es jedenfalls ein gutes Werk sei, für andere Sünden abzubüßen, daß es ferner gewiß wäre, daß ihren Vater die hölische Verdammniß getroffen, schon weil er der Erde und nicht dem Himmel gelebt, weil er den Kasten der Wittwen und Waisen betrogen und seinem Leben, worauf er kein Recht hatte, freventlich ein Ende gemacht; Ottilie würde demnach am besten thun, als eine gute Tochter und fromme Christin der sündigen Welt ganz zu entsagen, dann sei es möglich, daß sich Gott ihres Vaters armer Seele erbarme.

Ottilien's Geist, der ohnehin durch die traurigen Erfahrungen in ihrer Liebe, durch den Ekel vor allen menschlichen Freuden und durch die Selbstpeinigungen, die sie sich auf Rath Pastor Wille's auferlegt hatte, bedeutend geschwächt war, nahm diese Vorstellungen ohne Widerrede auf, verarbeitete sie möglichst und so kam es denn, daß schon nach einigen Wochen das schwergebeugte Mädchen sowohl ihrem Onkel als auch ihrer bisherigen Herrin, als auch dem erstaunten Bruder den Entschluß mittheilte, in das Diakonissenhaus des Ortes, das allgemein als eine Pflegschule frömmelnder Mystik und Heuchelei galt, einzutreten. Vergebens suchten die Verwandten auf's Neue ihrem Entschluß entgegenzutreten; vergebens schrieb Hermann an seinen Cousin Julian, in aller Eile zu kommen, um Ottilien durch ein möglicher Weise angeknüpftes Verhältniß von ihrem Entschlusse zurückzubringen, und theilte dies Ottilien mit. Pastor Wille's unheilvoller Einfluß überwog schon die Stimme der Natur und der Vernunft und es war nicht länger möglich, Ottilien zu ändern, man ließ sie deshalb gehen, freilich mit der geheimen Hoffnung, daß sie das Probejahr und die Ankunft ihres Cousins, dessen Besuche man im Diakonissenhause zu vermitteln vermochte, auf andre Gedanken bringen würde. Wohl manche Familie, die eine geliebte Tochter in diese traurigen protestantischen Klöster eintreten sieht, mag sich mit solcher Hoffnung schmeicheln, sie ist vergeblich! — oder auch nicht vergeblich. Alle, welche in das Labyrinth geführt wurden, hofften einen Ausweg aus demselben zu finden, erst an Ariadnes Faden gelang es dem Theseus!

Julian Plattmann, der Rechtskandidat aus Königsberg, hatte dort noch ein Examen zu bestehen gehabt, dies hielt ihn sechs Wochen auf und gerade in dieser Zeit erfolgte Ottilien's Eintritt in die Diakonissenanstalt. Er reiste dann unverzüglich ab, hatte kurz vor der Residenz das Unglück, die Börse zu verlieren und da er seine Papiere auf dem kleinen Orte nicht verwerthen, auch nichts verkaufen konnte, weil ihm der Wirth seine Effekten für die Rechnung vorenthielt, so entschloß er sich, zu Fuß nach der Residenz zu wandern. Die Kälte des Wintertags, das Ungenügende seiner Kleidung führten die Scene herbei, welche wir im Eingange unsrer Erzählung geschildert und die ihn auf eine so glückliche Weise der geliebten Cousine nahe brachte. Vorher hatten sie sich wohl gekannt, das heißt, aus einem ununterbrochenen Briefwechsel, aber merkwürdiger Weise nie gesehen. —

Am Morgen, nachdem Julian in die Diakonissenanstalt gebracht und der Pflege seiner schönen Cousine übergeben worden, die ihn auf eine ganz andre Weise gepflegt, als sich die Vorsteherin und Schwester Martha wohl träumen ließen, erschien die letztere als Besuch auf der Krankenstube Julian's.

Ottilie war in der peinlichsten Verlegenheit, wie sollte sie Martha, die es wirklich gut mit ihr meinte, gegenübertreten? durfte sie heucheln, oder sollte sie gar das Geheimniß ihrer jungen Liebe preisgeben? Sie konnte sich selbst diese Frage schwer beantworten, ein Wink Julian's genügte indessen, sie vor der Hand schweigend zu machen, und das Gespräch auf gleichgültige Dinge zu lenken.

Obgleich es nun Schwester Martha nicht entging, daß Ottilie heute anders sei als gewöhnlich, so schob sie dies auf Rechnung der ersten Krankenpflege und als sie vollends vernahm, daß der junge Mann ein Cousin Ottilien's sei, schwand aller Argwohn. Wer beschreibt daher ihr Erstaunen, als sie von Ottilien, die sie beim Scheiden aus dem Zimmer begleitete, die Worte vernahm:

„Martha, wir werden uns wohl trennen müssen. Ich liebe den jungen Mann, meinen Cousin, und er hat mich bestimmt, die Anstalt zu verlassen. Ich wollte es noch heute der Vor-

steherin anzeigen, nun kannst Du mir den Liebesdienst erweisen.“

„Du liebst ihn? Welcher Wahn verblendet Dich wieder? Du sahst ihn gestern Abend zum ersten Male, Du liebst ihn —“

„Weil er mich aus diesen Mauern erlösen wird, Martha. Es mußte einmal heraus, ich kann es hier nicht aushalten. Ich muß noch dem Leben gehören.“

(Schluß folgt.)

Uralter Adel.

„Wollen Herr Graf gefälligst Ihren Namen unterzeichnen.“

„Schreibe nicht! Schreiben's nur: „Wegen uralten Adels des Schreibens unkundig“, dann druck' i mei Wappel drunter.“

Der Speisezettel.

„Sie, Liebster, haben Sie keinen Kalbskopf?“

„O ja! o ja!“

„Aber wo steht er denn — wo denn?“

„Sans doute! Wollen Sie sich nur überzeugen! Sehen Sie ihn noch nicht stehen?“

Dresden: Verlag von H. H. Grimm & Comp. — Druck von E. H. R. Roempler.
Verantwortlicher Herausgeber: Hermann Grimm.

Mit Illustrationen von Dresdner Künstlern.

Telegraphische Depesche für die Abonnenten.

Band II. Vom Telegraphen erscheint monatlich eine Lieferung von 2 Bogen mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten. — Preis jeder Liefr. 3 Ngr. (12 kr. C.-M.) — Zwölf Lieferungen bilden einen Band, für welchen man sich durch Annahme der 1. Lieferung verpflichtet. — Als Prämie wird am Schlusse des Bandes ein prachtvoll ausgeführtes Kunstblatt gratis beigegeben, dessen Preis im Kunsthandel 2 Thlr. Pr. C. ist. Liefr. 12.

Die Söhne Hesky's.

Böhmische Volkssage von **Ed. Gottwald.**

I.

Um den kranken Vater stehen
Hesky's Söhne wuthdurchbebt,
Den der bleiche Todesengel
Immer näher schon umschwebt.

Bittend hat er zu den Seinen
Den gebrochnen Blick gewandt,
Da sie wissen, daß vergiftet
Ihn der eignen Gattin Hand.

„Gebt mir!" ruft er im Verscheiden,
„Gebt mir Euer Ritterwort,
Nie zu rächen an der Mutter,
Den an mir verübten Mord!"

„So treff' sie nicht unsre Rache!"
Tönt es aus der Söhne Schaar:
„Aber wie soll kund uns werden,
Wer des Mordes Ursach' war?!"

„Wlaska!"*) stöhnet Hesky zuckend
Und sinkt todt darauf zurück.
Da begegnen mit Entsetzen
Staunend sich der Söhne Blick.

Weinend krümmt in stummen Schmerze
Sich des Hesky jüngster Sohn,
Denn des Vaters Gifttrank raubte
Ihm der lauten Sprache Ton.**)

Und der älteste der Brüder
Zieht den Knaben wild empor:
„Du, der durch der Mutter Frevel
Früh des Vaters Schutz verlor;

*) Wlaska auch Wlasta, die erste Gürtelmagd der Herzogin Libussa von Böhmen, erhob nach deren Tode die Fahne des Aufruhrs unter den böhmischen Frauen und war die Urheberin des in der Geschichte bekannten böhmischen Mägdekriegs.

**) Der jüngste Sohn Hesky's hatte, der Sage nach, von dem vergifteten Meth, welcher für den Vater bestimmt war, gekostet und wurde dadurch stumm.

Mög' Dein Kummerblick uns mahnen,
Bis der Rache Durst gestillt.
Wlaska's Blut färb' unsre Schwerter,
Eh' der Mond sich wieder füllt!"

II.

Aus dem Böhmer-Land vertrieben
War des Hesky ält'ster Sohn,
Und es war ob der Verbannung
Schon manch' hartes Jahr entfloh'n.

An dem Herzog sich zu rächen,
Der ihn schuldlos einst verbannt,
Kehrt er endlich heimlich wieder
In sein theures Vaterland.

Und er staunet ob der Kunde,
Die er hier von Jedem hört,
Daß sich eine Schaar von Weiber
Gegen Primislav empört.

Auf der Hofburg liegt der Herzog
Krank durch Wlaska's Höllenkrant
Und des Aufruhrs wilde Stimme
Tobt im ganzen Lande laut.

Gegen Weiber Krieg zu führen
War zu stolz die Ritterschaft,
Bis sie alle sehn mit Schrecken,
Wie die Schaar gewinnt an Kraft.

Endlich wollen sie's versuchen,
Was ein Weiberheer vermag,
Und zieh'n gegen sie zu Felde,
Lustig, wie zum Trinkgelag.

Doch als sie der Diwni*) nahen,
Oeffnet sich sein Riesenthor,
Und an ihrer Mägde Spitze
Stürzet Wlaska kühn hervor.

Wohlgeübt mit Schwert und Lanze
Dringen auf den Feind sie ein,
Staunend weichen der Wladiken**)
Festgeschloss'ne Heldenreih'n.

Und auf ihrem Tigerrosse
Nahet Wlaska, alles flieht,
Bis sie, tief im Kampfgewühle,
Sich vom Feind umgeben sieht.

Jubelnd sprengen jetzt die Böhmen
An die Kämpfende heran,
Da bricht durch der Ritter Reihen
Hesky's Sohn sich plötzlich Bahn.

Wirft die Feinde höhnend nieder,
Hebt die Wlaska auf sein Roß,
Und sprengt unter Spottgelächter
Nach der Mägde festem Schloß.

III.

Sinnend stand vor Wlaska's Throne
Hesky's Sohn mit ernstem Blick,
Und es weichen scheu die Mägde
Auf der Herrin Wink zurück.

Und das schlaue Weib beginnet
Jetzt mit wehmuthsüßem Ton:
„Glaubt, Herr Ritter, daß nicht alles
Gute Wlaska's Brust entfloh'n.

Ob auch Männertrug und Tücke
Mich dem Wahnsinn nah' gebracht,
Und des Lebens sonnig Lächeln,
Mir verwandelt längst in Nacht,

Fühl' ich mich doch dankverpflichtet,
Euch, der mich gerettet hier,
Und Ihr seht die blut'ge Wlaska
Jetzt als Bittende in mir.

Nimmer sollten diese Mauern
Eines Mannes Antlitz seh'n,
Doch Euch soll als Hesky's Sohne
Alles zu Gebote steh'n.

Ich erkannt' Euch, als die Schwärme
Der Wladiken mich umringt,
Stiasson ist's: rief ich ahnend,
Der dir Hülf' und Rettung bringt."

„Nun, beim Czernebog!" rief dieser,
„Fast glaub' ich die Weibermähr',
Die man mir von Euch erzählte:
Daß allwissend Wlaska wär'.

Doch Ihr irrt; nicht Euch zu dienen
Bin ich rettend Euch genaht.
Nur an Primislav mich rächen
Wollt' ich mich durch diese That.

*) Diwni oder Diewni, auf deutsch: Mägdeburg, der erste feste von Wlaska erbaute Waffenplatz der rebellischen Weiber.

**) Wladiken, böhmische Edelleute, deren Hauptbeschäftigung Fehde und Jagd war, während die Zeemänner, ebenfalls Adelige, Feldbau und Viehzucht trieben.

Darum laßt mich weiter ziehen,
Mich mahnt eine ernst're Pflicht,
Als der Weiberherrschaft fröhnen,
Euern Dank verlang' ich nicht."

Da durchblitzet Wlaska's Augen
Stolzen Zornes dunkle Gluth,
„Ihr nur!" ruft sie, „dürft dies sagen,
Euch nur halt' ich dies zu gut!

Bleibet bei mir! meinen Schaaren
Fehlt ein Lehrer, so wie Ihr,
Und in meinen Armen lohne
Süße Liebe Euch dafür!"

Und mit Zauberlächeln blicket
Wlaska nach dem Ritter hin.
„Wohl!" grollt dieser, „laßt uns sehen,
Ob ich hier zum Glück Euch bin!"

IV.

Mitternacht war schon vorüber,
Als, durch finstrer Träume Macht
Tief gequält, an Wlaska's Seite,
Stiasan vom Schlaf erwacht.

Und er eilt hinaus in's Freie,
Schwach noch dämmerte der Tag,
Wo, vom Moldaustrom umschlungen,
Sich erhob das junge Prag.

Von des stolzen Diwni Söller
Schaut er hin, von Schmerz durchbebt,
Wo, hoch über alten Eichen,
Sich der Hesky Burg erhebt.

Da naht ihm mit leisen Stöhnen
Eine hohe Frau'ngestalt,
Richtet düster ihre Blicke
Auf den Ritter starr und kalt.

Stürzt dann plötzlich jammernd nieder,
Als des Mondes Silberlicht,
Hell den Rittersmann bescheinend,
Durch die dunklen Wolken bricht.

„Ja! Du bist es!" ruft sie wimmernd:
Hast nicht Ruhe mehr im Grab.
Und stürzt schnell sich von dem Söller
In die Felsenschlucht hinab.

„War dies meiner Mutter Stimme?"
Ruft er mit entsetztem Blick.
Und nach Wlaska's Lager eilet
Er mit finsterm Groll zurück.

Aus dem Schlummer sie erweckend
Faßt er sie mit nerv'ger Hand:
„War nicht eine Eurer Frauen
Meinem Herzen nah verwandt?"

Da blickt sie erschüttert nieder,
Doch schnell ruft sie stolz empört:
„Wißt Ihr, Ritter, welche Antwort
Eurer Frechheit wohl gehört?!"

Wild in Höllenflammen glühen
Ihre Blicke und im Nu
Faßt ihr Hüfthorn sie voll Beben,
Doch der Ritter grollt ihr zu:

„Wagst Du Hülfe hier zu rufen,
So stirbst Du, die mich bethört,
Eh' noch eine Deiner Mägde
Deines Hornes Töne hört.

Noch nicht reif bist Du zur Rache,
Doch wenn Hesky's Burg mir sagt,
Was in grauenvoller Ahnung
Tief in meinem Innern tagt:

Dann schlägt Deine letzte Stunde,
Sühnen will ich mein Vergeh'n;
Bis zum ew'gen Leichenfeuer
Will ich zürnend vor Dir steh'n."

Ihrem Aug' ist er entschwunden
Und betäubt blickt sie ihm nach.
„Ha!" knirscht Wlaska, „dies, Vergeltung,
War Dein erster Flügelschlag!"

V.

Wild heult der Sturm durch die nahende Nacht,
Der Himmel ward trüber und trüber,
Die Wolken, sie zogen in schauriger Pracht
Am zitternden Mondlicht vorüber.
Da stand in des Hesky verödetem Schloß
Ein Ritter, frei graf'te sein mächtiges Roß
Auf des Burghofs wuchernder Weide.

Und wie er so sinnet verlassen, allein,
Im Kampf mit dämon'schen Gewalten,
Da sieht bei der Fackeln unheimlichen Schein
Er nahen sechs Männergestalten.
Die, als sie von ferne den Rittersmann seh'n,
Nun zögern, als wollten nicht weiter sie geh'n,
Und der Aelt'ste von ihnen beginnet:

„Wer seid Ihr! der jetzt in so nächtigem Grans
Betritt die verödeten Hallen!?

Hier ist für Euch, Ritter, kein gastliches Haus
Und wird Euch wohl schwerlich gefallen,
D'rum reitet nur weiter trotz Wetter und Sturm,
Von ferne dort zeigt sich Burg Damoslav's Thurm,
Dort wird man Euch gastlich bewirthen."

Doch kalt ruft der Ritter mit höhnendem Ton:
„Hier will über Nacht ich heut' bleiben,
Wer wagt's wohl, des Hesky verstoßenen Sohn
Aus dem Erbe der Väter zu treiben?"
„„Wie, Stiasan!"" rufen voll Freude und Schmerz
Die Brüder und sinken dem Bruder an's Herz:
„„Willkommen, willkommen zur Rache!""

Doch dieser prüft alle mit forschendem Blick
Und fragt sie: „Warum kehrt voll Bangen
Ihr heimlich zum Schlosse der Hesky's zurück,
Als hättet Ihr Böses begangen?"
„„Wir haben die Mägde, von Wlaska gesandt,
Um Frieden zu stiften, von Rache entbrannt,
In der Hofburg des Herzogs ermordet.""

Da ziehet der Aelt'ste voll Wehmuth sein Schwert,
Und rufet, zum Himmel gewendet:
„Wir All' sind des Namens der Hesky nicht werth
Und haben die Ehre geschändet.
Doch ehe der Vollmond sich wieder erneut,
Sei Böhmen vom Joche der Wlaska befreit,
Als Sühne für unser Vergehen."

Da blitzen die Schwerter durch's Dunkel der Nacht,
Es theilen die Wolken sich wieder.
Hell blicken die Sterne in friedlicher Pracht
Auf die Söhne des Heshy hernieder.
„Uns hören die Götter! der Schwur wird erfüllt!"
So rufen die Brüder und sinken, verhüllt
Das Antlitz, still betend zur Erde.

VI.

Laut schmettern die Hörner im Moldauthal,
Hell brennt auf den Bergen das Feuer,
Stolz blitzen die Waffen im sonnigen Strahl,
Es heben die Herzen sich freier.
Die Böhmen, sie halten gerüstet zur Schlacht,
Vor der Hofburg des Herzogs mit stattlicher Macht
Und wollen den Führer erwarten.

Da sprengt aus des Schlosses geöffnetem Thor
Ein Jüngling voll fürstlicher Würde,
Hoch bäumt sich sein muthiges Schlachtroß empor,
Als kenn' es den Werth seiner Bürde.
„Heil!" rufen die Böhmen: „Heil Primislav!
Er sendet den Sohn uns. Nezamislav
Wird siegreich zum Kampfe uns leiten!"

Doch der Felsen, der steil um den Diwni sich zieht,
Trotzt höhnend den feindlichen Stürmen,
Die Böhmen erblicken, von Kampflust durchglüht,
Wie Leichen auf Leichen sich thürmen.
Da schicken sie plötzlich zur Scheinflucht sich an,
Laut jubelnd erblicken im trunkenen Wahn
Die Mägde die Flucht der Wladiken.

Und Wlaska, sie wird es hohnlachend gewahr:
„Ha! seht, wie die Männer entweichen!
Auf! tödtet von jener feigherzigen Schaar,
Was nur Euer Schwert kann erreichen!"
So ruft sie, und lenkt in den fliehenden Troß
Mit wüthender Eile ihr bäumendes Roß,
Wild schäumend voll glühender Rache.

Da wendet sich plötzlich das feindliche Heer
Und ordnet zur Schlacht sich. Betroffen
Gewahren die Mägde, daß ihnen nicht mehr
Der Rückzug zum Diwni jetzt offen.
Und krampfhaft durchzuckt es die Wlaska, sie sieht,
Wie scheu aus den Mägden die Kampflust entflieht
Und stürmt in das wild'ste Getümmel.

Da trennt aus der Böhmen geschlossenen Reih'n
Ein Häuflein sich weiter und weiter,
Fast scheint es, als wollten dem Tod sie sich weih'n,
Denn schwarz sind Rosse und Reiter.
Und Wlaska fährt mit Entsetzen empor,
Schon sprengt jetzt der erste der Ritter hervor
Und reitet ihr drohend entgegen.

Die finsterste Ahnung umkrallt ihre Brust.
„Ha!" ruft sie, „wir sehen uns wieder!
Ja, Stiasan! Du bist's, willst büßen die Lust!
So fahre zur Hölle denn nieder!"
Wuthschnaubend erhebt sie ihr Schwert und mit Kraft
Schwingt sie's auf den Ritter, doch dieser entrafft
Die Wehr ihr mit höhnendem Lachen.

„Es winken die Schatten der Eltern! Es naht
Verwors'ne! die Rache von oben!"
So brüllet jetzt Hesky, zur blutigen That
Sein mächtiges Schlachtschwert erhoben.
Und Wlaska — sie sinket — getroffen und bleich
Stöhnt sie: „Ja, wir sehen in Czernebogs Reich
Uns wieder beim Feuer der Leichen!"

Sie stürzt todt vom Rosse; die Mägde entflieh'n,
Laut jammernd um Rettung und Gnade,
In den Diwni die Böhmen als Sieger nun zieh'n,
Doch auf wilden, unwegsamen Pfade
Entweichen die Hesky's den jubelnden Reih'n
Und finden beim Vollmond, verlassen, allein,
Im Burghof der Väter sich wieder.

Mutter und Sohn.

(Schluß.)

In dieser uncivilisirten Gegend ist es nicht selten, daß die Begegnenden sich ansprechen. — Der Bauer grüßte mich, ich erwiderte seine Höflichkeit, näherte mich ihm und fragte in mitleidigem Tone:

„Ihr Kleiner hat Mühe, fortzukommen; er friert, deshalb weint er wohl."

„Es ist nicht mein Kind," sagte traurig der Bergbewohner, „und der Kälte halber weint er nicht, er ist daran gewöhnt."

„Sie gehen nach Embrun?"

„Ja, mein Herr."

„Sie haben noch zwei Meilen zu machen, das ist sehr beschwerlich bei dem schlechten Wege und dem Schneegestöber."

„Ach, das schadet nichts," sagte der Bauer. Als der Kleine mich reden hörte, zog er die Hand von den Augen, um mich anzublicken. Ich war betroffen von der Aehnlichkeit zwischen ihm und meinem verstorbenen Bruder, und ich konnte meinen Blick nicht von ihm wenden. Das war allerdings nicht die feine, weiße Haut, nicht das goldene, sorgfältig gekämmte Haar; aber es war derselbe Blick, der durch die Thränen glänzte, dieselbe Stirn, die sich unter der schweren wollenen Mütze versteckte, und vor Allem derselbe kummervolle, betrübte Ausdruck. Es waren weniger Stephan's Züge, als überhaupt sein Gesicht. Ich weiß nicht, weshalb ich mein Herz schlagen fühlte beim Anblicke des Bildes meines Bruders. — Dieser hier trug die Zeichen einer robusten Gesundheit, seine Wangen waren rund, voll und geröthet, seine Glieder, von der Kälte abgehärtet, waren eben so geschmeidig wie stark, während seine Schultern schon breit wurden und sich ausdehnten.

Als ich den Knaben sah, liebte ich ihn schon, und er weinte nicht mehr; er sah mich mit naivem Erstaunen an, als fände er ein besonderes Vergnügen darau, mich zu sehen.

„So, das ist also nicht Ihr Sohn?" sagte ich maschinenmäßig zu dem Greis.

„Ach nein, mein Herr, es ist ein armes, verlassenes Geschöpf, das man meiner Frau vor vier Jahren in's Haus gebracht hat, sie hat es gesäugt, wir haben uns seiner angenommen, wir lieben es. — Aber jetzt sind es schon drei Jahre, seit wir weder Geld, noch Nachrichten von seiner Mutter erhalten haben. Leider sind wir nicht im Stande, es länger zu ernähren, ich habe unsern Maire zu Rathe gezogen, der mir auftrug, es in's Hospital zu Embrun zu führen: ich will soeben hin."

Als der Knabe diese Rede vernahm, fing er auf's Neue heftig zu weinen an.

„Haben Sie keine Spur, die Ihnen zur Entdeckung seiner Eltern verhelfen könnte?"

„Nichts; seine Mutter, ohne Zweifel ein junges Mädchen, das einen Fehltritt begangen, hat uns zweimal geschrieben, vor etwa drei Jahren; sie bat uns, Geduld zu haben. Es war keine Adresse auf dem Briefe, und diejenige, die sie uns gab, war falsch."

„Es betrübt Sie wohl sehr, das Kind in's Findelhaus zu bringen?"

„Gewiß, mein Herr! Wenn irgend ein Wohlthätiger sich seiner angenommen, hätten wir doch wenigstens gewußt, daß es glücklich wird; aber dort —"

Ein plötzlicher Gedanke wurde in mir wach, ich gehorchte ihm, wie einer höhern Eingebung.

„Kommen Sie," sagte ich zu dem Greis.

Ich ergriff die Hand des Kindes, vergaß meine Arbeiten, sowie das Geld, was mir heute ausgezahlt werden sollte, ich kehrte wieder um. Der Bauer verstand mich nicht; der Kleine erhob seine großen Augen vertrauensvoller zu mir.

In meiner Wohnung angekommen, zündete ich ein Feuer an und gab ihnen zu essen.

„Vor einigen Augenblicken" — sagte ich zu dem Greis — „wünschten Sie, daß sich Jemand des armen Knaben annehmen möchte. — Ich bin nicht reich — aber vertrauen Sie ihn mir an, — er wird glücklich sein; ich bin eine Waise, wie er, er wird mir meine Familie ersetzen, wie ich ihm die seinige, — wollen Sie ihn mir geben?"

„Wird er denn nicht in's Hospital kommen?" fragte in ängstlichem Tone der alte Bauer.

„Niemals!"

„O dann nehmen Sie ihn, mein Herr, Gott wird Sie dafür segnen."

Das war eine ergreifende Scene, wir weinten alle Drei.

Wir kamen überein, daß ich zu dem braven

Manne gehen, und daß er mir die Briefe von der Mutter des Knaben zustellen sollte. Ich wollte Alles aufbieten, seine Familie aufzufinden, und wenn meine Bemühungen ohne Erfolg blieben, wie es wohl zu erwarten stand, den Kleinen zu mir nehmen.

Wie allerliebst war das arme Kind, als ich es umgekleidet, gereinigt und gekämmt hatte. Er liebte mich sehr bald eben so, wie ich ihn. Mein Leben hatte von da an einen bestimmten Zweck, und ich empfand jene tiefe, reine Freude, die mir die Hoffnung auf eine frohe Zukunft wieder gab, die während meines Alleinseins so ganz in mir geschlummert hatte.

Ich nahm mir vor, die Briefe von Thomas Mutter, so war sein Name, aufzusuchen, als mein Lehrer, der noch immer dieselbe Freundschaft für mich hegte, mir eines Tages die Mittheilung machte, daß er mit bedeutenden Malereien für eine der Kirchen von Nimes beauftragt sei, und daß sich eine günstige Gelegenheit für mich böte, meine begonnene Laufbahn zu verfolgen, wenn ich ihm bei diesen Arbeiten behilflich wäre. Ich betrachtete dieses Ereigniß als eine Wohlthat der Vorsehung, und reiste sogleich mit ihm ab. Thomas begleitete uns.

Diese wichtigen Arbeiten und die, die ihnen folgten, so wie die ausbrechende Julirevolution, traten meinem Vorhaben, den alten Bauer, der mir den Knaben anvertraut, aufzusuchen, so hindernd in den Weg, daß ich es von Tag zu Tag verschieben mußte. Ich hatte wenig Zeit für mich, und mit der Glanzzeit Frankreichs begann sich mein Ruf zu befestigen. Mehrere Jahre rannen dahin, getheilt zwischen der Zeit, die ich meinen großen Arbeiten widmete, und der, die ich Thomas opferte, den ich zur Erinnerung an meinen Bruder und um der Illusion meines Herzens zu schmeicheln, Stephan nannte. Er war mein Kind geworden, ich bewachte seine Kindheit, bildete seine Jugend, er trug meinen Namen; man glaubte allgemein, er sei mein Sohn, und ich bestritt diesen mir so süßen Irrthum nicht."

„Also," sagte Madame Bergeval mit lebhaftem Erstaunen, „ist Stephan nicht Ihr Sohn?"

„Nein, Madame, und ich danke dem Himmel dafür. Als ich Sie im Jahre 1835 auf der pyrenäischen Halbinsel kennen lernte, und nach langem Zögern Ihre Hand erhielt, verschwieg ich Ihnen mein Geheimniß, aus Furcht, daß das fremde Kind einst in Ihren Augen weniger als mein Sohn betrachtet werden könnte."

„Fahren Sie fort, fahren Sie fort," sagte Madame Bergeval mit einer heftigen Bewegung.

„Mein Leben mit Ihnen war eine lange Kette von Leiden," fuhr der Maler, sich weiter fassend, fort — „meine Liebe konnte Ihren Wünschen nur Schwäche entgegen setzen; Sie haben mich für eine Null betrachtet, unfähig, Sie zu verstehen, höchstens gut genug, Sie zu bewundern; Sie haben mich zurückgestoßen, verhöhnt, verschmäht; Sie haben Schande und Verzweiflung in meine Seelenwunden gegossen. Unter dem Druck dieser Leiden welkte mein Leben dahin, meine Gesundheit ward untergraben, meine Fähigkeiten nahmen ab. — Das haben Sie aus mir gemacht; was kümmerten Sie meine Leiden, Sie liebten mich ja nicht, wie hätte sich ihr vertrocknetes, egoistisches Herz mir zuwenden können! Zehn Jahre der gräßlichsten Qualen haben mich reichlich für diese Liebe gestraft, die ich unendlich wähnte, und die jetzt plötzlich erloschen ist. Sie lachten ob meiner Leiden, und zerrissen mein Herz durch Ihre Geringschätzung. Das ist noch nicht Alles, zu den Qualen, die Ihre Gleichgiltigkeit mir zuzog, gesellte sich noch die Eifersucht."

„Mein Herr —"

„O, unterbrechen Sie mich nicht; in dieser Stunde habe ich mir all' meine Schwäche in's Gedächtniß zurückgerufen. — Ja, Sie täuschten mich, aber nicht, weil Ihre Leidenschaft Sie fortriß, sondern aus Ehrgeiz und Eitelkeit. Ihre Schönheit mußte diesem lasterhaftem Gefühl als Deckmantel dienen, das nur seinen Platz in verirrten Herzen findet, die aus Mangel an Tugend und heiligen Empfindungen dieses Mittel wählen. Mein Unwille stieg mehr und mehr, ich achtete Sie nicht mehr, aber ich liebte Sie noch — das war Thorheit, Feigheit; aber ich liebte Sie. — Wie man einem verzogenen kranken Kinde sein Spielzeug hinwirft, so warfen Sie mir Ehrenbezeugungen, Orden und Bänder hin. — Ich wies sie zurück, denn sie waren um den Preis der Ehre meines Namens erkauft."

„Mein Herr!" schrie Madame Bergeval mit Heftigkeit; aber die vibrirende Stimme ihres Mannes machte sie verstummen.

„Wohl zwanzigmal, wenn Sie, strotzend von Gesundheit, mit den verführerischsten Reizen ausgestattet, sich neben mir armen, von Ihrer Verachtung niedergebeugtem Manne befanden, öffnete ich meinen Mund, um Ihnen ein Wort zuzuflüstern, das Sie niedergeschmettert hätte. Wohl zwanzigmal, wenn die schmeichelnde Menge Ihr Talent bewunderte, und Ihrem Beispiele folgend, mich mit mitleidigem Auge betrachtete, mich, der ich so armselig an Ihrer Seite erschien, den Sie mit Füßen getreten, wenn ich

mich Ihnen in den Weg gelegt hätte, ich, der Schatten von einem Manne, das Phantom eines Gatten, stand auf dem Punkte, mich zu erheben und mit jener Kraft, die die Verzweiflung und Verachtung eingibt, auszurufen: „Diese Frau, die Sie vergöttern, hat kein Herz: als junges Mädchen hat sie ihre Familie beschimpft, — als Gattin ihren Mann verrathen, getäuscht, — als Mutter hat sie ihre Natur verleugnet — sie hat kein Herz, sage ich Ihnen, sie hat ihr Kind verstoßen!“

„Ihr Kind, ihr Kind — mein Gott, was wollen Sie sagen, sprechen Sie!“ sagte Madame Bergeval, deren Züge mehr Schrecken als Zorn ausdrückten.

„Ich hätte das sagen können,“ fügte der Maler mit finstrem Tone hinzu, „denn ich konnte es beweisen. Das Geheimniß Ihres Lebens ist mir bekannt. — Sie haben mich umsonst zu täuschen gesucht. — Ich weiß — Alles — das ist meine Rache —“

„Welch' eine Marter bereiten Sie mir! Um's Himmels Willen, erklären Sie sich!“ rief sie, von einer unbeschreiblichen Unruhe gequält, aus.

„Vor acht Jahren verließ ich Sie, um eine Reise nach den Alpen zu machen — ich habe den Greis, der mir Stephan anvertraute, aufgesucht — ich fand ihn. — Die Briefe, die er mir versprach, gab er mir.“

„Wo sind sie?“

„Da, da, warten Sie — hier.“

Bergeval, von einem schrecklichen Nervenzittern befallen, nahm die Papiere aus einem verschlossenen Koffer, und hielt sie vor die Augen seiner Frau. —

„Erkennen Sie sie, Madame? das ist die erste Seite einer Geschichte, angefangen mit einem Fehler und geendigt mit einem Verbrechen, nicht wahr?“

„Ja, ja,“ murmelte sie mit erstickter Stimme.

„Ich erkannte Ihre Handschrift, der Name Susanne fiel mir auf, und wie Sie jetzt, fühlte ich damals meine Sinne schwinden bei dieser Entdeckung.“

„Mein Gott, mein Gott, wie ist es möglich!“

„Aber ich liebte dennoch, meine Liebe war größer als mein Zorn, größer als meine Verachtung. — Nein, sagte ich zu mir selbst, ich werde sie nicht zwingen, vor mir zu erröthen. Und ich schwieg,“

„Warum thaten Sie das? Wissen Sie, daß Ihr Schweigen namenloses Unglück über mich und Sie — und über Stephan bringt?“

„Das weiß ich; aber dieses Unglück ist Ihre Züchtigung und Stephan mag sterben, bevor er erfährt, was ich weiß.“

„Was wissen Sie?“ fragte sie, indem sie ihn mit wildem Blicke ansah.

„Dieses Kind, dem ich zwanzig Jahre gewidmet habe, um einen rechtlichen Mann aus ihm zu machen, Sie brauchten nur wenige Stunden dazu, um ihn ehrlos zu machen. So weit hat Ihre Handlungsweise Sie geführt; von Fehler zu Fehler, von Treulosigkeit zum Verbrechen!“

„Verbrechen!“ schrie Madame Bergeval — „Ja, es war ein Verbrechen, daß ich mein Kind verstoßen, daß ich Ihr edles Herz verkannt. Werfen Sie alle Schmach auf mich, nur lassen Sie es meinem Stephan nicht entgelten. Sie haben sich ein heiliges Recht an ihm erworben, welches mir selbst durch die Verkehrtheit meines Lebens entrissen wurde. Falsche Scham, Eitelkeit und Prunksucht machten mich zur herzlosen Lügnerin! Strafen Sie mich mit Ihrer ganzen Verachtung, nur bleiben Sie Stephan, was Sie ihm gewesen sind — ein Vater.“

„Ich will nicht der Vater eines ehrlosen Sohnes sein, der ein ehrloses Weib seine Mutter nennt,“ sagte der Maler mit eisiger Kälte.

„Er ist nicht ehrlos; das Schicksal hat ihn das Verbrechen seiner Mutter nicht entgelten lassen. Er war es, der, ohne zu wissen, was ich ihm sei, meinem Herzen Gefühle entlockte —“

„Die Sie bereuen würden, wenn Sie überhaupt noch der Reue fähig wären.“

„Nein,“ — fuhr sie fort — „die mich zu meinem bessern Sein zurückführten. Seine letzte Bitte war die, daß ich Ihnen angehören möge, sein letztes Wort war „Mutter“.

Bergeval war zur Bildsäule erstarrt.

„Und jetzt kämpft er vielleicht mit dem Tode,“ sagte er in dem Tone der höchsten Verzweiflung. „Vielleicht sehnt sein letzter Herzschlag sich nach mir und nach Ihnen?“ —

Die Wanduhr schlug fünf; derselbe Todesgedanke durchzuckte die beiden Gatten, versteinert, verzweifelt.

In diesem Augenblicke hielt ein Wagen vor dem Hause, man hörte lärmende Stimmen im Hofe, auf der Hausflur — Madame Bergeval stürzte hinaus.

„Was gibt's?“ fragte sie das weinende Mädchen.

„Herr Stephan —“

„Sprich, Unglückliche!“ schrie Madame Bergeval außer sich — „Du tödtest mich.“

„Man bringt ihn zurück."

„Todt?"

„Nein, verwundet, er verlangt nach seinem Vater."

Madame Bergeval und ihr Gatte kamen gleichzeitig auf die Hausflur, in das Entreezimmer — dort lag Stephan blutend, sterbend. Glücklich lächelnd reichte er seinem Vater die eine, seiner Mutter die andre Hand; seine brechenden Lippen konnten nicht mehr sprechen, — aber er legte die Hände der beiden Gatten in einander, dann sank er kraftlos zurück — und war todt.

„Er ist für mich gestorben," sagte Madame Bergeval mit dem Tone des tiefsten Elends. „Hat er meine Verbrechen entsühnt? Wahrlich, ein zu großes Opfer für ein gefallenes Weib."

„Aber kein zu großes für ein sich erhebendes," sprach Bergeval gerührt, und führte seine Gattin aus dem Sterbezimmer. —

Eine Diakonesse.

(Schluß.)

Armes Kind," bedauerte die Schwester, „daß Du Dich gar nicht von dieser Welt losreißen kannst. Das ist doch wunderbar! Aber nein, Du kennst sie ja noch nicht, die Welt, und der Weg des Heils würde für Dich der Weg der Verdammniß werden. Gehe darum in Gottes Namen, — wenn es nicht schon zu spät ist."

„Zu spät? Ich bin kaum vier Wochen hier, noch nach einem Jahre steht mir der Austritt frei," erwiderte Ottilie hastig.

„Ach, Schwester, wir haben hier leider, besonders Pastor Wille hat die Anstalt getroffen, daß keine, die einmal in diesem Hause ist, wieder auf den Weg der Verderbniß geräth. Das ist recht vom hochwürdigen Herrn Pastor, aber Dich würde der längere Aufenthalt hier vielleicht unglücklich machen."

„Ja, gränzenlos unglücklich, das weiß Gott!" fiel Ottilie ein.

„Und gerade Dich wird Pastor Wille festzuhalten suchen, weil Du jung bist und schön und weil es mehr Werth hat, wenn man in Deinem Alter, wo die sündigen weltlichen Begierden heftiger als je brennen, der Liebe und Lebensfreude entsagt. Es hat dies Werth, großen Werth für unsre Sache und darum wird man Dir Schwierigkeiten, unendliche Schwierigkeiten in den Weg legen. Mögtest Du doch selber von Deinem Entschlusse, der jedenfalls kein Glück für Dich ist, zurückkommen, wie wäre das —"

„Nein, nein! Martha," antwortete Ottilie feurig, „ich bin fest entschlossen."

„Nun, so will ich denn sehen. Ich gehe, der Vorsteherin Deine Sinnesänderung mitzutheilen."

Ottilie kehrte in das Krankenzimmer Julian's zurück, dieser saß hochaufgerichtet im Bette und empfing sie:

„Hab' Alles gehört, Geliebte! Bange machen gilt nicht! Sei nur so gut und unterschreib' mir einen Zettel, den ich hier bereit gelegt habe."

Ottilie griff nach dem Papier und las:

„Ich, Endesunterzeichnete, erkläre hierdurch, daß es mein freier Wille und fester Entschluß ist, binnen spätestens zwei Wochen aus der hiesigen Diakonissenanstalt auszutreten; sollte ich binnen dieser Zeit nicht daraus gekommen sein, so werde ich mit List oder Gewalt zurückgehalten und ich beauftrage sowohl meinen Oheim, den Major von Greiner, wie meinen Cousin, den Rechtskandidaten Julian Plattmann, alle und jede zu meiner Entlassung aus dem Diakonissenhause dienlichen Mittel zu gebrauchen."

Augenblicklich unterschrieb sie das Papier und Julian barg es sorgfältig in seiner Schreibtafel.

Er verweilte noch wenige Stunden auf dem Lager, dann erklärte er sich für gesund genug, das Diakonissenhaus verlassen zu können. Obgleich diese schnelle Genesung Allen auffiel, so legte man seinem Gehen um so weniger etwas in den Weg, als man überzeugt war, daß er die alleinige Schuld an Ottilien's Sinnesänderung trage.

III.

„Doch ach, das Schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn."
Schiller.

Gleich nach seiner Entfernung ward Ottilie zur Vorsteherin der Anstalt gerufen. Als sie sich augenblicklich in das Zimmer derselben ver-

Der Spaniger.

„Ja, Fräulein! mein Herz iſt wie ein Vulkan, meine Gedanken ſind ſo zu ſagen in himmliſcher Konfuſion! Ihre Nähe, Ihre Bildung, ich kann nicht anders — ich liebe Sie! Es iſt heraus! Erhaben iſt mein Ziel! Aber kühn lieb' ich den Spanier!"

„Lieber goar, a Spaniger ſeind's? Aber Sie red'n gut deitſch!"

fügte, fand ſie die als höchſt liebevoll verſchriene Frau ſo hart, ſo ſtreng ausſehend, daß ihr völlig der Muth ſchwand. Auch Paſtor Wille war da und eröffnete das Geſpräch folgendermaßen:

„Sie wollen alſo wirklich aus dieſem gottgeliebten Hauſe austreten, meine Tochter. Sie wollen vom Wege des Heils abgehen und einen neuen Pfad der Sünden betreten?"

„Ich will mich verheirathen," gab Ottilie zur Antwort.

„Verheirathen," nahm die Vorſteherin bitterlachend das Wort, „ja, es iſt wahr, nichts beſſeres zu thun, als euch zu verheirathen, habt ihr Kinder dieſer Welt. Beſinne Dich, Schweſter Ottilie."

Ottilie verſtummte, aber ihr ganzes Weſen zeigte, daß ſie ſich nicht beſonnen habe, darum ſagte auch Paſtor Wille:

„Sie werden in der Einſamkeit hinreichende Zeit finden, ſich von Liebe und Ehe zu unterhalten, meine Schönſte —"

„Welche Einſamkeit?" fragte Ottilie verwundert.

„Ah" — erläuterte die Vorſteherin — „Du biſt noch den Hausgeſetzen unterworfen, und dieſe ſtrafen jeden Umgang mit Männern, wie Du weißt, ſehr ſtreng. Du erhältſt demnach bis auf Weiteres drei Wochen Hausarreſt."

Gar wohl erkannte Ottilie das Teufliſche dieſer Maßregel; indem man ſie von jedem Umgang mit der Außenwelt und ihren Genoſſinnen abſchnitt, hoffte man ſie leichter „zum Wege des Heils" zurückzubringen. Es mangelte daher auch nicht an Bitten und Flehen und zuletzt ſogar Drohen ihrerſeits, was Alles die Vorſteherin und Paſtor Wille, mit der chriſtlichen Pflicht um ſich werfend, abwieſen. Ottilie ging alſo, begleitet von Paſtor Wille, in das Hausgefängniß. Nach einer langen Predigt, ihren halsſtarrigen Sinn zu ändern, die nichts fruchtete, hinterließ der Paſtor einen dicken Band Predigten und verſchiedne Traktätchen, in dem Wahne, daß ſie durch dieſelben zerknirſcht werden ſollte.

Kaum hatte er das Zimmer verlaſſen und hinter ſich abgeſchloſſen, als Ottilie die Bücher ergriff und, ohne nur einen Blick darauf zu thun, zu zerreißen begann. In Kurzem ſaß ſie, von einem Haufen zerfetzten Papieres umgeben, und in düſteres Hinbrüten und Grübeln verſunken da. Sie ließ in Gedanken noch einmal den Weg, der ſie eigentlich hierhergeführt, an ſich vorübergleiten, dann lächelte ſie über ſich ſelbſt.

Sie würde noch lange ſo dageſeſſen haben, wäre nicht eine wohlbekannte Stimme, die Schweſter Martha's, zum Fenſter herein erklungen:

„Ottilie, wie geht Dir's? Und was iſt das für Papier?"

Wie mir's geht, ſiehſt Du am beſten! Ich habe die Erbauungsſchriften, welche mir Paſtor Wille gab, in Stücke zerriſſen, um mich nicht durch ſie bekehren zu laſſen."

„Gottloses Mädchen! Fühlst Du Dich denn wirklich so höchst unglücklich hier, was ich, aufrichtig gesagt, gar nicht glaube. Ist es Dein fester Entschluß, in die Welt zurückzukehren?"

„Auf solche Fragen antworte ich gar nicht mehr. Du weißt recht gut, daß es mein heißestes Verlangen ist, befreit zu werden aus diesen Mauern. Ich habe keine Worte für solche Niederträchtigkeit, mich hier zurückzuhalten."

„So erbittert auch Ottilie sprach, Martha ließ sich nicht abschrecken. Sie sagte schmeichelnd: „Schwester Ottilie, Dein Cousin und Geliebter promenirt die Straße hier auf und ab. Willst Du ein paar Zeilen an ihn schreiben, ich will sie in seine Hände gelangen lassen."

„Das wolltest Du, Martha? Dann dreimal Dank Dir! Aber ich habe nicht Papier und Schreibmaterial, um den Brief —"

„Gleich, gleich," unterbrach Martha und lief, das Verlangte herbeizuholen. Während Ottilie schrieb, sagte sie:

„Martha, wie soll ich Dir das vergelten?"

„Wenn Du die Eitelkeit der Welt einsehen gelernt haben wirst, kehre hierher zurück."

„Du bist also immer noch überzeugt, daß Deine Entsagung Gott gefällig sei?"

„Ja, das bin ich; ich helfe Dir aber darum, weil es die Deine, die nicht freiwillig ist, nicht wäre."

Gerührt reichte Ottilie Schwester Martha die Hand. Einige Minuten später steckte ein Knabe dem in der Diakonissenstraße promenirenden Julian ein Billet folgenden Inhalts in die Hand:

„Geliebter Julian! Bester Onkel! Wartet keine zwei Wochen, ich bin im Gefängnisse des Diakonissenhauses, eilt, mich zu retten.

Ottilie."

„Tod und Hölle!" knirschte Julian und eilte rasch von dannen.

IV.

Die Liebe, sie kommt mit Rosen geschmückt,
Mit den Rosen der Anmuth und Jugend.
O komm, Geliebte, die Rosen gepflückt,
Weg mit der ascetischen Tugend.
Stern's „Marienlieder".

„Und ich habe es doch gleich gesagt, daß die Obrigkeit, die jetzt in jeder Hinsicht den Pietismus begünstigt, sich nicht herbeilassen wird, uns zur Befreiung Ottilien's beizustehen!" so rief in höchster Wuth Julian, vom Stadtgerichte der Residenz zurückkehrend, dem Major von Greiner zu.

„So" — antwortete dieser langgedehnt. „Was haben wir nun zu thun, Julian?" setzte er hinzu.

„Was wir zu thun haben! O über die Frage! Will uns die Regierung nicht helfen, so helfen wir uns selbst — wir müssen Ottilie befreien und wenn es mit Gewalt wäre. Ich bin ein todter Mann, wenn dies nicht bald geschieht."

„Nein — das ist zu arg, zu toll!" tobte der Major. „Aber Julian, laß uns zur Besinnung kommen, daß wir nicht durch einen dummen Streich die Lage des armen Mädchens noch verschlimmern. Das wäre jedenfalls das Schlimmste."

„Entführung ist das einzig sichre; es ist sogar kein andrer Ausweg vorhanden!" schrie Julian, der sich ganz wie ein Rasender geberdete.

„Entführung, und wenn es mißlingt, Einbruch mit beabsichtigtem Diebstahl?" fragte Major von Greiner scharf.

„Meinetwegen! wenn ich Ottilien nicht haben kann, ist mir doch alles gleich; wenn Du, Onkel, es nicht mit wagen willst, so thue ich's eben allein, einen guten Helfer werde ich schon noch finden."

Gerührt reichte der Major Julian die Hand und sagte:

„Du bist ein wackrer Junge und ich weiß nun, daß Du Ottilien wirklich liebst. Wir entführen sie also —"

Während dies zwischen Julian und ihrem Onkel verhandelt wurde, saß die arme Ottilie in ihrem Diakonissengefängniß, hörte die Ermahnungen der Vorsteherin, die salbungsvollen Verdammungen Pastor Willes mit an, ohne dadurch ein Haarbreit anders gesinnt zu werden, als sie es vorher gewesen. Von Stunde zu Stunde hoffte sie auf die Befreiung, welche ihr Julian und der Onkel bringen sollten.

Es waren vier Tage seit ihrem letzten Briefe an Julian verstrichen, sie fing schon an zu verzweifeln, und glaubte, am Ende habe Martha falsches Spiel mit ihr gespielt. Eine wahrscheinliche Befürchtung war dies, und es konnte ihr daher nicht verargt werden, wenn sie sich gegen Martha ein wenig kalt und fremd benahm.

Eben erschien die Genannte wieder und brachte, wie sie von der Vorsteherin erlangt hatte, der Gefangenen die kärgliche Kost, heute aber strahlte ihr Gesicht Triumph, heute verkündete jede ihrer Mienen eine frohe Botschaft. Ottilie spraug auf:

„Bringst Du Nachricht?"

„Ja, ja! Einen Brief kann man nicht mehr hier hereinbekommen, denn ich werde sorgfältig bewacht. Aber ich sprach mit Herrn Plattmann selbst, als ich gestern meine achtwöchentliche Ausgehestunde hatte. Er sagte mir, daß es unmöglich sei, Dich durch die Obrigkeit zu befreien und daß er Dich darum entführen müsse. Er bat mich, Dir beizustehen und im Fall Du Dich scheuen solltest, Dir zuzureden."

„Und Du?" fragte Ottilie.

„Ich stehe Dir wohl bei — aber zureden,

Ein gebrochenes Herz

Digitized by Google

nein! mit tausend Freuden würde ich's begrüßen, wenn Du Dich anders besännst, wozu es, wie ich Deinem Herrn Julian sagte, allerdings wenig den Anschein hat."

„Ja, Martha, ich bin entschlossen zu allem, wenn ich nur hier fortkomme. Ich muß sobald als möglich —"

„Heute noch — zu heute hat Herr Julian den Plan gemacht. Hier hast Du Scheidewasser, bestreiche damit nur fleißig die Enden der Gitterstäbe vor dem Fenster. Hier ist auch eine Schnur, um die Strickleiter, welche Deine Verwandten mitbringen werden, heraufzuziehen. Ich nehme noch einmal Abschied von Dir — heute Abend, wenn Du fort willst. Kannst Du denn gar nicht bleiben?"

„Mach mich nicht wankend und dadurch unglücklich," bat Ottilie und Martha entfernte sich still weinend.

Die Stunden bis zur Nacht, obgleich es bei den trüben Wintertagen nur wenige waren, schlichen unter tausend Seufzern und Gebeten von Seiten Ottilien's hin. Die Nacht brach langsam herein; Ottilie, die den ganzen Nachmittag gearbeitet hatte, um die eisernen Fensterstäbe zu lockern, sah ihr Werk jetzt mit Erfolg gekrönt, sie harrte bänglich des Weiteren.

Es war nach zehn Uhr, als im Garten des Diakonissenhauses männliche Schritte hörbar wurden. Zu gleicher Zeit trat Martha in das Zimmer und flüsterte Ottilien zu:

„Jetzt, mein Lamm, muß es sein. Dein Onkel und Herr Julian harren unten, wirf vorerst die Schnur hinab."

Dies geschah und nach kurzer Weile war durch die vereinten Bemühungen Ottilien's und Martha's eine Art von Strickleiter befestigt, an welcher der Major von Greiner und Julian heraufklommen. Stürmisch umarmte der Letztere Ottilien, sie wehrte ihn ab und forderte zur höchsten Eile auf.

„Zuerst laß Dich herunter," gebot Major von Greiner.

Martha umarmte Ottilien das letzte Mal, hauchte ihr unter Thränen zu: „Sei glücklicher in der Welt als hier!" dann schwang sich Ottilie entschlossen zum Fenster hinaus und vertraute ihr Leben der gefährlichen Leiter. Besorgt blickte der Major und Julian ihr nach, eifrig betete Martha für sie (siehe die Abbildung); jetzt war sie glücklich am Boden angelangt und in demselben Moment begann es laut zu werden. Ein Hund schlug an, laut wetternd klomm Major von Greiner herunter, ihm folgte mit heißen Danksagungen gegen die starr dastehende Martha, Julian. Kaum noch gelang es den Flüchtigen, mit der geraubten „Gottesbraut" die Pforte zu überklettern. Die von allen Seiten herzueilenden Wächter fanden am Fenster des Strafgemachs eine Strickleiter, und als sie in das Zimmer drangen, die regungslose Martha, welche, der Theilnahme an Ottilien's Flucht überwiesen, die härtesten Strafen trug, welche die Regel des Diakonissenhauses verstattete.

Der Nachtzug noch entführte den Major, Julian und seine Ottilie nach Königsberg. Dort wurden Julian und Ottilie getraut, von dort aus gelang es ihnen, die Untersuchung, welche Pastor Wille, der vor Wuth schäumte, wegen Einbruchs und Menschenraubes gegen den Major und Julian eingeleitet hätte, niederzuschlagen.

Ein gebrochenes Herz.

(Nach einer wahren schottischen Begebenheit.)

(Hierzu ein Stahlstich.)

Zur Zeit, als die Engländer unter Marlborough mit den Deutschen vereint, auf deutschem Boden gegen die Franzosen kämpften, lebte an den Ufern des Clyde, sich wenig um die Händel der Gewaltigen kümmernd, der alte Makenzie, einer der wenigen Schotten noch von altem Schrot und Korn. Makenzie hatte die arme Tochter seines früh verstorbenen Bruders zu sich genommen und erzogen, und war ihr der gütigste Vater geworden, wofür hinwiederum Effie, wie die arme Waise hieß, für ihren Onkel die volle Dankbarkeit und Liebe eines Kindes besaß. Dem alten Makenzie, der zu den begüterten Edelleuten der Grafschaft gehörte, war übrigens vom Himmel auch ein eigenes Kind geschenkt worden, ein Sohn, der in diesem Augenblicke im Dienste des Königs unter den Befehlen Marlborough's stand, und dessen baldiger Ankunft man gerade gewärtig war, nachdem ein kurz vorher von ihm eingelaufener Brief die Nachricht gebracht hatte, daß er, in Folge der Einstellung der Feindselig-

Einkommensteuer.

— Siehst du, siehst du, was das für Leute sind! Sagen, sie haben 200 Thaler Einkommen — und essen Rebhühner! Ja, wahrhaftig, das sind Rebhühner, wie hier zu riechen ist! Sie wollen ihr Einkommen verheimlichen? Das darf nur der Staat! Revolution! Das wird angezeigt. —

keiten, einen sechsmonatlichen Urlaub erhalten habe, den er, von einem Freunde begleitet, im Vaterhause zubringen werde.

Allan Makenfie kam in Gesellschaft eines jungen Offiziers, seines Waffenbruders, der sich Douglas nannte. Beide hatten auf dem Schlachtfelde, wo sie sich gegenseitig das Leben, mit Hintansetzung des eigenen, gerettet hatten, die innigste Freundschaft geschlossen, welche außerdem bei der gänzlichen Verschiedenheit ihres Charakters schwerlich zwischen ihnen zu Stande gekommen sein würde, denn Allan war heftig, reizbar und jähzornig, und der erste Ausbruch seines Zornes war immer furchtbar, während Douglas im Gegentheil stets ruhig und gelassen, und im gewöhnlichen Umgange und Leben so kalten Blutes, wie unter dem Kugelregen blieb.

Die Rückkehr Allan's verursachte großen Jubel im Vaterhause; der alte Makenfie fühlte sich wieder wie neugeboren und begleitete die jungen Leute fast täglich auf ihre Jagdausflüge. Gewöhnlich kam man müd' und matt von der Jagd zurück, allein Effie hatte dann schon für eine ordentliche Jägermahlzeit gesorgt, und nach dem Essen pflegte sie die langen Abende durch das entzückende Spiel ihrer Harfe und ihres Gesanges oder durch ihre liebenswürdigen Plaudereien abzukürzen.

Unglücklicherweise faßte Douglas eine tiefere Neigung zu Effie, und theilte seinem Freunde offen und ehrlich mit, daß er in den Besitz Effie's zu gelangen hoffe. Allan, der bis dahin für die Reize seiner Cousine sehr gleichgiltig gewesen war, unterwarf diese jetzt erst einer nähern Prüfung und war ganz verwundert darüber, daß er nicht längst schon entdeckt hatte, wie höchst liebenswürdig Effie sei. Sobald er diese Entdeckung gemacht, liebte Allan auch sofort seine Cousine, jedoch nach seiner Art, so daß er sich keine Mühe gab, ihr zu gefallen und es für ausgemacht hielt, er brauche sich nur zu erklären, um sie alsbald zur Frau zu haben.

Obschon Effie und Douglas sich ihre gegenseitige Neigung nicht gestanden hatten und, dieselbe vielleicht höchstens errathend, nur einander in aufmerksamer Zuvorkommenheit sich begegneten, so entging es dem jungen Makenfie doch nicht, daß sein Freund einen tiefen Eindruck auf Effie gemacht hatte. Diese Entdeckung machte den brütenden Allan noch düsterer und reizbarer als vorher, und weit davon entfernt, seiner Cousine mit derjenigen Aufmerksamkeit und Rücksicht zu begegnen, die sie ihm günstig hätte stimmen

Scharfblick.

„Im Paß steht Bart und Er hat sich rasiren lassen? He! Ja, ja, Unkenntlichmachung, dazu objektive Paßurkundenfälschung! Er ist ein verkappter Demagoge! Er wird eingesperrt!"

könnte, behandelte er sie nur rauher und abstoßender als je. Das arme Kind ertrug, ohne sich zu beklagen, die Unbilden Allan's und kam ihm mit verdoppelter Sanftmuth und Freundlichkeit entgegen.

Drei Monate verflossen so, ohne daß sich etwas von Belang ereignete, allein Jeder fühlte dabei das Gedrückte der gegenseitigen Stellungen. Eines Tages kam Allan von der Jagd allein zurück, er fand Effie, geschmückter als es ihre Gewohnheit mit sich brachte, im Gesellschaftszimmer vor. Ihr Kleid von weißem Mousselin war geschmackvoll mit blauen Bandschleifen besetzt, während ein auf ihren Locken sitzendes Kränzchen von Kornblumen ihre einfache und doch reizende Toilette harmonisch vervollständigte. Allan blieb überrascht stehen.

„Zu welcher feierlichen Begebenheit hat Miß Effie," fragte er sie, „all' diese niedlichen Vorbereitungen getroffen?"

„Zu meinem Feste, lieber Vetter," versetzte sie, „heute ist ja mein Geburtstag. Dein Freund Douglas war so artig, mir heute Morgen diese Blumen zu bringen und ich habe mich nun mit ihnen geschmückt für meinen Onkel und für Dich und . . ."

„Und für Douglas zweifelsohne? . . ." fiel Allan ein und fuhr dann in rauhem Tone fort: „Es schickt sich nicht, daß Du Blumen trägst, die Dir ein junger Mann gegeben hat; nimm sie herunter! ich will es . . . und das augenblicklich!"

„Aber Allan," antwortete Effie zitternd, „Dein Vater hat mir erlaubt, die mir von Douglas überreichten Blumen anzunehmen und mich damit zu schmücken."

Allan, durch die Einreden Effie's aufgebracht und von wilder Eifersucht hingerissen, war schamlos genug, der armen Effie ihren Kornblumenkranz aus den Locken zu reißen. Diese flüchtete sich bestürzt in ihr Gemach, und erschien im Gesellschaftszimmer nur dann erst wieder, als sie die Spur der vergossenen Thränen verbergen konnte, denn sie wollte ihrem Onkel durch Mittheilung der ihr wiederfahrenen schmählichen Behandlung nicht etwa das Herz schwer machen, oder vielleicht zwischen Allan und Douglas einen bedauerlichen Auftritt herbeiführen.

Bald darauf ergriff den alten Makenfie eine gefährliche Krankheit, wobei sich Effie förmlich für ihren Onkel aufopferte und sein Krankenbett nicht mehr verließ. Nach zwei Monaten, während denen er schmerzlich litt, starb der alte Makenfie, empfahl jedoch vorher noch seinem Sohne die Zukunft Effie's durch Auswerfen eines anständigen Einkommens zu sichern und sie dem jungen Douglas, dessen Erklärungen er bereits entgegen genommen, zur Gattin zu geben. Allan versprach seinem Vater, für eine unabhängige Stellung Effie's sorgen zu wollen, und meinte es in dieser Beziehung auch redlich, über den andern letzten Willen seines Vaters vermied er jedoch, sich auszusprechen.

Nachdem die erste Trauerzeit vorüber war und der Urlaub der beiden jungen Leute seinem Ende nahte, erinnerte Douglas seinen Freund an die Erfüllung des letzten väterlichen Willens in Bezug auf seine Verbindung mit Effie. Allan nahm diese Eröffnung nur mit Bitterkeit entgegen, ereiferte sich über die Unziemlichkeit einer so übereilt abgeschlossenen Ehe, und schloß geradezu mit einer Weigerung, welche er durch seine eigenen Absichten in Betreff seiner Cousine erläuterte. Vergeblich wandte Douglas Vorstellungen und Bitten an, vergeblich wies er auf die Einwilligung von Allan's Vater und Effie's hin, Allan brach das Gespräch barsch ab, indem er seinem Freunde bedeutete, daß sie künftig einander fremd zu bleiben hätten, und daß er, Douglas, am Besten thäte, das Haus schon morgen zu verlassen.

Zum ersten Male durchschaute jetzt Douglas den Andern, denn es war zu leicht zu bemerken, daß ein so auffallendes Betragen nur durch die heftigste Eifersucht hervorgerufen sein konnte. Ganz abgesehen von seiner Liebe zu Effie, war es ihm, so wie er die Heftigkeit Allan's kannte, klar, daß die Gattin eines solchen Menschen für immer unglücklich werden mußte. Lebhaft ergriffen von der Undankbarkeit seines ehemaligen Freundes, trat er ihm kaltblütig näher und sagte mit abgemessener Ruhe:

„Ich liebe Effie, sie ist meine erste Liebe und kein weibliches Wesen, meine Mutter ausgenommen, hat fast noch mein Herz gerührt; Du weißt, Undankbarer, wie grenzenlos meine Freundschaft zu Dir ist, allein wenn Effie je Deine Frau werden sollte, so wollte ich sie lieber todt sehen."

„So denke ich gerade auch in Betreff Deiner, Kapitän Douglas," versetzte Allan trotzig. „Vergiß das nicht!"

Und bei diesen Worten verließ er eilig das Zimmer.

Douglas unterrichtete seine Geliebte von diesem Vorfalle und Effie suchte ihren Cousin auf, um sich mit aller Festigkeit gegen die willkührliche Gewalt, die er sich über sie anmaßen wollte, zu erklären. Allein der heftige Allan wollte von nichts hören und Effie endigte mit der Erklärung, daß sie, die durch ihren Onkel mit Douglas verlobt sei, sich diesem künftig ebenso unauflöslich verbunden halte, als ob er ihre Schwüre vor dem Altar empfangen habe.

Ganz außer sich vor Wuth über das entschiedene Auftreten seiner Cousine, bedeutete Allan ihr, daß er, als ihr nunmehriger Vormund, allein das Recht habe, über sie zu verfügen; daß er, Allan, sie selbst zur Gattin begehre, daß sein Vater nur aus Unkenntniß über die Absichten seines Sohnes in eine andere Verbindung für sie gewilligt habe, und daß sie sich nächsten Tages zu einer ihrer entfernter wohnenden Tanten zu begeben haben würde, wo ihre Heirath vollzogen werden sollte.

Effie, in Verzweiflung, schrieb ihrem Verlobten Douglas ein Billet, in welchem sie ihn beschwor, ihr zur Hilfe zu kommen, und sie dem ihr zugedachten Schicksale zu entreißen. „Douglas," so schloß das Billet, „erwarten Sie mich um Mitternacht an der Gartenpforte, die hinaus nach der Haide führt, und möge Gott uns beschützen."

Allan, der auf etwas Aehnliches gefaßt sein mochte, und seine Cousine deshalb aufmerksam überwachte, fing richtig das für Douglas bestimmte Billet auf, schloß das Kammermädchen, das mit dessen Besorgung beauftragt gewesen, ein, ließ sich im Laufe des Tages nicht mehr sehen und fand sich endlich zu der von Effie bezeichneten Stunde an der Gartenpforte ein.

Die arme Effie, welche von den Ereignissen gewaltsam aus dem Kreise der Gewohnheiten, in dem sie erzogen, gedrängt wurde, fühlte sich doppelt unglücklich. Vorsichtig verließ sie gegen Mitternacht das Haus, das ihrer Jugend so lange ein schützendes Dach gewesen, durchschritt den Park, erreichte die halbgeöffnete Gartenpforte und eilte auf eine Gestalt, die sie im Schatten gewahrte, mit den Worten zu:

„Douglas! Retten Sie mich, retten Sie Ihre Gattin!"

„Noch bist Du es nicht! herrschte ihr Allan entgegen, indem er sie beim Arme faßte .... Aha! läßt sich die tugendhafte Effie auf derartige Abenteuer ein, fuhr er giftig fort, doch ich wache über ihren Ruf. Vielleicht ist's schon zu spät, sie vor den Verführungen des schönen Douglas zu schützen, allein wenigstens werde ich ihn daran hindern, sie zu erneuern."

Dann gebot Allan seiner Cousine ungestüm, auf ihr Zimmer zurückzukehren, während er selbst gleichzeitig das Gebäude erreichte, ohne daß weder er noch sie von der Dienerschaft bemerkt worden wären.

Douglas hatte gleichwohl noch ziemlich spät das Licht im Zimmer seiner Geliebten bemerkt, und sich darüber, obwohl dies eigentlich etwas ganz Unbedeutendes war, unwillkürlich beunruhigt. Er verließ sein Zimmer, stieg in den Garten hinab, wo er die Thüren offen fand, schritt unter den Bäumen fort und gewahrte un-

ter einem derselben eine weiße Gestalt der Länge nach hingestreckt liegen. Douglas erkannte sofort Effie, welche bewußtlos zusammengesunken war. Er hob sie auf, von den Wohngebäuden jedoch zu weit entfernt, um sie dorthin tragen zu können, legte er sie nur auf eine nahestehende Bank und eilte fort, um etwas Wasser zu holen.

Als Douglas zurückkehrte, fand er seine Braut nicht mehr vor. Lange durchschweifte er suchend den ganzen Garten und einen Theil der nächsten Umgebung, allein vergeblich, von Effie zeigte sich keine Spur. Endlich überredete er sich, daß irgend ein Diener des Hauses sie vielleicht, während er nach Wasser geeilt war, vorgefunden und in ihr Zimmer zurückgebracht haben möchte, und obwohl über das alles nicht wenig beunruhigt, suchte Douglas doch zuletzt sein Lager auf, und hoffte von dem Morgen die Erklärung dieses unheimlichen Vorfalles zu erfahren.

Der Tag begann kaum zu grauen, als Douglas von einem heftigen Pochen an seiner Thüre geweckt wurde. In der Hoffnung, Nachrichten über die Vorgänge der vergangenen Nacht zu erhalten, öffnete er schnell.... Allan stand vor ihm.

„Wo ist Effie?... Weißt Du es?“ fragte ihn dieser barsch.

„Effie!... Effie, fort! rief Douglas; um's Himmels willen, bis Du auch nicht im Irrthum?...“

„Sie ist diese Nacht verschwunden, wie mich ihr Kammermädchen soeben benachrichtigt,“ versetzte der Andere.

Dieser kurze Austausch von Worten genügte, um in den beiden jungen Männern alle Nebenbuhlerschaft zu ersticken, und dem Gefühle der Angst und des Schreckens Platz zu machen. Beide theilten sich hierauf auch die ihnen zugeflossenen Begegnisse der verwichenen Nacht mit und setzten dann das ganze Haus zum Aufsuchen der Verschwundenen in Bewegung. Allan indessen traute dabei den Angaben seines Freundes über die Begebnisse der Nacht nicht ganz, und sich der Worte desselben, im Augenblicke ihrer Entzweiung erinnernd: „Wenn Effie je deine Frau werden sollte, so wollte ich sie lieber todt sehen,“ versiel er in seiner Verzweiflung auf den Gedanken, Douglas möchte Effie gar getödtet haben, nur um sie nicht unter einer von ihm gefürchteten Gewalt zu lassen.

In dieser Meinung befangen, hatte Allan sofort auch die Gerichtsbeamten von dem Verschwinden Effies unterrichten lassen, und diese hatten sich, ehe noch die erste Bestürzung vorüber war, eingefunden, um an den Nachforschungen Theil zu nehmen.

Alle Leute des Hauses, theils bewaffnet, theils unbewaffnet, wurden nun aufgeboten, Allan selbst griff zu der Flinte, die ihn außer dem Hause nie verließ, nur Douglas dachte in seinem innigerem Schmerz und Kummer nicht an derzgleichen, und bald ergoß sich dann die Schaar hinaus in die Weite, über welche die Sonne ihre ersten Strahlen zu werfen begann.

An einen Selbstmord von Seiten Effie's glaubte Niemand, denn Jeder kannte sie hierzu für viel zu fromm, allein irgend ein, ihr Leben gefährdender Zufall konnte ihr in der Nacht zugestoßen sein, und Douglas, der sie während der Nacht schon im Garten bewußtlos gefunden hatte, fürchtete dies am Meisten. Lange durchstrichen die Suchenden die Haide, ohne irgend eine Spur von der Verschwundenen zu finden, und Allan und Douglas verloren einander dabei keinen Augenblick aus den Augen, gleich als wollte Keiner dem Andern das erste Wiederauffinden Effie's gönnen.

Douglas, dessen scharfes Auge fortwährend weithin die Ebene durchspürte, stieß zuerst einen Schrei aus, der das Auffinden der Verlornen verkündigen zu wollen schien. Zwar hatte er nur erst von Weitem etwas wie einen weißen Gegenstand gewahrt, allein die Liebe schien sein Herz richtig ahnen zu lassen. Die Suchenden eilten insgesammt so rasch auf den bezeichneten Punkt zu, daß es schwer gewesen wäre, zu sagen, der Eine hätte ihn früher als der Andere erreicht. Sie waren fast Alle zugleich an der Stelle.

Auf einer kleinen, vom Rasen gebildeten Erhöhung lag Effie, bleich und regungslos; ihre aufgelösten Locken fielen nachlässig auf Hals und Brust hernieder und aus ihrer hingestreckten Gestalt schien alles Leben entwichen.

Douglas beugte sich zu ihr hernieder und küßte, seine ganze Zärtlichkeit in einen Laut zusammenpressend: „Effie, meine Effie!“ Der weniger zärtliche Allan faßte die Liegende am Arme, als wollte er sie wieder in's Leben zurückrütteln.

Der Gerichtsbeamte, der wie alle Leute seines Fachs jeder an Rührung und Thränen reichen Scene abhold war, wollte sogleich, um seine Pflicht zu thun, den Thatbestand genau ermitteln und aufnehmen, allein Douglas, der in dem Körper der Geliebten noch Leben verspürte, wies ihn halb bittend, halb gebieterisch zurück, und seine Worte waren mächtig genug, um den Diener der Gerechtigkeit zu bewegen, dem Schmerz zu ehren.

Effie hatte unterdessen die Augen wieder aufgeschlagen und blickte verstört um sich. Als ihr Auge dem ihres Geliebten begegnete, verklärte ihr Gesicht ein sanftes Lächeln, doch auch für ihren Gouffin hatte sie keinen Blick des Zornes oder Unwillens, wie eine Halbverklärte athmete sie bereits nur Friede und Versöhnung.

Alle Knaben schwiegen umher. Effie verfuchte eine letzte Kraftanstrengung: „Ich fühle mich dem Tode nahe,“ begann sie, „ich fühle, daß mein Herz brechen muß, und lasse euch Beide, Dich, mein Gouffin und Dich, mein theurer Douglas, in der Welt zurück. Fragt nicht weiter nach der Ursache meines Todes. Doch Du, Allan, und Du, Douglas, erfüllt meinen letzten Wunsch, gewährt mir meine letzte Bitte und legt über meinem Sarge Eure Hände zu neuer Freundschaft wieder in einander.“

Effie sank nach diesen Worten erschöpft zurück. Die Vorgänge der vergangenen Nacht hatten, nach den Aufregungen der letzten Wochen, ihr Nervenleben plötzlich gewaltsam erschüttert, ein Schlag machte ihm ein Ende. Douglas hielt einen Leichnam im Arme.

Er und Allan fielen neben dem Körper der Entseelten auf die Knie und ließen ihren Thränen freien Lauf, dann reichte Allan dem Andern krampfhaft die Hand, welche Douglas erfaßte, indem er sich schweigend über seine unglückliche Verlobte hinbeugte.

Die beiden Freunde versöhnten sich wieder; an beiden nagte aber ein tiefer Kummer und beide fanden bald auch auf dem Schlachtfelde den Tod, den Jeder von ihnen dort suchte.

Verehrungswürdiges Publikum!

Der Telegraph, fortgeschritten mit dem Geiste der Zeit, neu gekleidet, wie Figura zeigt, macht wiederum sein ergebenstes Compliment für die vielfachen Beweise des Wohlwollens, die sein unermüdliches Streben allenthalben gefunden. Und diesmal weiß er übrigens schon, daß ihm alle alte Bekannte freundlich zunicken und nicht von ihm Abschied nehmen, sondern mit Ungeduld ihm zurufen: Komm bald wieder!

Und das wird er auch. Für's Erste aber hat er noch einige Worte über die diesmaligen Prämienblätter zu bemerken. — Nun, wer also den „Amor" noch bekommt, der kriegt den „Amor", über den weiter nichts zu sagen, als daß es eben der Amor ist. — Die andere Prämie dagegen:

„Die Fahne von Isly"

ist eine prächtige Episode aus der Geschichte der französischen Feldzüge in Afrika, und hierzu wird in einer der nächsten Nummern des folgenden Bandes eine höchst interessante Erzählung unter gleichem Titel geliefert werden.

Dieser 3. Band nun, wird zeitgemäß eine Formatänderung erfahren, die zu vermehrter Textlieferung Gelegenheit bietet; vor allem aber wird dieser neue Band statt 12 Bilderbeilagen deren 15 fein und sauber ausgeführte bringen und dies alles nicht etwa theurer als früher, sondern **wohlfeiler**, für 2½ Ngr. die Lieferung.

Und dazu eine Prämie! Na! so was Schönes läßt sich gar nicht beschreiben. —

Inhalt des II. Bandes.

	Seite.
Abend, der heil., v. Ch. Kauffer. (Mit Stahlst.)	2
Abenteuer u. Heldenthaten Barthels. (Mit Holzsch.)	5
Alte Schuld. (Mit Holzschn.)	153
Auf der Eisenbahn. (Mit 2 Holzschn.)	96
Auf der Kunstausstellung. (Mit Holzschn.)	144
Auf der Thierschau. (Mit Holzschn.)	128
Auskunft in Verlegenheit. (Mit Holzschn.)	64
Beruhigung. (Mit Holzschn.)	160
Bettlerin und ihr Kind. Ged. v. Kauffer.	81
Beweis, der schlagende. (Mit Holzschn.)	25
Billard, das. Ged. v. Bernhard.	63
Brautnacht, die zu Lauterstein. (Mit Stahlst.)	108
Brief des Fleischermeisters Hackemann aus London.	10
Consequenz. (Mit Holzschn.)	112
Deutschlands Mädchen. (Mit Holzschn.)	121
Diakonesse, eine. Erzähl. v. Stern. (Mit Stahlst.)	170
Dose, die. Erzähl. von Silber. (Mit Holzschn.)	90
Duell, ein, in Warschau, v. Göhring. (Mit 2 Holzschn.)	26
Eine Beichte. Erzähl. v. Kauffer. (Mit Holzschn.)	36
Eine dunkle That. Novelle. (Mit Holzschn.)	58
Einkommensteuer. (Mit Holzschn.)	188
Es kommt oft anders. Ged. v. Drobisch.	129
Fahrt, die, nach London. (Mit 2 Holzschn.)	38
Falsche Declamation. (Mit Holzschn.)	169
Gebiß, ein scharfes. (Mit Holzschn.)	61
Gefühle bei Abreise. (Mit Holzschn.)	73
Geschichte, die, vom rothen Hans, von A. Klar.	93
Geschichte einer Semmel.	15
Gesetz, das unumstößliche. Gedicht.	65
Gevatterschaft, die erste. (Mit 2 Holzschn.)	88
Graf Lucchesini. (Mit Stahlstich.)	156
Guter Trost. (Mit Holzschn.)	144
Herein. Ged. v. Tiedemann.	33
Herz, ein gebrochenes. (Mit Stahlstich.)	187
Horcher, der. Geschichtchen. (Mit Stahlst.)	119
Hydra, die, der Neuzeit. Gedicht.	113
Jubiläum, das Grünberger, von L. Vogel.	140
Kerkermeister, der. (Mit Stahlst.)	70
Leichenritt, der. Ged. v. Tiedemann.	17
Mahlzeit, die verhängnißvolle, v. Vict. Hugo.	52
Mann, der kranke. (Mit Holzschn.)	140
Margaritta. Ged. (Mit Holzschn.)	139
Metier, das schlechte. (Mit Holzschn.)	124
Mißverständniß allen Ecken. (Mit 3 Holzschn.)	11
Modernes Liebeslied, v. Clemen.	49
Mutter und Sohn. Erzählung.	134
Nur bibelfest. (Mit Holzschn.)	112
Nur theuer! (Mit Holzschn.)	57
Preis, der Liebe. Gedicht.	161
Reise, die, durch die Luft. (Mit Holzschn.)	44
Ring, der. Ged. v. Tiedemann.	145
Robinson, der neue. Gedicht.	97
Rückkehr der Kriegshelden. Ged. (Mit Stahlst.)	62
Scharfblick. (Mit Holzschn.)	189
Schnee, der erste. Ged. (Mit Holzschn.)	75
Schüler, der gewissenhafte. (Mit Holzschn.)	64
Seliger Tod. Ged. v. Kauffer.	25
Söhne Heeby's. Ged. v. Gottwald.	177
Spaniger, der. (Mit Holzschn.)	185
Speisezettel, der. (Mit Holzschn.)	176
Tag, der blutige, bei Macielowice.	169
Ueberraschende Auskunft. (Mit Holzschn.)	160
Und Jeder findet, was sein Herz ic. Gedicht.	15
Universalsalz, eine. (Mit Holzschn.)	128
Uralter Adel. (Mit Holzschn.)	176
Verrath, der, v. G. Bernhard. (Mit Stahlst.)	23
Wiederkehr, die. Ged. (Mit Stahlst.)	87
Wie es dem Karllob ging. (Mit 2 Holzschn.)	101
Wo wächst der Pfeffer? (Mit Holzschn.)	80
Zecher, der alte. Gedicht.	98
Zeitdaguerreotypen. (Mit Holzschn.)	16
Zeugenverhör. (Mit Holzschn.)	137

Dresden: Verlag von H. H. Grimm & Comp. — Druck von E. H. A. Roempler.

Verantwortlicher Herausgeber: Hermann Grimm.

Österreichische Nationalbibliothek
+Z175655600